Ein Ritt in's Märchenland.

Märchen

zur Bildung und Erholung

für die Jugend und Jugendfreunde

von

Placidus Reinhart.

Mit sechs Farbendruckbildern.

Regensburg, 1877.

Volks- und Jugendschriften-Verlag.

[G. Manz.]

Vorwort.

Nun darf ich mir wohl schmeicheln, daß ich durch Herausgabe zweier Werkchen als: **„Crispin Duselknopf“** und **„Schneeglöckchen“** die Herzen der Kinderwelt rasch gewonnen habe und fand ich mich dadurch veranlaßt, mit der lieben Jugend auch „einen Ritt in's Märchenland“ zu wagen. Wenn mich auf diesem Wege, der ja so reich an bunten Bildern ist, dieselbe

Theilnahme und Freude der Leser begleitet, wie bisher, so finde ich hierin den besten Lohn meiner Mühe und möge der Allgütige dazu seinen Segen spenden!

Dies der aufrichtige Wunsch

des Verfassers.

Der warnende Fingerring.

Die Familie des Königs von Konko bestand in mehreren Söhnen, welche die Eltern mit der größten Liebe und Sorgfalt erzogen. Da sie sich aber auch eine Tochter wünschten, die ihnen bis jetzt gefehlt und auf die sie noch immer hofften, so beschloß die Königin von Konko, Alzinde, eine mächtige Fee, die im Zauberpalaste ihres Feenreiches wohnte, um Aufschluß ihres künftigen Schicksals zu bitten.

Um ihre Absicht verborgen zu halten, reiste sie nur mit einem kleinen Gefolge ab, das sie jedoch an der Grenze des Feenreiches wieder zurücksandte. Ein reizendes Orangenwäldchen umfing jetzt die Königin von Konko. Berauschende Düfte umwehten sie von allen Seiten; es sangen die Vögel so anmuthig und das grüne Laub verbreitete eine so erfrischende Kühlung um sie her, daß sie entzückt immer weiter in den Wald drang, bis der Weg sich in ein dichtes Gebüsch verlor, das eine dampfende Quelle umschloß. Die

Königin blieb überrascht stehen und erblickte bald mit Entsetzen eine mißgestaltete Zwergin, die frohlockend um den sprudelnden Quell tanzte und dabei in widerlichen Tönen sang:

„Es scheinet die Sonne so heiß und so hell,
Es kochet, es siedet, es sprudelt der Quell,
D'rum werf' ich das Mägdlein hinein in den Schlund,
Das Wasser verstopft ihm auf ewig den Mund."

Jetzt näherte sich das häßliche Weib einem Kinde, das munter im Grase spielte, packte es bei den Füßen und wollte es in die siedende Quelle schleudern; aber die Königin stürzte mit einem Schrei des Entsetzens auf die Alte zu und entriß die Kleine ihren mörderischen Händen. Die Zwergin, überrascht und erschüttert von dieser Heftigkeit, wankte und sank in die dampfende Quelle; kaum aber hatte sie das Wasser berührt, so fing es an zu brausen, zu knistern, sich zu entzünden und in großen Feuerflammen empor zu steigen. Die Königin, von Angst getrieben, nahm das Kind in ihre Arme und entfloh so schnell sie konnte. Sie drang immer vorwärts und gelangte bald in einen schönen Wiesengrund, dessen Mitte ein Palast von glattem weißen Marmor schmückte. Ueber dem Haupteingang glänzte ein Wappen von bunten Edelsteinen, und in Brillantfeuer strahlte die Inschrift:

„Sitz der Wohlthätigkeit."

Die Königin vermuthete, daß dies der gesuchte Palast der Fee Alzinde sei und betrat ihn mit hoffendem Vertrauen. Sie wurde in ein Zimmer geführt, dessen schönste Zierde in blühenden Blumen bestand, die in Gefäßen von

Kristall umher standen und den angenehmsten Wohlgeruch verbreiteten. Die Fee lag auf einem Ruhebette und vor ihr stand ein Tisch von Alabaster, worauf viele aufgeschlagene Zauberbücher lagen.

Als die Königin eintrat, erhob sich Alzinde von ihrem Sitze, ging ihr einige Schritte entgegen und begrüßte sie mit den Worten: „Seid mir willkommen! Ich kenne Euer Anliegen, Königin! denn ich habe eben den Lauf Eures Schicksals in meinen Büchern nachgeschlagen. Ihr habt Euch zu einer glücklichen Stunde auf den Weg zu mir gemacht, denn das Kind, das Ihr gerettet, ist Eure Tochter."

„Meine Tochter!" rief die Königin erstaunt. „Wie wäre dies möglich! Da ich noch nie eine Tochter geboren?" —

„Setzet Euch," sprach die Fee, „und vernehmet, was Euch unglaublich scheinen wird. Ihr habt heute die Zauberin Purlipurli, jene mißgestaltete Zwergin, mit Schrecken kennen gelernt. In diesem häßlichen Körper wohnte eine eben so häßliche Seele, die nur Wohlgefallen an den Seufzern und Thränen der Menschen fand. Ihr neidisches Gemüth zerstörte jedes Familienglück, indem sie den zärtlichsten Eltern ihre Kinder raubte und in die dampfende Zauberquelle warf. Als Eure kleine Tochter geboren ward, befand sie sich unsichtbarer Weise zugegen, und verwechselte das Kind schnell mit einem jungen Prinzen, den sie ebenfalls geraubt. Sie wußte wohl, wie sehr Ihr Euch ein Töchterlein gewünscht, und freute sich daher ungemein, als sie die Betrübniß über Eure getäuschte Hoffnung sah. Da ich aber stets Eurem Hause wohlgewogen war, weil es jederzeit die Unterthanen mit Liebe und Weisheit regierte, so entlockte

ich, um Euch zu dienen, das Kind der bösen Zauberin und nahm es unter meinen besonderen Schutz. Heute aber wußte sich die Kleine unbeachtet aus meinem Palaste zu entfernen, verlief sich im Walde und kam so wieder in die Gewalt der Fee Purlipurli, welche Euer Kind in demselben Augenblicke in die sprudelnde Quelle werfen wollte, als Ihr als rettender Engel erschienet. Aus Verzweiflung stürzte sie sich nun selbst in die Tiefe, und ihr Geist muß nun tausend Jahre lang im Dunkeln walten, bis er wieder einen Körper erhält und an das Tageslicht kommt."

Die Königin war außer sich vor Freude über ihr wiedergefundenes Kind, und wollte sich der Fee dankbar zu Füßen werfen; aber diese schloß sie in ihre Arme und sprach: „Erbittet Euch nun für Eure Tochter, was Euch am wünschenswürdigsten scheint. Es sei Schönheit, Verstand oder Reichthum, ich werde es Euch gewähren."

Da antwortete die Königin: „Dies Alles ist der Vergänglichkeit ausgesetzt, denn selbst der Verstand ist den Gebrechlichkeiten des Körpers im Alter unterworfen. Wollt Ihr aber meiner Tochter ein gutes, wohlwollendes Herz verleihen, so wird ihr Glück dadurch in dieser und jener Welt gesichert sein."

„Glücklich und zufrieden kann man allerdings nur dann sein," erwiederte die Fee, „wenn man immer gut ist. Damit man aber dieses sei und bleibe, ist es nothwendig, stets auf die innere Stimme des Gewissens zu hören, das die Vorsehung zu diesem Zwecke in den Menschen gelegt hat. So lang Eure Tochter darauf achtet, und Nichts thut, was dieser Stimme entgegen ist, wird sie immer durch ein gutes Bewußtsein sich und Andere beglücken.

Schenkt sie aber der warnenden Stimme kein Gehör, so wird diese zuletzt gänzlich verstummen und Eure Tochter wird dem Laster verfallen und elend werden. Damit aber dies nicht geschehe, will ich ihr einen Ring [illegible]ken, der sie warne und bei jeder üblen Handlung in den Finger steche, so lange sie ihn tragen wird." —

„O dann bitte ich Euch," flehte die Königin, „lasset diesen köstlichen Ring ganz in ihrem Fleische verwachsen, damit er sie lebenslänglich schmerze, falls sie nicht auf ihr Gewissen hören und gut sein wollte."

„Ich hoffe nicht, daß dies nöthig sein wird," erwiederte die Fee, „doch will ich Eure Wünsche erfüllen." Zugleich nahm sie aus einem wohlriechenden Kästchen von Rosenholz einen kleinen, goldenen Ring, sprach einige Zauberworte darüber und steckte ihn Klotilden, so hieß die kleine Prinzessin, an das Fingerchen. Klotilde lächelte und freute sich ungemein über den Ring, ohne zu ahnen, welche Zaubergewalt er über sie üben werde.

Ehe die Königin den Zauberpalast verließ, bat sie, die innere Einrichtung sehen zu dürfen. Aber wie erstaunte sie über die Werke der Wohlthätigkeit, die sie hier üben sah. Kranke wurden verpflegt und geheilt, arme Kinder erzogen und unterrichtet. Lehrlinge für allerlei Handwerke und Dienstmädchen zum allgemeinen Besten gebildet. Da gelobte die Königin heimlich eine ähnliche Anstalt in ihrer Residenz zu gründen, um in dankbarer Weise die Rettung ihres Kindes zu feiern und zu verewigen.

Vor der Thür stand schon ein geflügelter Wagen, welcher die Königin und ihr Töchterlein durch die Lüfte führte und sie glücklich nach der heimathlichen Residenz brachte.

Dank- und Freudenfeste erschallten jetzt im ganzen Königreiche Konko, und alle Unterthanen nahmen frohen Antheil an dem glücklichen Ereigniß der fürstlichen Familie.

Da der König und die Königin den kleinen untergeschobenen Prinzen, Namens Phanor, als ihr eigenes Kind bisher geliebt hatten, beschlossen sie, ihn für immer als solches anzunehmen und weder ihm noch sonst Jemanden zu gestehen, daß er nicht ihr Sohn sei.

Klotilde gewöhnte sich auch bald an Phanor, der mit ihr von gleichem Alter war, und gewann ihn ungemein lieb. Er mußte Theil an ihren Spielen nehmen, und sie war nur dann recht vergnügt, wenn er stets an ihrer Seite war, Bilderbücher mit ihr durchblätterte, Kartenhäuschen baute, oder mit Bleistift allerlei Thiere auf Papier zeichnete. Fehlte er aber bei ihren Spielen, so war sie verdrießlich und mürrisch; dann aber drückte und stach sie der Ring so lange, bis sie wieder hübsch geduldig und artig war.

Je älter aber Klotilde wurde, desto mehr Unarten zeigten sich bei ihr. Sie hatte Hang zur Schwatzhaftigkeit, war öfters ungehorsam und naschhaft, lernte nicht gern und erlaubte sich zuweilen eine kleine Unwahrheit. Dies betrübte die Eltern aber um so mehr, als sie ihrem Kinde gern den Schmerz erspart hätten, den es täglich an seinem Finger dulden mußte. Denn je fehlerhafter Klotilde ward, je mehr stach und drückte sie der Ring, so daß zuweilen das helle Blut von ihrer Hand herabfloß.

Ganz anders ging es mit Phanor. Er war fleißig, gehorsam, gutmüthig und liebenswürdig, ohne daß es nöthig war, ihn durch Strafen dazu anzuhalten. Er wurde aber auch von Jedermann geliebt und Alle bestrebten sich,

ihm Freude zu machen, während man Klotilden nur ihren Eltern zu Liebe freundlich begegnete; selbst Phanor zog sich von ihr zurück und wollte nicht mit ihr spielen, so lange sie einen rothen blutigen Finger trug.

Als sie ihm eines Tages Vorwürfe darüber machte, sagte er: „Ich mag Nichts mit einem Mädchen zu schaffen haben, das nicht auf die Stimme ihres Gewissens hört.“

„Wer sagt dir denn, daß ich nicht darauf höre?“ erwiederte sie schnippisch.

„Dein rother blutiger Finger sagt es mir; denn würdest du jede Untugend sogleich unterlassen, wenn dich dein Gewissen warnt, so würde dich der Ring niemals in den Finger stechen und du würdest ein gutes, liebenswürdiges und glückliches Mädchen sein.“

Mit diesen Worten entfernte sich Phanor und überließ Klotilden ihrem eigenen Nachdenken. Sie war jetzt schon sieben Jahr alt und konnte also wohl wissen, was zu ihrem Besten diente. Sie mußte sich selbst gestehen, daß sie sich das Leben durch ihr unartiges Betragen ungemein verbitterte, und daß sie damals, als Phanor sie noch liebte und ihre Eltern ihr freundlich zulächelten, viel glücklicher gewesen als jetzt, wo sich Jedermann von ihr zurückzog. Je mehr sie aber dies einsah, desto trauriger ward sie, bis sie eines Tages in bittere Thränen ausbrach und vor Schmerz ihre kleinen Hände rang.

Da erschien ihr plötzlich die Fee Alzinde. Sie schloß sie in ihre Arme und sprach mitleidig: „Was fehlt dir, mein gutes Kind, daß du so traurig bist?“

„Ach ich bin sehr, sehr unglücklich!“ schluchzte Klotilde, „denn Niemand liebt mich, selbst Phanor nicht.“

„Warum denn? Du bist ja doch ein so hübsches Mädchen, auch fehlt es dir nicht an Verstand.“

„Ach, Alle sagen, ich sei böse und ungehorsam.“

„Und das bist du wohl nicht, mein Kind? — dann thut man dir ja großes Unrecht.“

„Zuweilen bin ich wohl ein wenig unartig; aber ich weiß ja gar nicht, wie ich es anders machen soll.“

„Du besitzest ja doch einen innern Warner, das Gewissen, oder wenn dieser schweigen sollte — einen Ring, der seine Stelle vertritt.“

„O dieser ist ganz stumm und kann gar nicht sprechen.“

„Aber du fühlst ihn doch, wenn du ihn auch nicht hörst.“

„O ja wohl! er sticht mich ja öfters bis auf's Blut.“

„Thut er denn dies auch, wenn du gütig, wohlthätig, gehorsam und lernbegierig bist?“

„O nein, dann verhält er sich ganz ruhig.“

„Also fühlst du ihn wohl nur dann, wenn du unartig und böse bist?“

„Ja.“

„Macht dich denn ein solches Betragen so glücklich, daß du selbst den Schmerz an deinem Finger nicht achtest?“

„O nein, gar nicht glücklich!“ schluchzte Klotilde.

„Warum verharrest du denn aber darin?“

„Das weiß ich selbst nicht.“

„Ich will dir einen guten Rath geben. Du weißt, ich liebe dich wie meine Tochter, das habe ich dir in den ersten Jahren deines Lebens, die du unter meiner Aufsicht zugebracht, genugsam bewiesen; daher wünsche ich nun auch, dich recht glücklich zu sehen; aber dies wirst du niemals werden, wenn du nicht auf die Mahnung deines

Gewissens, deiner Eltern oder deines Ringes achtest. Sagt man dir, es sei nicht recht, ungehorsam, schwatzhaft, mürrisch, lügenhaft oder träge zu sein — so unterlasse es sogleich. Aber zuerst mußt du damit anfangen, jeden unrechten Gedanken, der in dir aufsteigt, zu entfernen; besonders hüte dich vor übler Laune, und suche dich sogleich zu zerstreuen, wenn du sie in dir aufkeimen fühlst! Willst du mir wohl versprechen, mein gutes Kind, es auf diese Weise nur acht Tage lang zu versuchen?"

„Versprechen will ich es gern," erwiederte Klotilde, „wenn ich es nur halten kann."

„Du mußt es nur fest und bestimmt wollen, dann wird es schon gelingen. Ich werde dir immer unsichtbar zur Seite stehen und sehen, ob du meine Wünsche erfüllst."

Bei diesen Worten küßte die Fee Klotilde auf die Stirn und verschwand. Bald darauf trat ein Kammermädchen ein, die Prinzessin anzukleiden. Bei dieser Gelegenheit war Klotilde gewöhnlich sehr übler Laune, was das arme Mädchen stets bitter empfinden mußte. Heute aber wußte sich Klotilde zur großen Freude des Kammermädchens zu beherrschen; auch in den Unterrichtsstunden zeigte sie sich aufmerksam und eifrig, so daß der Ring, anstatt zu stechen, recht hell und freundlich glänzte. Als nun gar die Eltern sie belobten, da war ihr so wohl um's Herz, daß sie den festen Entschluß faßte, von nun an ein anderes, besseres Verhalten an den Tag zu legen. Freilich siegte noch zuweilen die üble Laune und der Ring drückte dann Klodilden, oder stach sie in den Finger; aber sie verlor den Muth nicht, sondern nahm sich nur immer fester vor, ihre Fehler abzulegen und sich selbst zu beherrschen. Auch munterte

sie der Gedanke auf, daß die gütige Fee sie unsichtbar beobachte und sich über ihre Besserung freuen werde. So ging sie denn mit schnellen Schritten dem Ziele entgegen und Alle freuten sich darüber, und liebten sie wieder, wie in den ersten Tagen ihrer Kindheit. Besonders aber bezeigte Phanor ihr seine Zufriedenheit und spielte mit ihr in seinen Erholungsstunden, wie vormals.

So gingen die Jahre der Kindheit schnell vorüber und Klotilde reifte zu einer überaus liebenswürdigen Jungfrau heran, die Jedermann liebte und schätzte.

Auch Phanor war zu einem schönen, muthigen und kenntnißvollen Jüngling herangewachsen, der durch sein gefälliges und angenehmes Betragen Alle, die ihn kannten, für sich einnahm. — Vor Allen aber liebten sich Klotilde und Phanor.

Vor Allem aber wünschten der König und die Königin von Konko zu erfahren, wer Phanor's Eltern wären. Da aber alle Nachforschungen fruchtlos blieben, so beschlossen sie, die Fee Alzinde darüber zu befragen. Leider vermochte diese ihre Anfrage nicht zu beantworten, da das Geheimniß von des Prinzen Geburt mit der Zauberin Purlipurli abgestorben war. Aber sie schenkte ihnen einen wahrsagenden Vogel mit der Versicherung, daß er zu seiner Zeit die Vergangenheit enthüllen würde. Es war ein schönes buntgefiedertes Thier, das Klotilden viel Vergnügen machte; sie fütterte es selbst, und gewöhnte es so sehr an sich, daß es ihr nachlief wie ein Hündchen, oder sich auf ihre Schulter setzte, wenn sie arbeitete.

Da nun der König immer älter wurde und daher sehr wünschte, seine Tochter noch vor seinem Tode vermählt zu sehen, diese aber nicht die geringste Neigung dazu zeigte, so

beschloß er ein großes Ritterspiel (Turnier) abzuhalten, wobei sich viele Fürsten und Könige einfinden sollten. Dem Tapfersten unter ihnen wollte er dann die Prinzessin zur Gemahlin geben.

Als nun der festliche Tag herannahte, strömten von allen Seiten Wagen und Ritter auf schön gesattelten Pferden herbei. Unter den Fremden befand sich auch der mächtige König von Karako mit seinen beiden Söhnen.

Der Kampf begann unter Pauken- und Trompetenschall. Vor Allen zeichneten sich dabei Phanor und die beiden Prinzen von Karako durch Muth und Tapferkeit aus. Letztere schmeichelten sich daher, die Wahl der Prinzessin würde auf Einen von ihnen fallen. Aber Klotilde behandelte sie kalt und gleichgiltig und freute sich nur über die Siege, welche Phanor errungen hatte.

Sechs Tage dauerten die Festlichkeiten. Am siebenten sollte sich die Prinzessin vor ihrem Hofe und allen Fremden für einen der Sieger, nämlich für die Prinzen von Karako erklären. Denn Phanor, obgleich er die ersten Preise erhalten hatte, konnte auf Klotilde keinen Anspruch erheben, da er ja von der gesammten Ritterschaft als Bruder derselben betrachtet wurde, und die Eltern das Geheimniß nicht verrathen wollten. Aber Klotilde vermochte es nicht, eine Wahl zu treffen, und kein Wort entwand sich ihren bebenden Lippen. Die besorgten Eltern und Brüder standen erwartungsvoll umher. Phanor aber sank unwillkürlich zu Klotilden's Füßen nieder, zugleich schwebte der buntgefiederte Vogel herbei, setzte sich auf Phanor's Haupt und sprach zur Prinzessin gewendet:

„Dies ist der Rechte, der dich liebt,
Und dir sein Herz und Reich hingibt.“

Die ganze Versammlung sah sich betroffen an und wußte nicht, was sie von dem Wundervogel denken sollte. Er aber redete weiter:

„Prinz Karako ist er geheißen,
Bald wird man seine Thaten preisen,
Wenn ihn der Vater anerkannt
Und mit ihm theilet Kron' und Land."

„Was ist das!" rief der König von Karako in großer Bewegung aus! Bei diesen Worten verschwand der schöne Vogel, und an seiner Stelle erschien die Fee Alzinde jung, schön und in reizendem Anzug. Sie wendete sich zu dem König von Karako und sprach: „Dieser Jüngling, Fürst, ist dein erstgeborner Sohn und Thronerbe. Er wurde dir von der übelgesinnten Fee Purlipurli geraubt, und der Königin von Konko statt einer Tochter untergeschoben. Das Geheimniß seiner Geburt ist bisher blos der Königin der Feen bekannt gewesen. Auf mein Bitten aber bewilligte sie mir jenen Zaubervogel, der es zur rechten Zeit entdecken sollte. Dieser Zeitpunkt ist heute eingetreten, der das Schicksal der Prinzessin Klotilde entscheiden sollte. Die beiden jungen Leute liebten sich von Jugend auf, und es wird jetzt nur von ihren Eltern abhängen, sie auf immer glücklich zu machen."

Als die Fee geendiget hatte, sanken Phanor und Klotilde entzückt zu deren Füßen nieder, und umfaßten ihre Kniee voll dankbarer Rührung. Die Fee aber küßte sie auf die Stirn, legte segnend die Hand auf ihr Haupt und verschwand.

Froh beglückt gaben die Eltern ihre Einwilligung;

S. 16



VOLKS-JUGENDSCHRIFTEN-VERLAG (O. MANZ) REGENSBURG.

Freudenfeste wurden veranstaltet und die Vermählung des glücklichen Paares unter dem allgemeinen Jubel des Volkes vollzogen. —

Die Königin von Konko erfüllte ihr Gelübde und erbaute in ihrer Residenz eine großartige Anstalt, in welcher Hilfsbedürftige aller Art eine schützende Zufluchtsstätte fanden.

Der Einsiedler.

Nahe an einer großen Stadt befand sich ein schöner Garten, der mit herrlichen Fruchtbäumen, Grotten, Springbrunnen und immer blühenden Blumen geziert war. Er enthielt auch ein kleines Birkenwäldchen, in dessen Mitte ein alter Einsiedler wohnte. Er hatte schneeweiße Haare, ein ehrwürdiges Angesicht und einen langen Bart, der ihm bis über die Brust herabhing. Ein braunes langes Gewand bedeckte seinen Leib, und an seinen Füßen trug er Sandalen. Er wohnte in einer Klause, die innen mit glänzenden Muscheln verziert war. Sein Lager bestand aus weichem Moos und auf dem steinernen Tische, vor dem er saß, lag ein großes Buch aufgeschlagen, worin er sehr aufmerksam zu lesen pflegte. Ueber der Klause hing eine Glocke an einem Seil und neben der Thüre stand ein Opferstock mit der Aufschrift: „Der alte Einsiedler bittet um eine Gabe für die Armen.“

Viele Eltern kamen mit ihren Kindern, den alten Mann zu besuchen. Und gewöhnlich hielten sie dann diese an, eine kleine Gabe von ihrem Taschengelde in den Opferstock zu legen. Thaten sie dies mit wohlwollendem Herzen, so nickte der Einsieder ihnen Beifall zu; er schenkte ihnen dann auch zuweilen ein hübsches Bildchen und ermahnte sie zum Guten. Mit Vergnügen bemerkten die Mütter, daß ihre Kinder viel besser von dem Klausner zurückkehrten, als sie vorher gewesen waren.

Als dies Herr Klings, ein reicher Kaufmann, hörte, schickte er seinen Sohn, einen wilden, sittenlosen Buben, ebenfalls zur Einsiedelei, in der Hoffnung, daß er sich, wie andere Kinder, durch den Umgang mit dem Klausner bessern würde. Er gab ihm auch zugleich ein Goldstück mit dem Befehle, es in die Armenbüchse zu legen.

Otto begab sich sogleich zum Klausner. Statt aber das Goldstück in den Opferstock zu legen, behielt er es für sich und warf dafür eine goldgelbe Spielmarke hinein. Da der Einsiedler nicht von seinem Buche aufsah und immer fortlas, dachte Otto, er habe den Betrug nicht bemerkt, und sprang lustig davon, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Von diesem Tage an wurde aber Otto's Betragen noch viel schlimmer. Das Geld, das er heimlich zurückbehalten hatte, verwendete er zu Näschereien aller Art. Der Vater, welcher die Hoffnung, seinen Sohn zu bessern, noch nicht aufgab, händigte Otto wiederholt Geld ein, auf daß er es für die Armen bei dem Einsiedler einlege; aber Otto behielt es jedesmal für sich und ward durch die üble Anwendung, die er davon machte, nur immer böser und

lasterhafter, so daß der bekümmerte Vater alle Hoffnung zu seiner Besserung verlor, und ihm auch kein Geld mehr gab. Gleichwohl wanderte Otto noch oft zum Klausner, aber nur in der Absicht, ihn zu necken, seine Glocke zu ziehen, oder ihm Steinchen an den Kopf zu werfen.

Als sich nun der böse Knabe eines Tages wieder an das Seil der Glocke hing, wickelte sich plötzlich das Seil wie eine Schlange um seine Hand; die Glocke schwebte frei vom Gerüste auf und erhob sich mit dem Knaben in die Luft. Otto schrie gewaltig und wollte seine Hände losmachen; aber sie waren fest an das Seil gefesselt, und er flog wie mit einem Luftball über Städte und Dörfer bis zu einem dichten Walde, der an einer Landstraße lag. Hier wurde er vor einer leeren Einsiedler-Klause niedergesetzt, und die Glocke sammt dem Seile verschwand vor seinen Augen.

Nachdem Otto sich vom ersten Schrecken erholt hatte und seine Gestalt in einer nahen Quelle erblickte, sah er mit Entsetzen, daß sie in einen alten Klausner verwandelt war. Aber er hatte nicht wie Jener in seiner Vaterstadt ein ehrwürdiges Angesicht, sondern eine häßliche Larve, die alle Laster seiner Seele ausdrückte.

Der Neid, der sein Herz beherrschte, malte sich in einer dunkelgelben, schwarzgefleckten Haut. Eine hochrothe Nase drückte seine Neigung zum Trunk aus. Grüne tückische Katzenaugen blitzten aus tiefen Augenhöhlen. Eine kleine zusammengedrückte Stirn bewies die Leere seines Gehirns, und ein großer schiefer Mund zeugte von den boshaften Spöttereien, die er sich bisher gegen Jedermann erlaubt hatte. Statt eines grauen, ehrwürdigen Bart-

und Hauptthaars, sah man rothe, borstenartige Stoppeln, die sein falsches Gemüth bezeichnen sollten. Seine großen Ohren glichen denen eines Esels, als beschämendes Zeichen seiner Unwissenheit, und die Nägel seiner Finger waren wie Katzenkrallen gestaltet. So war das Innere seines Herzens auch äußerlich abgeprägt.

Sobald er sich einigermaßen über sein Schicksal beruhigt hatte, ging seine erste Sorge dahin, sich Lebensmittel zu verschaffen. Er durchsuchte vor Allem die Klause; er fand aber Nichts, als getrocknete Kräuter, welche er unwillig wegschleuderte. Nun suchte er Beeren in dem Walde, die er auch fand; da sie ihn aber nicht hinlänglich gegen Hunger und Durst schützten, beschloß er, sich durch Bettel eine bessere Mahlzeit zu verschaffen. „Dabei brauche ich doch nicht zu arbeiten,“ sprach er bei sich selbst, „und kann dennoch ein recht gemächliches Leben führen.“ — Gedacht, gethan! er setzte sich an die Landstraße und wartete auf die Wohlthätigkeit gutherziger Menschen. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein Wagen mit einer vornehmen Herrschaft herangefahren; sogleich zog Otto sein Käppchen und rief mit lauter Stimme:

„Ein armer Einsiedler bittet um eine Gabe!“

Der Wagen hielt und es wurde dem Bettler ein ansehnliches Goldstück hingereicht. Da dachte Otto: das ist ja ein herrlicher Verdienst! Er eilte nun dem nächstgelegenen Dorfe zu und bestellte im dortigen Wirthshause ein treffliches Mittagessen, das er sich auch köstlich schmecken ließ. Als er aber den Beutel zog, die Zeche zu bezahlen, fand er darin, statt des Goldstücks, eine goldgelbe Spielmarke; damit aber begnügte sich der Wirth nicht. Er

schalt ihn einen Betrüger, zog ihm, um sich schadlos zu halten, seine gute Kutte aus, und warf ihm dafür einen alten abgenutzten Kittel zu. Otto vermuthete, die Fremden hätten sich in der Münze geirrt, und wanderte weiter an die Landstraße. — Bald begegneten ihm ein paar muthwillige Knaben, die ihn mit seiner rothen Nase neckten, und ihm Steinchen und Kletten zuwarfen. Da dachte Otto bei sich selbst: Eben so habe ich es dem alten Einsiedler und anderen Leuten in meiner Vaterstadt gemacht! Es mochte ihnen wohl so wenig gefallen, als es mir jetzt gefällt. Doch tröstete er sich, als eben mehrere Personen des Weges kamen, die ihm eine Gabe reichten. Es waren keine Goldstücke, aber doch Kupferpfennige. So bettelte er fort, von Ort zu Ort.

Als sich nun Otto des Abends eine Herberge suchte, fiel es ihm ein, sein Geld vorher noch einmal zu zählen. Aber wie groß war sein Schrecken, als er abermals statt gangbarer Münze Spielmarken in seiner Tasche fand. Da gedachte er des Klausners und jenes Opferstocks, in welchen er statt der Goldstücke, die ihm sein Vater gegeben, Spielmarken gelegt hatte. Er bereute jetzt von Herzen das Unrecht, das er einst den Armen so böswillig zugefügt hatte. Da verwandelten sich die Spielmarken sofort in gutes Geld. Otto war darüber so sehr erfreut, daß er einige Stücke davon nahm und sie einem vorübergehenden Armen gab. Er fühlte hiebei eine so angenehme Regung, wie er sie noch niemals empfunden hatte.

Als er aber nachher in dem Wirthshause für seine kleine Baarschaft nur ein geringes Abendbrod erhielt, sah er es mit Verachtung an, und warf neidische Blicke auf

die besseren Gerichte, die ein Reisender vor sich hatte. Doch kaum gab er dieser häßlichen Empfindung Raum, so färbte sich sein Gesicht noch dunkelgelber, als es schon war. Die Speise, die er vor sich gehabt, entschwand seinen Augen und er sah nichts weiter, als eine leere Schüssel auf dem Tische stehen. Anfangs glaubte er, man habe sie ihm aus Scherz vertauscht, und er setzte den Wirth darüber zu Rede. Aber dieser und die anwesenden Gäste lachten ihn nur aus; denn sie sahen die Speisen, die er, durch Zauber geblendet, nicht bemerkte, deutlich vor ihm stehen und dachten, er wäre nicht recht bei Verstand. Als er aber beleidigende Reden gegen den Wirth ausstieß, jagte dieser ihn mit hungrigem Magen zum Hause hinaus. —

Einsam und verlassen saß Otto jetzt nachdenkend auf offener Straße. Endlich schlug er sich vor die Stirn und sagte: „Hätte ich doch lieber meine geringe Kost sogleich gegessen, statt den Fremden zu beneiden, so wäre jetzt mein Hunger gestillt, — ich könnte mich auf ein weiches Lager niederlegen und brauchte nicht diese Nacht unter freiem Himmel auf dem harten Erdboden zuzubringen! Der Neid ist doch ein häßlicher Fehler, den ich mir gewiß abgewöhnen will.“

Kaum hatte er diesen guten Vorsatz gefaßt, so verlor sich seine gelbe Gesichtsfarbe und ein Laibchen Brod nebst einer geräucherten Wurst fielen von der Luft herab. Otto stürzte begierig darauf und verzehrte die einfache Speise mit dem größten Vergnügen; denn der Hunger hatte sie ihm gewürzt. Als er aber nun sehr durstig wurde, und ein paar Knaben eben mit einem Krug Wasser vorbei gingen, bat er sie um einen Trunk. Sie aber spotteten

seiner und riefen ihm zu: „Dich mit deiner kupferrothen Nase lassen wir nicht aus unserm Kruge trinken. Kaufe dir nur ein Gläschen Branntwein, das wird dir besser schmecken, als das dünne Quellwasser.“ Und hierauf gingen sie weiter.

„Ach!“ seufzte Otto, „wie oft hat mir mein Vater gesagt, ich würde noch der Kinderspott werden, wenn ich mich an starke Getränke gewöhnte! Wäre ich nur wieder bei ihm, ich wollte mich gewiß gern mit bloßem Quellwasser begnügen.“ Da verschwand plötzlich die Röthe von Otto's Nase, zugleich erschien ein kleines Männchen, reichte ihm ein Töpfchen mit Wasser und verschwand. Vergnügt und dankbar nahm es Otto und wollte seinen Durst löschen. Da schlich sich aber einer jener bösen Knaben herbei, schlug ihm mit tückischer Freude das Töpfchen aus der Hand und lief lachend davon. Otto sprang zornig auf und wollte ihn verfolgen. Doch bald besann er sich eines Bessern; „ei,“ sagte er, „ich habe es ja früher auch nicht anders gemacht; was ich jetzt leide, habe ich wohl verdient.“

Da ihn der Durst außerordentlich quälte, mußte er sich entschließen, in das Dorf zurückzugehen. Vor demselben traf er die Knaben, die ihn verspottet und gekränkt hatten, in Zank und Streit. Der Krug mit Wasser stand neben ihnen; aber sie achteten nicht darauf, stießen daran und er zerbrach in Stücke. Nun fingen sie an zu klagen und zu weinen und getrauten sich nicht nach Hause. Statt nun sich schadenfroh über ihr Unglück zu freuen, wie es Otto noch vor Kurzem gethan haben würde, fielen ihm diesmal die Erinnerungen seines Lehrers ein, der ihm öfters bei solchen Gelegenheiten sagte:

„Ein edler Mensch rächt sich nicht. Thuet Gutes denen, die euch beleidigt haben.“ Das wollte auch Otto. Er näherte sich den Knaben, suchte sie zu besänftigen und schenkte ihnen etwas Geld, einen andern Krug zu kaufen. Sie dankten ihm vergnügt und liefen in ein nahes Haus, denn sie waren Brüder. Otto aber bemerkte sogleich eine Veränderung an seinem Munde, und als er ihn befühlte, hatte er seine gewöhnliche Größe wieder erhalten und nicht mehr den schiefen, spöttischen und schadenfrohen Zug wie vorher.

Als er vor dem Hause der Knaben vorbeiging, hörte er ganz deutlich, daß sie die Schuld des zerbrochenen Wasserkruges auf ihn schoben und ihren Eltern kein Wort von dem Geschenke sagten, das er ihnen gegeben hatte.

„O, ihr falschen Heuchler und Verleumder!“ rief er aus, „wie könnt ihr vor Gottes allwissendem Auge so lügenhafte Beschuldigungen wagen? Doch! — habe ich es nicht selbst öfters so gemacht? O gewiß; ich habe nicht das Recht, mich zu beklagen! Aber ich bitte dich, guter Gott, fuhr er fort, vergib mir meine Schulden!“ Zugleich nahm er seine Mütze in die gefalteten Hände und blickte gen Himmel. Da wallte ein schönes braunes Haar über seine Schultern herab und der rothe struppige Bart war verschwunden.

Otto begab sich jetzt an einen Brunnen und löschte seinen Durst; dann kroch er in eine Scheune und legte sich auf das weiche Heu nieder. Kaum aber war er eingeschlafen, so wurde er mit Schimpfworten wieder erweckt und als ein verdächtiger Bettler davon gejagt. Er wußte nun nicht, wo er sich in der Dunkelheit hinwenden sollte.

Nachdem er die Nacht im Freien zugebracht, setzte er

sich wieder an die Straße, Almosen zu sammeln. Da aber die Besserung seiner Seele so vortheilhaft auf seinen Körper gewirkt hatte, daß dieser weder Krankheit, Alter noch Schwäche mehr verrieth, so erhielt er auf sein Ansuchen um eine milde Gabe von allen Seiten die Antwort: er solle mit seinen gesunden Gliedern arbeiten und sich selbst ernähren.

Den Hunger abzuwehren, ging Otto eines Tages in ein Wirthshaus und ließ sich hier ein Stück Brod gegen eine kleine Münze geben. Der Wirth war ein guter Mann, und gab ihm aus Mitleid unentgeldlich ein Glas Bier dazu. Otto hatte kaum noch die Hälfte seines Bieres getrunken, als der zehnjährige Sohn des Wirthes heranschlich und ohne Weiteres das Glas leerte. Otto ertrug es mit Geduld; er hatte ja die Diener seines Vaters einst auch nicht besser behandelt.

Die Wirthin vertheilte jetzt Aepfel unter ihre Kinder; sie legte auch Otto einige davon hin und entfernte sich. Er wollte sie schälen und stand auf, um ein Messer zu holen; als er aber an seinen Platz zurückkehrte, hatte derselbe Knabe ihm das Obst genommen und lief damit lachend zur Thüre hinaus. -- „Es geschieht mir Recht!" sagte Otto bei sich selbst; „denn ein Gleiches fügte ich auch gar oft meinen Kameraden zu."

Da es schon ganz dunkel war, bot ihm der Wirth ein Strohlager in seinem Hause an, und Otto, ermüdet von des Tages Last, legte sich zeitlich hinter den warmen Ofen nieder und versank bald in einen tiefen Schlaf. Als er aber des andern Tages erwachte und seine kleine Zeche bezahlen wollte, befand sich kein Pfennig mehr in seiner Tasche. Sein Verdacht fiel sogleich auf den bösen

Knaben, der ihn um Bier und Obst gebracht, und er theilte seinen Argwohn dem Wirthe unverholen mit. Dieser nahm sogleich seinen Knaben in's Verhör, und da er ihn wirklich schuldig fand, so züchtigte er denselben, wie er es verdiente. — Da seufzte Otto und dachte: „O hätte mir mein Vater ein Gleiches gethan, würde ich gewiß nicht so oft genascht und ihn und Andere bestohlen haben. Es ist mir durch diesen Knaben nur Gleiches mit Gleichem vergolten worden, und ich erkenne jetzt, wie lasterhaft ich gewesen bin."

Als er bei diesen Gedanken die Augen demüthig niederschlug, bemerkte er, daß seine Finger die diebischen Katzenklauen verloren hatten.

Der Wirth ersetzte Otto das entwendete Geld, und legte noch einige Pfennige dazu; was Otto dankbar annahm und sich hierauf voll trauriger Gedanken auf den Weg machte. Er sprach mehrere Reisende um Almosen an, erhielt aber jedesmal zur Antwort: er möchte arbeiten und sich sein Brod selbst verdienen. — Da brach er endlich in bittere Thränen aus und beschloß, seine Dienste einem reichen Pächter anzubieten. Als dieser ihn aber fragte: ob er des Schreibens, Lesens und Rechnens kundig sei und Otto immer mit Nein antwortete, stellten sich ein paar lustige Knaben hinter ihn, zeigten mit ihren Fingern auf seine Ohren, und riefen lachend aus: „O, das sieht man schon an seinen spitzigen Ohren, daß er Nichts gelernt hat."

Doch Otto kehrte sich nicht daran und sagte zum Pächter: „Ich will Euch gerne umsonst dienen und die niedrigsten Geschäfte verrichten; nehmet mich nur auf in Eurem Hause, damit ich nicht vor Hunger sterbe."

Da ward der Mann gerührt. Auch seine Kinder fühlten Mitleid und unterstützten Otto's Bitte so gut, daß er die Erlaubniß erhielt, in der Familie bleiben zu dürfen.

Otto war von nun an achtsam auf Alles, was man ihm sagte, und vollzog es mit der größten Bereitwilligkeit. Da er sich in den Feierstunden auch gern mit den Kindern seines Herrn abgab und mit ihnen spielte, erboten sich diese ihm dagegen Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren. — Otto faßte Alles begierig auf und übertraf gar bald seine jungen Lehrmeister. Kaum fing er aber an, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben, als seine langen Eselsohren verschwanden und der Pächter, der ihn jetzt viel besser gebrauchen konnte, setzte ihm einen kleinen Jahreslohn aus.

Otto hatte schon ein paar Jahre in diesem Hause zugebracht und keine Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben. Da saß er eines Tages unter einem schattigen Baume und dachte an seinen Vater zurück. „O wie viel Freude hätte ich dir machen können, guter Vater!" rief er aus, „wenn ich immer so rechtschaffen gewesen wäre, als ich jetzt zu sein glaube. Ach! wäre ich doch nur noch Einmal so glücklich, mich deinen Sohn nennen zu dürfen, wie ganz anders solltest du mich wieder finden!" Da er bei diesen Worten seine Blicke gen Himmel wendete, sah er einen dunkeln Punkt in der Luft schweben — und als er sich herab senkte, bemerkte er die ihm noch wohl bekannte Glocke des Klausners; er streckte unwillkürlich seine Hände nach dem Seile aus — und schnell wurde er von demselben umwunden und in die Höhe gehoben. Er schwebte nun über Berge und Thäler, voll froher Hoffnung seinem Vaterlande zu. Hier wurde er sanft vor der Klause des Einsiedlers

niedergelassen. Der alte Mann empfing ihn freundlich und fragte lächelnd: wie es ihm in der Fremde gefallen habe? „Ach!" rief Otto, indem er sich zu seinen Füßen warf: „ich habe gefunden, was ich verdiente; aber ich bitte Euch, lieber Mann, sendet mich zu meinem Vater zurück, damit ich nach so vielen Leiden ihm auch wieder Freude durch besseres Betragen machen könne."

Da richtete ihn der Klausner auf und sprach: „Wohl dir, mein Sohn! daß dich Trübsale und Leiden gebessert haben. Es ist aber nicht genug, daß dein Herz jetzt rein ist: du sollst es auch rein und gut bewahren dein Leben lang; dies wird dir aber nur dann möglich sein, wenn du Gott stets vor Augen hast."

Als der Klausner geendigt hatte, verschwand er sammt der Einsiedelei, und Otto befand sich an einem Teiche des Gartens, in dessen klarem Wasser er sein Bild erblickte. Er hatte seine ehemalige Gestalt wieder erhalten; aber seine Gesichtszüge erkannte er kaum mehr, so sehr waren sie durch seine bessern Gesinnungen veredelt und verschönert worden. Auch sein Körper hatte an Größe und Wohlgestalt gewonnen.

Jetzt sah Otto seinen Vater von der Ferne herankommen. Er eilte sogleich ihm entgegen, fiel ihm zu Füßen und bat um Verzeihung. Der Vater aber hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme und weinte Thränen der Freude über seinen verlorenen und nun wieder gefundenen Sohn.

Otto aber befolgte treu die Ermahnung des alten Klausners. Er behielt Gott vor Augen und blieb gut und fromm sein Leben lang.

Der Kartoffeltanz.

Herr von Hart bewohnte ein schönes Landgut, das ihm zugehörte. Er hatte mehrere Kinder, unter denen besonders zwei Söhne durch ihr Betragen die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Reinhold, der ältere, war von Natur sanft, uneigennützig und redlich in jeder Hinsicht. War er mit guten Freunden zusammen und er hatte Obst oder andere Eßwaaren von seinen Eltern erhalten, so theilte er es immer auf die freigebigste Weise mit ihnen, und beobachtete dann mit Vergnügen, wie gut es ihnen schmeckte. — Sein Bruder Unhold dagegen behielt Alles, was er bekam, für sich allein, gönnte seinen Nebenmenschen wenig und war froh, wenn Niemand Etwas von ihm verlangte. Selbst den Armen verweigerte er eine kleine Gabe. Es war nun natürlich, daß sein Bruder mehr Freunde und Gönner hatte, als er, und daß dieser von seinen Eltern, Geschwistern und übrigen Hausgenossen mehr geliebt wurde als Unhold. Dies verdroß diesen aber

sehr, und er bewies es dadurch, daß er seinen Bruder auf alle Weise zu verleumden suchte; allein man kannte den bösen Knaben zu gut, um seinen Worten Glauben zu schenken.

Jährlich wurden im Herrn von Hart's Hause zwei Feste feierlich begangen. Im Frühling die Schafschur, und im Herbste das Kartoffelfest. — Während nun die Früchte aus der Erde genommen wurden, half die Familie treulich dazu; Alle waren geschäftig, sie zu sammeln und in Säcke zu füllen. War dann der letzte Tag der Ernte angebrochen, so durften die Kinder des Hauses, zur Belohnung ihrer Arbeit, auch ihre Freunde und Bekannte zum Feste einladen. Dann wurde auf offenem Felde Feuer angemacht, Töpfe mit Erdäpfeln gefüllt, gesotten und mit Butter und Brod verspeist. War dies vorüber, so erhielt jedes Kind noch insbesonders ein Häufchen Kartoffeln für sich allein, um sie zu Hause mit Bequemlichkeit verzehren zu können. — Bis der Abend völlig hereinbrach, war es der jungen Gesellschaft auch erlaubt, sich durch allerlei Spiele zu ergötzen. Diesmal wurden sie aber darin durch ein altes Mütterchen unterbrochen, das, auf einen Stab gestützt, mühsam herbeischlich. Es hatte ein Henkelkörbchen am Arm, und bat die Geschwister Hart um einige Erdäpfel.

„Warum denn just uns Geschwister?" fuhr Unhold sie an. „Gibt es denn nicht auch noch Andere hier, die Euch geben können?"

„Ich dachte," erwiederte die arme Frau, „da Eure Eltern die Besitzer dieses Feldes sind, und sie Gott dieses Jahr so reichlich mit Früchten gesegnet hat, so könnten ihre Kinder vor Allen mir einige davon mittheilen."

„Ei was gehen die Bettelleute uns an!“ schrie Unhold. „Kurz und gut: Ihr bekommt von mir Nichts.“

„Aber von mir“ — fiel Reinhold ein — und gab der armen Frau die Hälfte von seinen Kartoffeln. Keiner der übrigen Knaben folgte seinem Beispiele. — Das Mütterchen bedankte sich sehr für die kleine Gabe und verehrte Reinhold ein Pfeifchen von Holz, das sie bedächtig aus ihrer Tasche zog. Alle spotteten darüber; aber Reinhold nahm es freundlich an und steckte es zu sich, worauf sich die Geberin langsam entfernte. — Die Kinder spielten fort, bis sie müde waren und sich auf den Boden lagerten, um auszuruhen. — Da sagte Reinhold: „Ich muß doch auch einen Versuch mit meinem Pfeifchen machen, ob es einen Laut von sich gibt.“ — Hiemit zog er es aus der Tasche und setzte es an den Mund. — Es ertönte in hellklingendem Schall. Zugleich fingen alle umherliegenden Kartoffelhäufchen an, sich in Bewegung zu setzen, zu tanzen, zu hüpfen und sich allmählig in trolligem Gewirre zu Reinholds Füßen zu lagern. Die Kinder lachten dabei aus vollem Halse. Als aber die Kartoffeln jetzt unbeweglich auf einem einzigen Haufen vor Reinhold liegen blieben, verlangte jedes seinen Theil zurück und bemächtigte sich dessen sogleich, so daß am Ende für Reinhold nicht ein Erdapfel übrig blieb. Aber kaum hatten die Habsüchtigen ihren Zweck erreicht, als Reinholds Antheil ihm wieder von selbst zurollte und sich zugleich vor Aller Augen in herrliche Obstfrüchte verwandelte: da lagen Pfirsiche, Weintrauben, Pflaumen, Pomeranzen, Aepfel und andere Obstarten in buntem Gemische zu seinen Füßen. Sehr erstaunt und erfreut über diese Verwandlung, ver-

suchte er sogleich von dem Obste, und fand jede Sorte überaus wohlschmeckend. Er gab auch einen Theil davon seinen Geschwistern und Freunden, und sie konnten des Lobes nicht satt werden. Aber als der Vorrath aufgezehrt war, und Reinhold dafür keine Kartoffeln hatte — erbot sich Keines, ihm dafür Ersatz zu geben. Doch hätten Alle gerne das Pfeifchen gehabt und baten Reinhold, es ihnen zu leihen, so daß er zuletzt einwilligte. Unhold bemächtigte sich dessen zuerst. Er blies mit solcher Gewalt hinein, daß es einen entsetzlichen Laut von sich gab und zugleich alle Kartoffeln sich in Bewegung setzten und ihm wie Kugeln an den Kopf flogen, so daß er laut aufschrie vor Schrecken und Schmerz. Zuletzt kehrten aber alle an ihren vorherigen Platz zurück und lagerten sich wieder in Häufchen, jedoch ohne sich in Obstfrüchte zu verwandeln. Die übrigen Knaben machten nun auch einen Versuch zu pfeifen, allein es geschah jedem wie es Unhold widerfahren, nur mit dem Unterschiede, daß die Erdäpfel den Bösartigsten unter ihnen an den Kopf flogen, die Bessergesinnten aber blos umschwärmten, ohne sie zu verletzen. Unhold war darüber so sehr entrüstet, daß er das Pfeifchen ergriff und es weit von sich warf. Kaum hatte es aber den Boden berührt, als es von selbst wieder aufsprang und geraden Weges in Reinhold's Tasche schlüpfte, just als wenn es sich hier vor seinem Bruder Unhold verbergen wollte. Da sagte Reinhold: „Ich glaube, das Pfeifchen will mir wieder zu Kartoffeln verhelfen, weil es sich zu mir flüchtet. — Ich will doch sogleich den Versuch machen.“ Nun setzte er es an den Mund, und es kamen auf den ersten Ton jene Kartoffeln, die unbeachtet in dem Felde zurückgeblieben waren, aus ihren Schlupfwinkeln

hervor und sammelten sich in einen ansehnlichen Haufen vor Reinhold's Füßen. Als aber die Gesellschaft verlangte, Reinhold solle noch einmal den Versuch machen, die Erdäpfel mittelst seiner Pfeife in Obst zu verwandeln — schlug er es ab: „Nein," sagte er, „ich will nicht länger euer Spielball sein. Ihr habt die Früchte geschmaußt, ohne mir meine Kartoffeln, die ich dadurch verlor, zu ersetzen. Ich wäre ganz leer nach Hause gegangen, wenn mir das Pfeifchen nicht wieder dazu verholfen hätte. Nun will ich sie aber auch für mich allein behalten und sie mir gut schmecken lassen.

Wenn Reinhold Besuch von guten Freunden hatte, so machte er sich öfters das Vergnügen, mittelst seiner Pfeife einen Kartoffeltanz zur allgemeinen Belustigung zu veranstalten; denn dieselben machten dann jedesmal so possirliche Sprünge und Wendungen, daß die Knaben sich darüber halb todt lachen wollten. So oft aber ein Anderer als Reinhold den Versuch machte, die Kartoffeln nach dem Pfeifchen tanzen zu lassen, so flogen sie ihm entweder geradezu an den Kopf, oder sie umsausten ihn blos, je nachdem er guten oder bösen Gemüthes war. So wurde das Pfeifchen unserm Reinhold ein willkommenes Mittel, um die Freunde, die er zu seinem vertrauten Umgange wählen wollte, vorher zu prüfen.

Eines Tages fiel es Reinhold ein, den Versuch zu machen, ob die Pfeife noch andere Wirkungen hervorbringen könnte, und da er sehr gerne in schönen und unterhaltenden Büchern las, so setzte er das Pfeifchen an den Mund, pfiff und wünschte sich ein hübsches Buch. Sofort lag auch das Buch auf dem Tische. Reinhold war hierüber

außer sich vor Freude, und er legte es nicht eher aus der Hand, bis er es durchgelesen hatte. Hierauf wünschte er sich ein zweites, ein drittes und so fort. Sie kamen alle herbeigeflogen, so daß er nun den ganzen Tag und halbe Nächte hindurch las, und alle seine Arbeiten, die er vorher so gern gethan, jetzt vernachlässigte, so daß seine Lehrer zum ersten Male unzufrieden mit ihm waren, und er sich Verweise zuzog, die ihn um so schmerzlicher berührten, als auch sein Bruder die größte Schadenfreude dabei zeigte. Um sich fernerer Beschämung zu entziehen, wollte er sich durch die Zauberkraft seiner Pfeife einen Arbeitsgehilfen verschaffen, der jedoch allen Andern unsichtbar sein sollte. Er blies in das Pfeifchen und sogleich öffneten sich allerlei lateinische und andere Lehrbücher. Es setzten sich Federn und Hände in Bewegung und machten Rechenaufgaben, Uebersetzungen und Ausarbeitungen besser, als sie Reinhold noch jemals gefertiget hatte. Daß er sich dadurch das Lob und den Beifall seiner Lehrer und Eltern wieder erwarb, kann man sich leicht denken! Aber dies Lob war ihm nicht wohlthuend, wie vormals, da er sich es noch durch eigenen Fleiß erworben hatte; er war verlegen und es that ihm wehe, seine Eltern und Lehrer betrogen zu haben. Aber die Lesebegierde hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß er ihr nicht mehr widerstehen konnte. — Bisher hatte er blos Kinderschriften gelesen, die ihm nicht schädlich, vielmehr sehr nützlich gewesen wären, hätte er darüber nicht seine ernsteren Studien versäumt. Jetzt aber genügten jene ihm nicht mehr; er wünschte sich Bücher, deren Inhalt ihm höchst verderblich werden konnte. Allein er mochte pfeifen wie er wollte — es kamen keine Bücher

mehr. Statt ihrer erschien ein Blatt Papier, worauf folgende Worte standen:

Nie wird's dem Pfeifchen gelingen,
Dir Schädliches zu bringen.

Reinhold verstand die Mahnung. Bessere Gedanken stiegen in seinem Herzen auf. „Ei," sagte er zu sich selbst, „ich habe so oft meine Freunde geprüft, nun will ich mit dem Pfeifchen auch mich selbst prüfen."

Da ihn eben mehrere Freunde besuchten, so führte er sie in den Garten, um sie durch die Zauberkünste seiner Pfeife zu unterhalten. Er pfiff, und sogleich kamen Kartoffeln von allen Seiten herbeigerollt und tanzten lustig durch einander. Als er sie aber durch ein zweites Pfeifen in Obst, wie früher verwandeln wollte — erhoben sie sich und umsausten ihn von allen Seiten. Es war dies ein Zeichen, daß er nicht mehr so gut war als vorher. Die Knaben, besonders Unhold, brachen in ein großes Gelächter aus. Reinhold aber steckte beschämt die Pfeife zu sich. Hierauf sagte er verlegen: „Da uns doch die Kartoffeln geblieben sind, so wollen wir sie verzehren." Es wurde nun Feuer gemacht und die Kartoffeln gebraten. Reinhold hatte aber nicht das Herz, davon zu essen; er fürchtete, es möchte ihm noch weiter etwas Unangenehmes begegnen, weil er wohl fühlte, daß er kein reines Gewissen hatte.

Bald darauf wurde Schulprüfung gehalten. Reinhold's Brüder und Mitschüler glaubten nicht anders, als er würde den Preis erhalten, da er bisher so treffliche Arbeiten geliefert hatte. Allein wie sehr erstaunten sie und die Lehrer, als er nun Alles mündlich wiederholen

sollte, was er bisher schriftlich geleistet hatte, und nun die größte Unwissenheit zeigte. Schmach und Schande war jetzt der Lohn seines Betruges, und sein Name war vor allen Anwesenden gebrandmarkt. — Reinhold war außer sich vor Scham und weinte die ganze Nacht hindurch. Auch war er böse auf die Pfeife, die ihn, wie er glaubte, zum Unrecht verleitet hatte, und warf sie weit von sich. — Da hörte er eine Stimme, die sprach:

Was hat die Pfeife dir gethan —
Sie pfiff ja stets nach deinem Plan?
Es hing nur ab von deinem Willen,
Ob sie das Böse sollt' erfüllen:
Verlange nur, was Recht und Gut,
Sieh', ob sie ihre Pflicht nicht thut.

„Freilich war es Unrecht von mir," sagte Reinhold, „immer nur Unterhaltungsbücher zu verlangen, wodurch ich die Zeit versäumte, die ich auf Erlernung nützlicher Wissenschaften verwenden sollte. Geradezu Betrug war es aber, daß ich meine Aufgaben durch fremde Hilfe mir fertigen ließ. — Und dazu hat mich einzig und allein der Gebrauch dieser fatalen Pfeife verleitet." — Sie antwortete:

„Ich habe nur deinen Willen erfüllt. Du konntest ja wählen, was dir am Besten dünkte; dazu gab dir Gott Verstand und Vernunft."

„Und doch," versetzte Reinhold, „habe ich durch dich keine Romane erhalten, wie ich sie doch verlangte."

„Es geschah blos, um dich auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der du dich dadurch aussetztest. Wärest du

aber auf deinem Willen bestanden — so hättest du sie ebenfalls durch mich erhalten:

Denn du sollst nur gut allein
Ganz durch eignen Willen sein.

Ohne weiter etwas zu erwiedern, hob Reinhold die Pfeife vom Boden auf, pfiff aus allen Kräften und sprach: „Jetzt und in Zukunft wünsche ich mir den festen Willen, stets recht zu handeln. Und von heute an redlichen Eifer zu meinen Studien." Hierauf nahm er die Pfeife, sperrte sie in ein Kästchen und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus. — „Ich will fortan," sagte er, „nur der Stimme meines Gewissens folgen, und Nichts mehr von dieser gefährlichen Zauberpfeife verlangen, die mich wie ein falscher Freund auf Irrwege geführt hat."

„Sage lieber als ein treuer Freund," tönte eine Stimme aus dem verschlossenen Kästchen: „Ich ließ dich das Unrecht begehen, damit du die übeln Folgen davon erkennen möchtest, um fernerhin nicht wie ein Blinder deinen Weg zu verfolgen und deine Neigungen zu befriedigen, ohne vorher an die Folgen zu denken."

Die Stimme verhallte und ließ sich nicht mehr hören. Reinhold aber setzte sich an seinen Schreibtisch und arbeitete mit einem Eifer, wie er ihn vorher noch niemals gezeigt hatte. Er ließ auch hierin nicht nach, bis Alles wieder eingeholt war, was er das vorhergegangene Jahr versäumt hatte. Da er aber fortwährend gleichen Fleiß übte, so übertraf er an Geschicklichkeit gar bald seine Mitschüler, und erhielt bei der nächsten Schulprüfung den ersten Preis. Niemand mißgönnte ihm diesen Vorzug,

weil er ihn bescheiden annahm und durch sein treffliches Gemüth alle Herzen für sich gewonnen hatte. Nur sein Bruder Unhold konnte den Neid nicht ganz unterdrücken und er sagte mit bittern Worten: „Vermuthlich hast du diesen Vorzug deiner Zauberpfeife zu verdanken?“ — Reinhold erwiederte: „Ich habe sie in Jahr und Tagen nicht berührt, und sie wie einen Gefangenen in ein Kästchen verschlossen. Meine Absicht ist es auch nicht, sie jemals wieder zu befreien.“

„Daran wirst du auch wohl thun,“ erwiederte sein Bruder, der sogleich den Plan faßte, sie für sich zu benützen. Da er aber fürchtete, Reinhold's Einwilligung nicht zu erhalten, so sann er darauf, ihm die Pfeife unbemerkt zu entwenden. Er untersuchte zu diesem Zwecke den Schrank seines Bruders, und fand wirklich das verschlossene Kästchen. Er ließ es heimlich von einem Schlosser öffnen, nahm die Pfeife und stellte das Kästchen wohl verschlossen wieder an seinen früheren Platz.

Nachmittags ging er an einen einsamen Ort und machte hier den ersten Versuch zu pfeifen, und Kartoffeln zu verlangen. Sogleich kam ein großer Haufe herbeigerollt und begann einen lustigen Tanz. Unhold aber pfiff noch einmal und wünschte, daß sie sich in herrliches Obst verwandeln möchten — was auch sogleich geschah. Er stürzte begierig darauf los und aß so viel, daß er erkrankte. Kaum hatte er sich erholt, so begann er abermals seine Versuche mit der Zauberpfeife. Er wünschte sich Leckereien aller Art, mit denen auch sofort der Tisch bedeckt war. Unhold überlud damit seinen armen Magen so sehr, daß er abermals schwer erkrankte und seine Eltern in nicht

geringe Besorgniß versetzte. Dies besserte ihn aber durchaus nicht. Mittels der Pfeife verschaffte er sich immer neuen Vorrath an Speisen und Getränken und setzte seine Unmäßigkeit so lange fort, bis die Kraft seines Leibes und Geistes gebrochen war. Lust und Liebe zur Arbeit hatte er längst verloren; sein Gedächtniß war so geschwächt, daß er zu jeder geistigen Beschäftigung sich unfähig zeigte; stumpf- und blödsinnig irrte er im Hause seiner bekümmerten Eltern umher.

Sein Bruder Reinhold hatte unterdessen die Hochschule bezogen und widmete seine Zeit ganz dem ernsten Studium, während Unhold nicht wußte, wie er die Stunden verleben sollte aus Ueberdruß und Langweile. Um sich die Zeit zu vertreiben, ergab er sich dem Trunk und dem Spiele im Kreise lüderlicher Zechbrüder, die ihn Schritt für Schritt noch mehr auf Abwege brachten. Da aber gewöhnlich sein Monatgeld, das er zu seinen Bedürfnissen und Vergnügungen von seinem Vater erhielt, gar bald durchgebracht war; so wollte er den Versuch machen, ob er nicht Geld durch die Zauberpfeife erhalten könnte. — Er pfiff demnach aus allen Kräften, und wünschte sich einen Beutel mit Geld, der niemals leer würde. Und sogleich lag der Beutel zu seinen Füßen. Von jetzt an überließ sich Unhold allen Ausschweifungen. Er verlor auch so unerhörte Summen im Spiel, daß man endlich seinen Vater darauf aufmerksam machte. Er setzte nun wohl den Sohn darüber zur Rede; da dieser aber Alles läugnete und ganz blödsinnige Antworten gab, glaubte er, man habe seinen Sohn falsch beschuldigt und ließ ihn mit einem Verweise entschlüpfen. Dadurch beruhigt, trieb aber

Unhold sein Unwesen jetzt mehr, als jemals, so daß er die Aufmerksamkeit der Obrigkeit erregte und man ihn gerichtlich einzog und dem Verhör unterwarf. Auch sein Vater wurde dahin berufen und gefragt, woher sein Sohn die großen Summen Geldes nehme, die er täglich im Spiel verloren. Dieser versicherte, daß es ihm unbekannt sei, und daß er auch nicht Ursache fände zu glauben, als habe er sie seiner eigenen Kasse entzogen. Da aber eine Menge Zeugen gegen Unhold vorhanden waren, die bewiesen, was er in kurzer Zeit an Geld verschwendet hatte, und er nicht gestehen wollte, woher er es genommen, wurde er des Diebstahls beschuldigt und in ein Gefängniß geworfen. Mittelst seiner Zauberpfeife hätte er sich nun hieraus leicht befreien können; allein er hatte vergessen, sie zu sich zu stecken, und mußte nun in Haft bleiben.

Indessen hatte sein Bruder Reinhold die Universität verlassen und war, mit den besten Zeugnissen seines bisherigen Fleißes versehen, in das väterliche Haus zur Freude und zum Troste seiner Eltern, zurückgekehrt. Er hatte die Rechte studirt und machte nun zuerst dadurch Gebrauch von seinen Kenntnissen, daß er die Vertheidigung seines Bruders übernahm. Unhold erlangte zwar durch die Bemühungen seines Bruders die Freiheit wieder, aber er befand sich in einem solchen Zustande der Erschlaffung, daß sein trauriges Ende vorauszusehen war, und die Aerzte es ihm auch nicht verbargen. Er fiel in Verzweiflung und verwünschte die Pfeife und das alte Mütterlein, das sie seinem Bruder gegeben hatte. — Da stand plötzlich die Alte vor seinen Augen und sprach:

„Ich habe Reinholden die Pfeife zur Belohnung seiner

Wohlthätigkeit gegeben, mit der er mir damals einen Theil seiner Kartoffeln überließ. Hätte er die Pfeife fortwährend zum Bösen benützt, wie du, der sie ihm entwendete, so würde er jetzt deine Stelle einnehmen, allein er erkannte noch zur rechten Zeit, daß auf der Bahn des Lasters nie ein dauerhaftes Glück zu hoffen ist, und daß jedes Vergehen Strafe nach sich zieht. Du hast sie jedesmal empfunden zu deiner Warnung. Aber vergebens! Du bist nur deinen Leidenschaften gefolgt, und diese führen unaufhaltsam zum Verderben. Wer nicht auf die Stimme seines Gewissens hört, noch auf die Züchtigungen merkt, die dem Vergehen auf dem Fuße nachfolgen, wandelt auf dem Wege des Verderbens, und davon kann ihn nur sein eigener, fester Wille zurückführen. Bei dir aber ist es zu spät. Durch deine Gelüste hast du deine Gesundheit und deine Körperkraft zerstört, und mußt als ein Opfer deiner Sinnlichkeit in's frühe Grab sinken, während dein tugendhafter Bruder noch lange der Stolz und die Freude seiner Familie sein wird." — Mit diesen Worten verschwand das Mütterchen, und nie hat man wieder etwas von ihm, noch von der Zauberpfeife gehört.

Die ungleichen Schwestern.

Ein reicher Kaufmann lebte einst mit seiner Familie in einer berühmten Handelsstadt, woselbst er ein großes Haus machte. Er gab glänzende Gastmahle, Gesellschaften, Konzerte, Bälle ꝛc. Das Haus wimmelte von Dienern und Dienerinnen, und seine beiden Töchter, Anna und Rosalinde, wurden wie Prinzessinnen erzogen. Aber die älteste ward dadurch stolz und eitel gemacht und suchte weniger durch nützliche Kenntnisse, als durch äußere körperliche Vorzüge zu gefallen. Hie und da spielte sie zwar etwas Klavier, doch die meiste Zeit vergeudete sie mit Putz und Zerstreuungen. Ganz anders gesinnt war dagegen ihre Schwester Rosalinde. Obgleich sie von Gesicht und Gestalt viel schöner als ihre ältere Schwester war, so setzte sie doch darauf keinen besonderen Werth; denn, dachte sie, wie leicht kann eine Krankheit früher oder später diese Vorzüge zerstören, die mir das Alter doch ganz gewiß raubt. Was bleibt mir dann noch

übrig, wenn ich mich nicht bestrebe, mir Eigenschaften zu erwerben, die mir dauernd bleiben, und nicht der Vergänglichkeit, wie die körperliche Schönheit, unterworfen sind? — Ein liebenswürdiges Gemüth, gute Gesinnungen und erworbene Geschicklichkeiten werden mir auch dann noch Herzen erwerben, wenn mein Gesicht verblühet, und meine Gestalt veraltet ist. — Nach solchen Schätzen und Vorzügen will ich vor Allem streben. — So dachte Rosalinde; und sie übte ihre schönen Vorsätze auch aus. Wenn ihre Schwester nur darauf sann, sich täglich den Vergnügungen hinzugeben, oder den Tag mit unnützen Beschäftigungen hinzubringen, so suchte sie dagegen denselben zu ihrem Vortheil anzuwenden. Jede Stunde hatte ihre eigene Bestimmung. Ein großer Theil des Tages war der Erlernung schöner Wissenschaften gewidmet; ein anderer der Ausübung häuslicher Geschäfte; und die übrige Zeit ihrem Vergnügen, das meist in Spaziergängen, oder im Lesen eines schönen Buches bestand. Um sich nicht der Welt ganz zu entziehen, besuchte sie wohl auch zuweilen Gesellschaften, Konzerte und Bälle; aber sie kehrte immer mit neuer Freude in ihre häusliche Wohnung zurück. Sie trug ihr Glück im Innern ihres schönen Herzens, und die Erfüllung ihrer Pflichten schien ihr die angenehmste Erholung. Daß Rosalinde sich bei solchen Gesinnungen viele Freunde erwarb, kann man sich leicht denken; allein sie wählte nur wenige zu ihrem vertrauten Umgange und nur solche, die mit ihrer Denk- und Handlungsweise übereinstimmten, damit kein übles Beispiel Eindruck auf ihr junges Gemüth machen möchte. — So ging jede Schwester ihren eigenen Weg, bis sie zu Jungfrauen herangewachsen waren.

Nichts hatte bisher das häusliche Glück dieser Familie gestört, da auch des Hausvaters Wohlhabenheit zugleich jede Nahrungssorge weit entfernt gehalten hatte. — Aber jetzt schien es anders werden zu wollen. Finstere Wolken beschatteten öfters die Stirne des Vaters; Handelsfreunde und Andere zogen sich allmählig von seinem Hause zurück. Wenn Anna, von prunkendem Flitterputz umgeben, mit Selbstgefälligkeit in eine Gesellschaft trat, wo ihr sonst nur gehuldigt ward, zog man sich jetzt kalt von ihr zurück und begegnete ihr mit Geringschätzung. Dies verdroß sie ungemein und sie beklagte sich gegen ihre Eltern laut darüber; allein diese seufzten und verschwiegen ihr den Grund hievon. Ganz anders aber bezeugten sich Rosalindens edlere Freundinnen. Sie besuchten sie jetzt häufiger als vorher und bemühten sich auf alle Weise, ihr Liebe und Theilnahme zu beweisen. Das kluge Mädchen merkte wohl, daß etwas Außerordentliches in ihrer Familie vorging; allein sie war zu bescheiden, um in die Geheimnisse ihrer Eltern eindringen zu wollen; sie lebte von dieser Zeit an nur um so eingezogener und kleidete sich, wie immer, einfach und bescheiden. —

Eines Tages, als Rosalinde eben nachdenkend in ihrem Zimmer an der Arbeit saß, trat der Vater herein und sprach, indem er sich zu ihr setzte: „Es wird nun nothwendig, mein Kind, dich genauer mit unserer gegenwärtigen Lage bekannt zu machen. Dein Verstand ist so reif, deine Gesinnungen so edel, daß ich hoffe, du wirst mit Muth und Ergebung tragen, was nun nicht mehr zu ändern ist. — In der sicheren Hoffnung, daß mein Handelshaus auf festem Grunde stehe, und immer mehr aufblühe, machte

ich bisher starken Aufwand. Um diesen zu bestreiten und meinen Gewinn zu vermehren, stürzte ich mich in gewagte Unternehmungen. Aber ein Seesturm zertrümmerte meine Schiffe, welche den größten Theil unseres Vermögens bargen. Auch andere Handelshäuser wurden von dem gleichen Unglück betroffen und stellten ihre Zahlungen ein. Dadurch habe ich mein ganzes Vermögen verloren, und es bleibt mir kaum so viel übrig, als wir zu unserm nothdürftigsten Auskommen nöthig haben werden."

„Ich werde arbeiten, lieber Vater," sagte Rosalinde, „und durch Benützung meiner Talente Euch gewiß ein sorgenloses Alter bereiten. Möge nur der Muth Euch aufrecht erhalten, so wird, wie ich hoffe, Alles gut gehen. Der Mensch bedarf ja wenig zu seinem Bestehen, wenn er seinen unnöthigen Bedürfnissen entsagen will."

„Ich wußte voraus, meine Tochter, daß du diese Trauernachricht mit edlem Sinne aufnehmen würdest. Von deiner Schwester fürchte ich leider das Gegentheil."

Er hatte recht! Anna wollte verzweifeln und machte ihrem Vater die bittersten Vorwürfe über seine vielgewagten Handelsunternehmungen. — Ihre Mutter, die sich ganz und gar nicht an den Gedanken einer bevorstehenden Armuth gewöhnen konnte, starb aus Kummer, noch ehe ihr Haus ganz gefallen war. Aber auch dies erfolgte bald darauf. Es blieb der Familie von ihrem vormaligen großen Vermögen Nichts als ein kleines Landhaus, das weit von der Stadt entfernt lag, ein Garten und einige Felder, die sie kaum zu ernähren vermochten. Aber Rosalinde wußte Rath. Sie führte die kleine Wirthschaft mit solcher Einsicht und

Häuslichkeit, daß sie dennoch keine Noth litten. Der Garten lieferte Obst und Gemüse, die Felder Korn und Waizen zu Brod; aber an Fleisch, das man nur für Geld haben konnte, welches ihnen mangelte, fehlte es öfters. — Doch Rosalinde wußte auch hiefür Rath: Sie machte Bekanntschaft mit den Bewohnern des Dorfes, erbot sich, ihre Kinder im Nähen und Stricken zu unterrichten, und ihnen ihre nöthigen Kleidungsstücke zu machen. Die guten Leute nahmen dies Anerbieten mit Dank an. Und kaum sahen sie, wie nützlich dieser Unterricht ihren Kindern war, als sie Geflügel, Butter und Fleisch von eigenem geschlachteten Vieh in Menge zum Geschenke brachten; und da Rosalinde sonst keine Bezahlung annahm, so konnte sie es mit gutem Gewissen in ihrer Küche verwenden. Um ihrem alten Vater aber auch noch den Genuß eines stärkenden Glas Weines verschaffen zu können, wendete sie ihre übrigen Stunden dazu an, schöne Gemälde und künstliche Stickereien zu verfertigen, die sie zum Verkauf in die Residenz schickte und ansehnliches Geld dafür löste, wofür sie nun Alles, was zur Erhaltung und Erheiterung ihres Vaters diente, anschaffen konnte. Er ward auch hierdurch so sehr zufrieden mit seinem Schicksal gestellt, daß er den einsamen Aufenthalt sogar lieb gewann, und sich nicht mehr in seine vorherige glänzende, aber sorgenvolle Lage zurück sehnte. Rosalinde that, als gute Tochter, Alles, was ihrem Vater in den einsamen Stunden des Landlebens Erheiterung gewährte.

Ganz anders benahm sich dagegen Schwester Anna. Sie konnte sich nicht in die Einsamkeit finden, weil sie an weltliche Zerstreuungen schon zu sehr gewohnt war,

und weder Freude an der Arbeit noch an andern nützlichen Beschäftigungen fand. Zuweilen versuchte sie wohl aus den Ueberresten ihres veralteten Putzes neue Moden zu schaffen, womit sie sich aber auf dem Lande nur lächerlich machte. Obschon sie Morgens bis acht Uhr zu Bette liegen blieb, während ihre Schwester schon um fünf Uhr an der Arbeit war — wurde ihr doch der Tag gewaltig lang, und sie konnte nicht begreifen, warum Rosalinde niemals über Langeweile klagte und ihr der Tag so ungewöhnlich schnell verfloß. Erwiederte diese dann: daß der Grund davon blos in ihrer Thätigkeit liege — so wurde Anna nur gereizt, weil sie jede nützliche Beschäftigung verabscheute. Auch war sie zu stolz und eingebildet, um sich durch den Umgang oder die Unterhaltung mit den Landbewohnern zu zerstreuen; diese zogen sich freilich von ihr zurück, weil sie weder liebreiche noch verständige Worte von ihr hörten; ja, sie verachteten sie im Herzen sogar, da sie wohl aus Anna's Lebensweise sahen, daß sie weder sich noch Andern nütze, sondern nur für ihre körperlichen Genüsse zu leben schien.

Als nun beide Schwestern eines Tages spazieren gingen, und Anna sich in Klagen über ihr trauriges Schicksal ergoß, näherte sich ihnen eine alte Frau. Sie trug einen Bündel Holz auf dem Rücken, dessen Last sie beinahe zu Boden drückte. Sie wollte eben etwas ausruhen und sank erschöpft auf die Erde nieder. Rosalinde eilte hinzu und fragte mitleidig, warum sie sich so sehr belaste? „Ach, ich bin arm!" seufzte das Mütterlein, „und muß blos von dem geringen Ertrage des Waldholzes leben, das ich mühsam einsammle!"

„Ich will es Euch abkaufen, liebe Frau," sagte Rosalinde. „Ihr braucht Euch dann nicht weiter damit zu belästigen, weil ich es von hier abholen lasse. Bleibet indessen so lange dabei, es zu bewachen, und holet dann die Bezahlung selbst in meinem Hause ab." Die Alte versprach's, und die Mädchen setzten ihren Weg weiter fort. — Anna machte ihrer Schwester Vorwürfe, daß sie sich mit solchem Bettelgesindel in ein Gespräch einlasse und dasselbe gar noch in ihr Haus ziehe.

„Die Armen sind auch unsere Nächsten," versetzte Rosalinde; „was ihr immer einem meiner Geringsten thut, das habt ihr mir gethan," spricht der Herr. — Unter diesem Gespräch erreichten die Schwestern ihre Wohnung. — Es stand nicht lange an, so kam auch das Mütterchen herein getreten. Rosalinde nahm ihr den Stab ab, worauf sie sich gestützt, und hieß sie niedersetzen. Sie ging hierauf in den Garten, holte die schönsten Früchte und brachte sie der Alten, obgleich Anna ihr einen verweisenden Blick zuwarf. Jene aber nahm die Gabe dankbar an und sagte: „Habe ich doch immer gehört, daß Ihr so gut und liebreich gegen Arme seid, und nun sehe ich mit eigenen Augen, daß es Wahrheit ist. Gott wolle Euch segnen, liebes Fräulein!"

„Das hat er schon gethan, gute Frau. Wir hatten bisher keinen Mangel, und die Zukunft stellen wir der Vorsehung anheim."

„Sie wird Euch viel Gutes und Schönes bringen, verlaßt Euch darauf."

Rosalinde lächelte zu diesen Worten, Anna aber fragte bitter: „Nun, und was soll denn mir bevorstehen?"

„Alles, was Euer Herz verdient, und Ihr Euch wünscht.“

„Nun so wünsche ich, daß ich aus diesem armseligen Verhältniß befreit werde und in einen Stand und in eine Lage komme, die meiner Erziehung angemessener ist, als hier dies langweilige Landleben.“

„Und ich wünsche, daß dieses stille, glückliche Landleben für mich ewig fortdauern könnte,“ setzte Rosalinde hinzu.

„Gut, Eure Wünsche sollen erfüllt werden,“ sagte das Mütterlein, indem es aufstand und sich entfernte.

Die Schwestern sahen sich erstaunt an und hielten diese Worte für Scherz; allein gegen Abend hielt ein schöner Reisewagen vor ihrem Hause, und ein Diener fragte an, ob seine Herrschaft nicht hier übernachten könne, indem sie sich nicht wohl befinde? Rosalindens Vater gab sogleich seine Einwilligung, und die Töchter traten vor die Hausthüre, die Fremden zu empfangen. Es war eine vornehme Dame mit ihrer Tochter und Kammerfrau. Sie geleiteten erstere in ein besonderes Zimmer, das für Fremde eingerichtet war; Rosalinde bemühte sich, der Kranken alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die in ihren Kräften standen. Auch ein Arzt wurde berufen. Er fand das Uebel nicht von Bedeutung und versicherte, daß einige Tage Ruhe Alles wieder gut machen würde. — Anna bestrebte sich, in dieser Zeit Alles aufzubieten, um sich den Damen gefällig zu machen, denn es war ihr überaus angenehm, sich wieder in Umgang mit vornehmen Personen zu sehen, denen sie sich in ihrem vorigen Wohlstande immer gleichgestellt hatte. Sie suchte auch alle ihre kleinen Talente hervor, um sich ihnen auf der günstigsten Seite zu zeigen. —

Und sie erreichte hierdurch ihren Zweck so gut, daß die Dame ihr vorschlug, sie als Gesellschafterin in die Residenz zu begleiten. Anna war hierüber so sehr erfreut, daß sie sogleich einwilligte, ohne ihren Vater um Rath zu fragen. — Indessen hatte aber auch die Fremde mit großem Wohlgefallen die stille Thätigkeit der Schwester Rosalinde bewundert. Denn während Anna ihre oberflächlichen Talente zur Erheiterung der Kranken anwendete, sorgte Rosalinde für deren kleinste Bedürfnisse und bediente sie mit solcher Freundlichkeit und Liebe, daß sie ihr ganzes Herz gewann und die Dame sie gern zur Besorgung ihres eigenen Hauswesens zu sich genommen hätte, wäre sie nicht überzeugt gewesen, daß die sorgsame Tochter ihrem alten Vater unentbehrlich war.

Anna reiste mit der Dame ab. — Niemand vermißte ihre Gegenwart, da sie Andern weder durch Rath noch That nützlich gewesen, noch sie durch ihre Liebe erfreut hatte.

Während nun Anna in der Residenz lebte und mit ihrer Beschützerin Gesellschaften, Bällen und Konzerten beiwohnte, lebte Rosalinde in stiller, glücklicher Häuslichkeit bei ihrem Vater. Sie wurde von Allen, die sie kannten, geliebt und geschätzt. — Nur hatte es ihr bisher an Umgang mit jugendlichen Herzen gefehlt, die dem ihrigen gleich gebildet waren. Aber auch diese Freude ward ihr gewährt. Es wohnte in der Nachbarschaft eine Edelfrau, welche zwei liebenswürdige Töchter besaß, die durch Zufall Rosalinden kennen lernten; es dauerte nicht lange, so schlossen die Mädchen sich fest aneinander in unzertrennlicher Freundschaft. Es verging von nun an beinahe kein Tag, wo sie sich nicht sahen, und sich auf's

Angenehmste durch Gespräche, Arbeiten, Musik oder Lektüre unterhielten, wobei dann gewöhnlich die beiderseitigen Eltern zugegen waren und Theil an diesem Vergnügen nahmen.

Indessen hatte Anna bei ihrer Dame alle Vergnügungen einer Großstadt in Fülle genossen. Sie hatte sie ihr anfangs absichtlich verschafft, damit sie um so eher bei ihr eingewöhnen möchte; als aber Anna nur auf Zerstreuungen dachte, und gar keinen Sinn für stille, häusliche Freuden zeigte, noch viel weniger aber für Arbeitsamkeit, — machte ihr die Dame hierüber eindringliche Vorstellungen. Statt aber ihnen Gehör zu geben, zeigte Anna die übelste Laune und drückte sie durch ein überaus mürrisches Wesen aus, wodurch sie sich die Abneigung des ganzen Hauses zuzog; ja ihr Betragen erregte zuletzt solches Mißfallen, daß ihre Lage wirklich sehr drückend wurde, und sie zurück in ihr Vaterhaus verlangte. — Allein beinahe zu gleicher Zeit erhielt sie die Nachricht von der Krankheit und dem darauf erfolgten Tode ihres Vaters. Sie verlangte nun nicht mehr zurück, wohl aber, daß das Erbgut verkauft und die Hälfte des Erlöses als ihr Antheil ihr zugeschickt werde. Was dann aus ihrer Schwester werden sollte — darum bekümmerte sie sich nicht. Auch alle Gegenvorstellungen, welche diese ihr hierüber machte, waren vergebens. — Rosalinde ward dadurch sehr betrübt. Sie liebte das kleine Gütchen, und war hier so glücklich gewesen! — Als sie eben bittere Thränen darüber weinte — klopfte es an der Thüre ihres Zimmers, und die alte, uns schon bekannte Frau, trat herein. — „Warum so traurig, mein Kind?“ fragte sie. — Da erzählte ihr

Rosalinde, was vorgefallen, und wie schwer es ihr werde, sich von ihrem kleinen Eigenthum zu trennen, und es zu verkaufen.

„Ihr habt dies nicht nothwendig," erwiederte jene. „Entlehnet die Hälfte der Summe darauf, und zahlt sie Eurer Schwester hinaus." — „Ich mache nicht gerne Schulden, liebe Frau. Auch würde mir Niemand eine solche Summe anvertrauen wollen." — „Ich leihe sie Euch ohne Zinsen," versetzte die Alte. — „Ihr, Mütterchen!" rief Rosalinde erstaunt. „Wie solltet Ihr zu so vielem Gelde gekommen sein?" — „Ich habe so wenig Bedürfnisse," erwiederte jene, „und werde so reichlich von guten Leuten beschenkt, daß ich mir hierdurch diese kleine Summe erspart habe, um meinem Nächsten im Fall der Noth damit dienen zu können." — „Ich habe aber noch einen andern Grund," erwiederte Rosalinde, „warum ich das Gütchen doch fernerhin nicht länger bewohnen könnte. Ich bin ein junges Mädchen und es würde nicht schicklich sein, hier ganz allein, ohne Verwandte zu wohnen." — Die Alte erwiederte: „Ich besitze eine Freundin von gutem Stande und feiner Erziehung; auch ist sie viel jünger als ich. — Ich weiß, daß sie sich ein Vergnügen daraus machen würde, bei Euch zu wohnen. Und da sie eigenes Vermögen besitzt, so würde sie Euch durch keine besondere Ausgabe beschwerlich fallen." — Hocherfreut nahm Rosalinde diesen Vorschlag an.

Die Hälfte des Erbtheiles wurde hierauf ihrer Schwester Anna zugetheilt; sie selbst aber nahm alleinigen Besitz von dem Gute, das durch ihre Häuslichkeit und die geringeren Ausgaben, die sie seit dem Tode ihres Vaters hatte, bald

mehr eintrug, als sie verzehren konnte. Sie legte den Ueberschuß bei Seite, und zahlte davon in Fristen, was sie darauf entlehnt hatte, so daß es in wenigen Jahren frei von aller Schuld wurde, und es ihr nun ganz eigen zugehörte.

Rosalinde lebte mit ihrer mütterlichen Freundin, welche die alte Frau ihr zugewiesen, in dem angenehmsten Verhältnisse, das durch den Umgang mit jener adelichen Familie, deren ich schon früher gedachte, noch erhöhet wurde.

Indessen hatte aber auch Anna Gebrauch von ihrem väterlichen Erbtheil gemacht. Da es ihr bei der vornehmen Dame nicht mehr gefiel, und diese auch ihrer überdrüssig war, so trennten sie sich, und Anna zog für sich allein. Sie dachte nicht an die Gefahren, die ihr, ohne Schutz und Aufsicht, in einer großen Stadt drohten. Sie sann nur darauf, sich schöne Kleider und andern Putz anzuschaffen und sich bei öffentlichen Lustbarkeiten zu zeigen. Dadurch verlor sie aber ihren guten Ruf so sehr, daß keine angesehene Familie mehr mit ihr umgehen mochte. Sie mußte nun für sich ganz allein leben oder sich in Verbindung mit solchen Leuten einlassen, die es nicht so genau mit Ehre und Anstand nahmen. Rosalinde hatte wohl öfter an sie geschrieben und sie eingeladen, bei ihr zu wohnen; allein Anna beantwortete keinen ihrer Briefe. Sie wollte sie absichtlich in Ungewißheit über ihr Schicksal lassen, weil sie voraus sah, daß ihre Aufführung von der zartfühlenden Schwester nicht gebilligt werden konnte; auch war ihr der Gedanke an ein stilles Landleben, das sie dort erwarten würde, ganz unerträglich. Dabei aber fiel es ihr nicht auf, daß ihr kleines Erbtheil, welches sie auf

keine Weise durch Fleiß und Sparsamkeit zu vermehren gesucht, sich immer mehr verringerte. Sie setzte ihr leichtfertiges Leben so lange fort, bis die Kraft ihrer Gesundheit gebrochen war und sie ein gefährliches Nervenfieber Monate lang an's Krankenlager fesselte, wodurch der Rest ihres Erbtheils fast gänzlich verbraucht wurde und sie nun, arm und hilflos, von allen Mitteln entblößt war.

Anna wußte nun nicht, was sie weiter beginnen sollte. In ihrem armseligen Zustande vor ihrer Schwester zu erscheinen, dazu war sie zu stolz, und doch mußte etwas geschehen, um ihr Leben zu fristen. Sie sann nun darauf, in Dienst zu treten. Da sie aber außer ein wenig Klavierspielen durchaus keine nützlichen Kenntnisse besaß, so konnte sie sich in keinem Hause lang halten und mußte sich allerlei Demüthigungen gefallen lassen. Auch konnte ihre geschwächte Gesundheit die Anstrengung, welche gewöhnliche Hausarbeiten erfordern, nicht in die Länge ertragen, ohne derselben am Ende ganz zu unterliegen.

Während nun Anna durch eigene Schuld ein überaus mühseliges Leben führte, lebte Rosalinde im bescheidenen Wohlstande und sah sich von Jedermann geliebt und geachtet. Sie hatte sich mit einem jungen Edelmann vermählt, dem Sohne ihrer Gutsnachbarin, mit deren Töchtern sie seit Jahren den freundschaftlichsten Umgang gepflogen. Dadurch wurden beide Güter vereinigt, wie ja auch beide Familien längst durch das Band der Liebe und Eintracht verknüpft waren.

Eines Tages war die glückliche Familie eben im Speisesaale versammelt, als eine Fremde gemeldet wurde, die nicht eintreten wollte. Rosalinde ging ihr in das

Vorzimmer entgegen. Wie erstaunte sie aber, ihre Schwester Anna in schlechter, abgetragener Kleidung, und abgezehrter Gestalt vor sich zu sehen! Sie machte ihr keine Vorwürfe, sondern nahm sie liebreich auf und wies ihr ein besonderes Zimmer an, wo sie sich umkleiden und ihre Gesundheit pflegen konnte. —

Man hätte nun denken sollen, daß so viele traurige Erfahrungen Anna zur Einsicht ihrer Fehler würden gebracht haben; allein ihr Betragen bestätigte die Wahrheit: daß nur selten tief eingewurzelte Fehler, Gewohnheiten und Irrthümer in spätern Jahren überwunden werden können. — Und so äußerten sich diese Untugenden denn auch bald wieder bei Anna eben so stark, wie vorher. Auch schien es ihr ganz unerträglich, jetzt, da sie kein Vermögen mehr hatte, abhängig von ihrer Schwester leben zu müssen, obgleich diese es ihr nicht im Geringsten fühlen ließ. Beständige Unzufriedenheit nagte demnach an Anna's Gesundheit und untergrub diese immer mehr. Um sie ein wenig zu erheitern, ging Rosalinde eines Tages mit ihr spazieren. Sie begegneten dem alten Mütterlein, das eben wieder einen Bündel Holz auf dem Rücken trug. Rosalinde freute sich, sie nach langer Zeit wieder zu sehen. „Eure Worte, liebes Mütterlein, haben sich erfüllt," sprach Rosalinde, „ich lebe glücklich und zufrieden auf dem Lande."

Erbittert fiel Anna ein: „Mir aber, Alte, habt Ihr wenig Glück durch Eure Wahrsagung gebracht."

„Das versprach ich auch nicht. Jede von Euch sollte nur erhalten, was sie verdiente. Wie konntet Ihr bei Eurem flatterhaften Sinne und ungenügsamen Herzen hoffen, jemals glücklich zu werden! Ein Herz, das mit dem Loose

zufrieden ist, das ihm die Vorsehung bestimmt, und sich aus allen Kräften bestrebt, seinen Nebenmenschen und sich selbst Dienste zu leisten, wird nie Ursache haben, über sein Schicksal zu klagen.“ Damit verschwand das Mütterchen.

Anna's siecher Körper kränkelte noch einige Zeit, bis endlich seine Kräfte gänzlich erschöpft waren, und er in's frühe Grab sank. Von Niemanden, außer ihrer Schwester beklagt, wurde ihre Leiche in aller Stille beigesetzt. — Rosalinde dagegen beglückte ihre Familie eine lange Reihe von Jahren durch hohe Tugenden. Sie verließ diese Welt erst am höchsten Ziele menschlichen Alters, und der Segen derer, die sie gekannt, folgte ihr nach.

Das Zauberhorn.

Der König und die Königin von Lizerno lebten in einer sehr glücklichen Ehe. Sie hatten zwei Zwillingskinder, einen Sohn und eine Tochter, denen sie eine vortreffliche Erziehung geben ließen. Zum Taufpathen des Prinzen und der Prinzessin hatten sie bei deren Geburt den mächtigen Aeolus, König der Winde, gewählt. Er hatte seinen Sitz auf dem höchsten Gebirge der vulkanischen Inseln, von deren Höhe er die Windströme nach allen Gegenden der Welt aussandte. Er war ein frommer und gerechter Fürst; besonders gütig und menschenfreundlich gegen Fremde und Seeleute, denen er den Gebrauch der Segel gelehrt. Die Eltern hofften daher, Aeolus werde, als Taufpathe, ihre Kinder schützen, und schirmen. Den ersten Beweis seines Wohlwollens gab er den Kindern dadurch, daß er einen sanften Kuß auf ihre Stirn drückte, worauf sich auf derselben Stelle ein schöner goldener Stern zeigte, der durch seinen milden Glanz die

Schönheit der beiden Kinder noch um Vieles erhöhte. So wie aber die Zwillinge heranwuchsen und zunahmen an Größe des Körpers, an Geist und Güte des Herzens, so erhöhte sich auch der Glanz des Sternes, so daß er hell und klar funkelte. Begingen aber die Kinder Fehler durch Gedanken, Worte und Handlungen, so trübte er sich, so daß sie ihr Vergehen gleichsam vor aller Welt auf der Stirne trugen. Sie hüteten sich daher wohl, Unrecht zu thun, und wurden dadurch nur um so glücklicher; denn ihre Eltern und Alle, die sie kannten, liebten und achteten sie. Nur eine böse, aber mächtige Fee, Lolo genannt, hegte einen heimlichen Groll gegen diese Familie, weil sie nicht zur Taufzeugin der Zwillinge gewählt worden war. Sie sann deßhalb Tag und Nacht auf Rache. — Vor Allem hätte sie sich gern des Prinzen und der Prinzessin bemächtiget, und dieselben gänzlich von ihren Eltern getrennt; allein dies war unmöglich, weil die zärtliche Mutter sie nicht aus den Augen ließ. — Sie hatten aber noch nicht das zwölfte Jahr erreicht, als die Königin von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, die sie bald darauf in das Grab senkte. Vater und Kinder waren außer sich vor Schmerz, und brachten das erste Jahr in tiefer Trauer zu. Kaum war es aber verflossen, so erschien am Hofe des Königs von Lizerno eine glänzende Gesandtschaft, durch die sich die Fee Lolo erbot, die Zwillinge in ihrem Palast zu erziehen, bis sie das zwanzigste Jahr erreicht haben würden. Der König aber, der sich von seinen Kindern nicht trennen wollte, lehnte das Anerbieten dankend ab, indem er erklärte, er wolle schon selbst für die Erziehung seiner Kinder sorgen. — Diese Antwort beleidigte aber

die Fee so sehr, daß sie beschloß, sich durch ihren Tod zu rächen. Sie befahl daher Porax, dem Vertrauten ihrer Verbrechen, die Zwillinge auf einem Spaziergange zu rauben, und sie in das brausende Meer zu werfen. Porax gehorchte, raubte die Kinder und schleppte sie an's Ufer. Schon wollte er dieselben in das Meer schleudern, als sich plötzlich ein entsetzlicher Sturmwind erhob, der hohe Staubwolken emportrieb, welche die Luft mit Finsterniß verhüllten; als er sich aber legte, und Porax sein Werk vollziehen wollte, waren die Kinder verschwunden und keine Spur mehr von ihnen zu sehen. Er glaubte aber, sie seien vom Sturme erfaßt worden und hätten in den Wellen ihr Grab gefunden; so berichtete er denn seiner Herrin den Tod der Kinder. Porax hatte sich aber getäuscht. Der Prinz und die Prinzessin waren auf den Fittigen des Windes nach Licharos, einer der schönsten äolischen Inseln, gebracht worden, wo ein herrlicher Palast sie aufnahm und sie von Zephiren und Zephiretten bedient wurden. Auf dem Eilande wuchsen herrliche Feigen, Weintrauben, Pomeranzen und Kastanien im Ueberfluß, wovon die Kinder so viel essen konnten, als sie nur immer Lust hatten. So lange ihnen Alles, was sie hier fanden, neu war, ergötzten sie sich sehr daran und fühlten sich ganz zufrieden mit ihrem Aufenthalt; aber allmählig erfaßte sie die Sehnsucht nach ihrem Vater und sie wünschten sich wieder zurück in das väterliche Haus. Aber wie sollten sie es anfangen, über das Meer zu kommen, da sie auf einer entlegenen Insel wohnten und weder Schiff noch Nachen besaßen? — Um sich ein Fahrzeug zu verschaffen, machten sie allerlei Pläne. — Wenn sie aber das Meer und seine

Wellen brausen hörten, so entfiel ihnen aller Muth, und sie versanken in Unthätigkeit.

Indessen hatte die Fee Lolo aus ihren Zauberbüchern ersehen, daß der Prinz und die Prinzessin von Lizerno noch lebten und sich unter dem Schutze Aeolus', ihres Taufpathen, auf der Insel Licharos befänden. Rache brütend, beschloß sie, die Kinder zu entführen. Da sie aber keine Macht über sie hatte, so lange sie sich auf der Insel befanden, so wollte sie durch List ihr Ziel erreichen. — Als nun beide eines Tages am Ufer des Meeres spazieren gingen, erblickten sie mit großer Freude einen Nachen, von einem rüstigen Bootsmanne geführt, der sich ihnen auf ihren Wunsch sogleich näherte. Sie hörten wohl eine Stimme, die ihnen warnend zurief:

„Vertrauet ihr euch diesen Händen
So wird das Glück sich von euch wenden,
Ihr büßet dann durch eig'ne Schuld
Die Folgen eurer Ungeduld."

Allein die Begierde der Kinder, sich von dem einsamen Orte zu entfernen, überwand alle Vorsicht und Klugheit. Sie hüpften vergnügt in den Nachen und befahlen dem Führer, sie in ihre Vaterstadt zu bringen. Er aber lächelte spöttisch und ruderte eiligst einem alten Palaste zu, der am Ufer eines fernen Eilandes lag. Der Palast hatte ein düsteres Ansehen, und kam den Kindern ganz unheimlich vor. Besonders erschracken sie, als der Bootsmann sie nöthigte, hier auszusteigen und ihm zu folgen. Sie gehorchten zitternd. Knarrend öffneten sich die schwarzen Thore des großen Gebäudes und schlossen sich hinter den Eintretenden von selbst zu.

Der Prinz und die Prinzessin wurden in ein Zimmer geführt, wo sie die Fee Lolo mit harten Worten empfing. „Ihr wolltet nicht," sprach sie, „durch meine Hand liebreich erzogen werden, und euer Vater lehnte mein freundliches Anerbieten ab. Nun seid ihr doch in meiner Gewalt! Wehe euch, wenn ihr zu entfliehen sucht!" — Hierauf wendete sie sich zu Porax, dem Schiffer und befahl ihm, den Prinzen an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Dann ergriff sie die Hand der Prinzessin und führte sie selbst in ein entlegenes Gemach, dessen Thüre sie eigenhändig verschloß.

Schon mehrere Tage hatte die Prinzessin traurig hier zugebracht, als sie eines Abends bei hellem Mondschein sinnend an einem Fenster stand und in die öde Gegend hoffnungslos hinausblickte. — Da hörte sie plötzlich in den Wolken die Töne einer Wind- oder Aeolsharfe, die ihr lieblich in's Ohr klangen. Es führte das Instrument ein Jüngling, dessen braunes Haar mit einem Blumenkranz umwunden war. Er näherte sich, in der Luft schwebend, langsam dem Fenster, an dem die Prinzessin stand und redete sie also an: „Ich bin Zephir, ein Sohn Aeols, der euch bisher gegen die Gewalt der Fee Lolo schützte und euch deshalb auf die schöne Insel Licharos versetzte, die ihr beide so leichtsinnig verließet und dadurch wieder in die Hände der bösen Zauberin geriethet, die euch schon früher nach dem Leben strebte und deren Macht euch mein Vater durch seine Vorsorge entrissen hatte." — Mit Schrecken vernahm Kalliste (so hieß die Prinzessin) diese Worte.

„Aber wo ist mein Bruder!" rief sie schmerzlich aus. „Ist er vielleicht schon ein Raub des Todes geworden?"



„Noch lebt er; aber in stetem Kampfe mit Ungeheuern, die ihn zu vernichten drohen.“

„Und was soll aus mir werden?“

„Dies ist mir unbekannt, da die Zukunft mir nicht enthüllet worden ist; doch habe ich den Auftrag von meinem Vater erhalten, Euch zu beschützen, so lange ihr meinem Rathe folgt und nicht dem Trieb eures Willens und eurer Neigung.“

„O gewiß werde ich in Zukunft vorsichtiger in meinen Handlungen sein! Die bittere Erfahrung soll mir eine weise Lehre sein.“

„Bleib' diesem Vorsatze treu,“ sagte Zephir; „er wird dich mächtig gegen die Gewalt der bösen Fee schützen. Jetzt eile ich zu deinem Bruder, um ihn unsichtbar gegen die Ungeheuer zu beschirmen.“ Bei diesen Worten entfernte sich Zephir, und die Lüfte entlockten seinem Saiteninstrumente die herrlichsten Töne, die noch lange im Wiederhall klangen und die Prinzessin mit süßen Hoffnungen erfüllten.

Die Fee, immer auf Rache sinnend, hatte wohl bemerkt, daß der Prinz Azor, nur durch eine Zaubermacht beschirmt, der Wuth jener grimmigen Thiere widerstehen konnte. Sie wußte auch wohl, wer sein unsichtbarer Beschützer war; daher wollte sie dem Gefangenen auch nicht selbst das Leben rauben, was ihr leicht gewesen wäre; er sollte es in Gefahren, denen sie ihn aussetzen würde, durch eigene Schuld verlieren. Da sie aber die Gewalt des Fürsten der Winde auf der Oberwelt kannte, so brachte sie einen wohldurchdachten Plan zur Ausführung. Sie ließ ihren Schlangenwagen anspannen und entführte den

Prinzen. In schnellem Fluge zog sie mit ihm dahin über Erde und Meere hinweg, bis sie zu einem hohen Gebirge kam, das von zwei Hohlwegen durchschnitten ward. Hier senkte sich ihr Fahrzeug nieder. Sie hieß den Prinzen absteigen und sprach:

„Du siehst hier zwei Wege vor dir, die sich anfangs vollkommen ähnlich sind. Der eine führt zum Tag, der andere zu seiner Mutter, der Nacht; und obgleich Mutter und Sohn gemeinschaftlich nur einen Palast bewohnen, so sind sie doch durch einen dichten Schleier ewig von einander getrennt. Diesen nun wünsche ich zu besitzen und trage dir auf, mir ihn zu verschaffen. Schlägst du den Weg des Lichtes ein, so wirst du ihn finden. Wählst du aber den Weg der Finsterniß, so überlieferst du mir aus der Hand des Schlafes, den du in Gestalt eines schlummernden Kindes finden wirst, einen Mohnstengel, den er als Sinnbild seiner Bestimmung führt. — Es steht dir nun frei, fuhr die Fee fort, welche von beiden Straßen du wählen willst; hast du aber eine derselben betreten — so ist keine Rückkehr mehr möglich."

Bei diesen Worten verschwand die Zauberin, und ließ den Prinzen in großer Bestürzung zurück; denn die zwei Wege waren sich am Eingange so vollkommen ähnlich, daß er nicht wußte, welchen zu betreten er sich entschließen sollte. — Nach langem Ueberlegen schlug er endlich den zur linken Hand ein und ging guten Muthes vorwärts. Er bemerkte aber bald mit Schrecken, daß derselbe sich immer mehr verdunkelte und immer finsterer ward, bis der Jüngling sich von schwarzer Nacht umgeben sah. Jetzt kam ihm der leuchtende Stern, der seine Stirn zierte, und

der durch den Muth und die Ergebung, womit der Prinz bisher sein hartes Schicksal ertragen, einen außerordentlichen Glanz von sich gab, sehr wohl zu Statten; er leuchtete wie Sonnenstrahlen um ihn her, so daß er seinen Weg ungehindert fortsetzen konnte. Da er aber schon einen Tag und eine Nacht ohne Nahrung zugebracht hatte, so fühlte er Hunger und Durst, und seine Kräfte nahmen immer mehr ab. Als sie ihn endlich ganz verließen, und er nicht mehr fort konnte, warf er sich erschöpft auf den Boden und empfahl der Vorsehung seine Seele in stillem Gebet. Noch war der Prinz in dieser frommen Stimmung, als er von Ferne ein Sausen und Brausen hörte, und sich zugleich eine weiße Wolke durch den Hohlweg drängte. Aus der Wolke tauchte ein Greis auf, dessen Haupt und Bart mit glitzernden Schneeflocken bedeckt war. Aus seinem Munde strömte eisiger Hauch. Er wendete sich zu dem erschrockenen Prinzen und sprach: „Ich bin Boreas, der Nordwind, von Aeolus gesandt, dir Hilfe zu bringen.“ Zugleich überreichte er ihm einen Schlauch, der mit Speisen und Getränken gefüllt war. „Bewahre ihn wohl,“ sagte er, „denn du bist auf dem Wege nach der Unterwelt, wo du keine Nahrung findest. Auch gehst du hier ungeheuern Gefahren entgegen, aus denen dich nur ein Wunder retten kann: denn kein Sterblicher betritt ungestraft Pluto's dunkles Schattenreich.“

„Entsetzlich!“ rief der Prinz. „Also dahin führt mich mein Weg. Nimmermehr werde ich lebend davon zurückkehren!“

„Nur derjenige, der den Muth verliert, verliert sich selbst,“ erwiederte Boreas. „Ihn zu beleben, erhältst du aus

meiner Hand dies silberne Horn, das Aeolus dir sendet. Bediene dich desselben, wenn Gefahr dir drohet. Nur auf seinen Ton ist es uns Winden erlaubt, in die Schattenwelt zu bringen, um Unglücklichen beizustehen." —

Prinz Azor wollte eben seinen Dank aussprechen, als der Nordwind sich mit demselben Geräusch entfernte, wie er gekommen war. Der Jüngling setzte hierauf seinen Weg vorsichtig fort, bis er endlich den schaudervollen Palast der Nacht erblickte. Er wurde von Atlas, einem ungeheuern Riesen, bewacht, der auf seinem Haupte die Last des Himmels mit unermüdeter Geduld trug. Der Prinz schlüpfte unbemerkt an ihm vorüber. Er öffnete die Eingangspforten des düstern Aufenthalts und trat in einen großen Saal, worin dichte Finsterniß herrschte. Durch das Licht seines Sternes bemerkte er seltsame Gestalten, die ihn umgaukelten und ihm hohnlachend zuriefen: „Wir sind Töchter der Nacht und nennen uns Träume. Unsere Aufgabe ist, den Menschen auf der Oberwelt die Zeit im Schlafe zu verkürzen, und ihnen im Traume Bilder vorzuführen, die sie mit Freude, Schrecken oder Trauer erfüllen. Wehe dem, der diesen Bildern Glauben schenkt! „Jetzt bemerkte der Prinz eine weibliche Gestalt, die ruhig schlafend auf dem Boden saß; sie war in einen Schleier gehüllt, der von funkelnden Sternen glänzte; zu ihren Füßen lag ein schlummerndes Kind; ihm zur Seite stand ein Gefäß mit Schlaf erregendem Getränk gefüllt, und in seiner Hand hielt es einen Mohnstengel. Bei diesem Anblick sagte der Prinz erfreut: „Das ist wohl der Gott des Schlafes, aus dessen Hand ich der Fee Lolo den Mohn überbringen soll." Schon wollte er den Mohn-

stengel ergreifen, als er an des Kindes Seite ein geflügeltes Todtengerippe erblickte. Es trug ein schwarzes mit Sternen besätes Gewand. In der einen Hand hielt es eine Sense und in der andern eine umgekehrte Fackel. — Als der Prinz mit Schaudern dies dreifache Gebilde betrachtete, sagte er bei sich selbst: „Wahrhaftig! dies ist die Nacht mit ihren Zwillingskindern: dem Schlaf und Tod. Letzterem sollte ich nach dem Willen der mir feindlichen Fee zum Opfer fallen; aber ich will mich beeilen, ihm zu entfliehen. Und schnell griff er nach dem Mohnstengel, sich damit zu entfernen. Es vertraten ihm aber eine Menge gräßlicher Gestalten den Weg. Es waren Kinder der Nacht, welche die Schmerzen und Leidenschaften der Sterblichen bildlich darstellten, als: Hunger, Krankheiten, Zwietracht, Betrug u. s. w. Sie umgaben den Prinzen von allen Seiten und wollten ihn nicht freilassen; er aber stieß in das silberne Horn — und sogleich entstand ein heftiges Brausen in der Luft, und ein so heftiges Schneegestöber durchwirbelte den Saal, daß Keines das Andere mehr sehen konnte, und der Prinz sich unbemerkt in ein nahes Gemach flüchtete. Doch hier ging es ihm noch schlimmer: es war der Aufenthalt der Furien Tisiphone, Megära und Alekto. Sie empfingen ihn mit gräßlichen Geberden, schwangen brennende Fakeln, die sie in der Hand hielten, über sein Haupt, und streckten ihm ihre Schlangenhaare entgegen. „Ach!" seufzte der Prinz, „dies sind gewiß die schrecklichen Eumeniden, welche die Qualen des bösen Gewissens vorstellen! Der Himmel bewahre mich, daß ich je Veranlassung gebe, in ihre Gewalt zu kommen! Diesmal wird mich wohl meine Unschuld von ihren Foltern retten."

Zugleich flüchtete er aus ihrer Nähe, ohne von ihnen verfolgt zu werden. Da er aber keines Weges kundig war, so kam er in die Wohnung der drei Parzen, oder Schicksalsgöttinnen, deren Geschäft darin bestand, den Lebensfaden der Menschen zu spinnen und zu trennen. Die jüngste, Klotho, hielt den Rocken, aus dem sie schwarze und goldene Fäden zog, um das Glück und die Trauer der Sterblichen anzudeuten. Sie trug ein buntfarbiges Kleid und eine Krone im Haar, an welcher sieben goldene Sterne glänzten. Ihre Schwester, Lachesis, drehte die Fäden des Lebens. Ihr Gewand schimmerte von Sternen und neben ihr lag ein Haufen ungefüllter Spindeln. Atropos, die dritte, eine finstere, schwarz gekleidete Alte, zerschnitt die Lebensfäden mit der tödtlichen Scheere. — Der Prinz näherte sich ihr und erlaubte sich die Frage, ob sie auch seinen Lebensfaden bald zerschneiden werde.

„Es wird auf dich selbst ankommen, „erwiederte die Göttin. „Vergeudest du deine Lebenskraft schnell durch Unmäßigkeit, oder andere Ausschweifungen, so fällst du meiner Scheere frühe heim; außerdem steht dir ein langes Leben bevor.“

„Gut,“ versetzte der Prinz, „ich will durch Mäßigkeit und frommen Sinn meine Lebenskraft zu erhalten suchen.“ „Wohl dir, mein Sohn,“ sprach Atropos, „wenn du deines Versprechens eingedenk bleibst.“ — Die Parzen gaben ihm nun zu verstehen, daß er sich entfernen möchte, damit sie ihren Gesang, den sie durch seine Gegenwart unterbrochen, fortsetzen könnten. Er hätte sie gern befragt, welchen Weg er von hier nach der Oberwelt einschlagen sollte; allein sie gaben ihm kein Gehör, und er mußte dem Zufall ver=

trauen. — Wie ward ihm aber, als er sich unversehens dem furchtbaren Erebos, dem Gatten der Nacht und Vater des Tages, näherte! Er war von den Göttern des Himmels in einen Höllenfluß verwandelt worden, weil er den Titanen (mächtige Riesen) beigestanden, als jene einst mit den Göttern Krieg führten. Er war von fünf andern Flüssen umgeben, wovon der Phlegeton in feurigen Fluthen strömte. — Bei diesem Anblicke war Prinz Azor außer sich vor Schrecken. Er wollte umwenden — allein es war keine Rückkehr mehr möglich. — Er blies, sich zu retten, aus allen Kräften in sein Zauberhorn, so daß die ganze Unterwelt davon ertönte, und ein so entsetzlicher Sturmwind entstand, daß der glühende Strom anfing zu toben und zu brausen. Seine feurigen Wogen erhoben sich von allen Seiten und drohten den Prinzen zu verschlingen. Doch der Sturmwind erfaßte jetzt auch den Prinzen und wurde dessen Retter. Er hob ihn empor, und führte ihn durch die enge Straße bis zum Ausgang, wo er ihn sanft zu Boden setzte. Der Unglückliche war aber so ergriffen von Allem, was er gesehen, daß er lange nicht zur Besinnung kommen konnte.

Kehren wir nun zu Kalliste, der Schwester des Prinzen zurück. Ihr ging es nicht viel besser, als dem Bruder. In ein enges Gemach eingesperrt, bekam sie täglich kaum so viel Nahrung, als sie zur Erhaltung ihres Lebens nöthig hatte. Dabei mußte sie täglich Vorwürfe von der Fee Lolo hören, daß man ihr die Erziehung der Zwillinge nicht anvertraut habe. Ach! dachte die Prinzessin, wie wohl hat mein Vater daran gethan! Möchten wir dies Mal nur wieder aus ihren Händen befreit sein, wir

würden gewiß alle Vorsicht anwenden, um nie mehr in ihre Gewalt zu kommen. — So oft aber Kalliste nach ihrem Bruder fragte, so erhielt sie eine spöttische, unbefriedigende Antwort.

Als Prinz Azor sich hinlänglich erholt hatte, machte er sich auf den Weg und erreichte glücklich den Palast der bösen Fee. Wie erstaunte diese, als Azor ihr den verlangten Mohnstengel überreichte. Sie hatte dies nicht erwartet, weil sie hoffte, die Gefahren der Unterwelt würden ihn aufreiben. — Als er hierauf verlangte, seine Schwester zu sehen, wollte sie ihm dies nicht versagen. Aber neuer Groll und Haß erfüllte ihr Herz, als sie die Liebe gewahrte, welche die Geschwister verband. Kalliste und Azor stürzten sich in die Arme und hielten sich lange Zeit fest umschlungen, als wollten sie für's ganze Leben nicht mehr getrennt sein. Die Fee lächelte boshaft und sprach: „Wenn ihr euch denn so sehr liebt, so will ich euch auf eine Insel versetzen, wo ihr auf immer vereinigt sein könnt."

„O thut dies, gütige Fee!" riefen Beide zugleich. „Und ewig werden wir Euch dafür dankbar sein."

„Nun, wir wollen sehen, ob ihr eurer Liebe treu bleibt." — Sogleich bestellte sie ihren Schlangenwagen und setzte sich mit den Kindern hinein.

Die verheißene Insel bestand aus einem einzigen Felsen, in dessen Mitte sich zwei hohle Baumstämme befanden, die ganz nahe aneinander standen. „Dies ist künftig eure Wohnung," sagte die Fee. „Versuchet doch, ob sie eurer Körperlänge angemessen ist." — Die Geschwister konnten vor Schrecken nicht sprechen, und vollzogen bewußtlos ihren Willen. Kaum war es aber geschehen, als sich

die Fee lachend von ihnen wendete, indem sie sprach: „Nun ist euer Wunsch erfüllt und ihr seid so nahe vereiniget, als ihr es nur immer verlangen könnet.“ —

Als sich hierauf die Zauberin entfernt hatte, wollten die Kinder die enge Baumhöhle verlassen. — Aber wie entsetzten sie sich, als sie bemerkten, daß sie Beide fest mit den Baumstämmen verwachsen waren und nicht von der Stelle konnten. Laut jammernd klagten sie den Lüften ihre Noth; aber Niemand antwortete ihnen. Nur das Gekrächze einer Menge Vögel, welche die Klüfte des Felsens füllten, oder auf den entblätterten Baumzweigen saßen, erfüllte die Luft. Sie waren es auch, die den Unglücklichen in ihrem Schnabel Kräuter zur Nahrung, und Wasser in offenen Muscheln brachten, die das Meer ausgeworfen hatte.

Bereits mehrere Tage hatten die gefangenen Geschwister in den Baumhöhlen zugebracht. Ihr einziger Trost bestand darin, daß sie sich sehen und ihre gegenseitigen Leiden einander mittheilen konnten. Da gewahrten sie eines Tages einen seltsam gestalteten Vogel auf einer Klippe sitzen. Plötzlich verlängerte dieser seinen Hals und fing zu sprechen an:

„Ich bin der Vogel Hampelmann,
Der Alles weiß und wissen kann;
D'rum dürft ihr mich nur frischweg fragen,
Ich werd' euch Alles haarklein sagen.“

„Nun, so sage uns denn, wie wir uns der Zaubermacht der Fee Lolo entziehen können?“ fragten die Geschwister hocherfreut. Hierauf erwiederte der Vogel:

„Ihr dürft nur ihren Gürtel lösen,
So seid ihr frei von dieser Bösen;

Denn mit ihm ist die Macht verschwunden,
Mit der sie euch hier fest gebunden."

„Wie ist aber dies möglich," riefen Beide zugleich. „Sie läßt sich nicht mehr vor uns sehen! Und wenn auch, so könnten wir arme Gefangene deinen Rath nicht befolgen, da wir ja Hände und Füße nicht gebrauchen können." Der Vogel sprach:

„Dies Alles wird von selbst sich geben,
Ihr müßt nur stets der Hoffnung leben:
Daß eine höh're Macht euch schützt,
Wenn Alles um euch stürmt und blitzt."

Die Geschwister hatten nicht Zeit zu antworten; denn eben ließ sich die Fee Lolo in ihrem Schlangenwagen aus den Wolken herab. Es begleiteten sie ein paar Zwerge die verschiedene tödtliche Werkzeuge trugen. Auf einen befehlenden Wink der Fee reichten sie dieselben dem Prinzen und der Prinzessin zur Auswahl hin; denn nur wenn diese den Tod freiwillig wählten — sollten sie von den Qualen eines langsamen Verschmachtens befreit werden. Aber die Geschwister wollten von einem Selbstmorde nichts wissen. Die Fee nahm deßhalb zu geheimen Mitteln ihre Zuflucht.

„Ihr habt keinen Muth," sagte sie, „eurem Elend ein schnelles Ende zu machen; die schlechten Speisen und Getränke, die ihr bisher genossen, haben euch, wie es scheint, alle Kraft geraubt. Ein gutes Glas Wein und ein Stück wohlgewürztes Fleisch und Brod werden euch bald eure Kräfte zurückgeben."

Als die Kinder dies hörten, vergaßen sie ihre gegenwärtige Lage, und blickten sehnsuchtsvoll nach den so lange

entbehrten Speisen. Und schon streckten sie ihre Hände darnach aus, als der Vogel aus allen Kräften rief:

„Halt ein, und laßt das Naschen sein,
Gift ist im Fleisch und in dem Wein!"

Die Fee sah grimmig nach dem Vogel um und befahl dem Zwerg, ihn zu tödten; allein das Thier schrie noch ärger als vorher:

„Frau Lolo macht es gar zu bunt,
D'rum setzet Prinz das Horn an Mund,
Und blaset d'rauf und blaset d'rein
So viel nur Athem geht hinein!"

Auf dies Geheiß zog Prinz Azor schnell das Zauberhorn hervor, das er bisher ganz vergessen zu haben schien und setzte es an die Lippen. Ein lang gezogener Ton drang durch die Luft. Kaum war er verhallt, als die Erde zu beben anfing; von Angst und Furcht erfüllt brüllten die Thiere, Feuerflammen umzüngelten die Fee und die Baumstämme, in denen die Gefangenen schmachteten, stürzten unter großem Krachen zusammen. — Die rachsüchtige Fee sank vor Entsetzen sinnlos zu Boden, während der Prinz und die Prinzessin sich frei und glücklich fühlten. Ersterer erinnerte sich jetzt der Weisung des Vogels und nahm der Fee eiligst ihren Zaubergürtel ab. — Kaum aber war er in seiner Gewalt, als sich um ihn her Alles verwandelte. Aus den hohlen Baumstämmen wurden prächtige Paläste; aus dem wüsten, steinigen Eiland eine blühende Insel, und die Unglücksvögel verwandelten sich in Menschen, die sie vorher gewesen waren, ehe sie die Fee Lolo bezaubert hatte. — Als sich aber die erstaunten Geschwister nach dem warnenden Vogel umsahen, um ihm

zu danken, fanden sie an seiner Stelle Zephir, den holden Jüngling, der schon früher ihr Schutzgeist gewesen. Er sprach: „Euer Zauber ist gelöst, und ihr werdet so lange davon befreit bleiben, als die todähnliche Betäubung der Fee Lolo anhält. Daß diese aber fortdauere, kannst du, mein Prinz, dadurch bewirken, daß du den Mohnstengel, den du aus der Unterwelt geholt, der Zauberin auf das Haupt legst, und vor Allem ihren Zaubergürtel wohl verwahrst. Wenn ihr aber je in eurem Leben von dem Wege der Tugend abweicht, so wird der Mohnstengel seine Kraft verlieren und die Fee zum Schrecken Aller wieder erwachen."

Die Geschwister wollten eben die Versicherung geben, daß dies nie geschehen würde, als Zephir sie auf seinen Vater Aeolus hinwies. Er thronte auf einem hohen Felsen; sein Kinn war mit einem langen Bart geziert; seine Füße ruhten auf einem Blasbalg, und mit seiner Rechten stieß er das Zepter in den Felsen. Kaum hatte er ihn aber damit berührt, als alle Winde sich erhoben und brausend davon eilten. — Es währte aber nicht lange, so führten sie auf ihren Fittigen eine lichte Wolke herbei, auf der sich ein schöner Thronhimmel befand, unter dem der König und die Königin von Lizerno saßen. Als der Prinz und die Prinzessin sie erblickten, vergaßen sie Alles um sich her und stürzten freudetrunken in die Arme ihrer geliebten, so lange entbehrten Eltern. Im hellen Glanze leuchteten jetzt die Sterne auf der Stirne der Kinder auf, als wollten sie den Eltern damit andeuten, daß auch die Herzen ihrer Kinder bei allen Stürmen und Gefahren rein und edel geblieben seien. Und wie die Sterne glänzten, so

glänzten auch die Freudenthränen der Eltern und fielen segnend auf das Haupt der Kinder. — Nun ließ der König den Körper der Fee in einen marmornen Sarg legen und in einer Höhle verschließen. Auf der Außenseite aber ließ er die Schicksale der Kinder in Stein graben und am Schluße die Worte setzen: „Wandelt stets auf dem Wege der Tugend, damit das Böse nicht erwache und Macht gewinne über euch!“

Die weise Frau.

Frau Liebrecht hatte zwei Töchterlein und mehrere kleine Söhne, die ihr viel zu schaffen machten; denn Frau Liebrecht war vor Allem bedacht, ihren Kindern all' jene Tugenden anzugewöhnen, welche Leib und Geist in gleicher Weise schmücken. Es gelang der guten, sorgsamen Mutter auch wirklich, sie zu braven, ordnungsliebenden Kindern zu bilden. Nur mit ihrer ältesten Tochter, Florentine, konnte sie nicht zufrieden sein; und doch hatte die Mutter auf diese ihre größte Hoffnung gesetzt. Sie glaubte nämlich in Florentine recht bald eine Stütze im Hauswesen und in der Aufrechthaltung der Ordnung zu erhalten. Allein die Mutter hatte sich in dem Mädchen bitter getäuscht, denn gerade Florentine war die Unordentlichste von allen ihren Geschwistern. Kam sie aus der Schule, so legte sie ihre Bücher an den nächst besten Ort, obgleich sie einen bestimmten Behälter dazu hatte. Untersuchte man aber diesen, so fand man hier

Bücher, Schriften, Rechentafeln, Federn und Papier bunt unter einander. Nicht besser sah es in ihrem Kleider- und Spielschränkchen aus. Sowie sie etwas daraus gebraucht hatte — warf sie es wieder hinein, ohne sich darum zu kümmern, ob es auch am gehörigen Orte liege. Die Mutter unterließ zwar nicht, sie darüber zu Rede zu stellen und darauf zu dringen, daß sie Alles wieder in Ordnung brachte, was sie auch willig that. Allein nach wenigen Tagen schon herrschte die alte Unordnung und über dem beständigen Suchen und Aufräumen ging viel kostbare Zeit verloren, die sie auf bessere Art hätte verwenden können. Florentine war übrigens ein verständiges und wohl unterrichtetes Mädchen; man sollte also kaum glauben, daß sie bei diesen Vorzügen doch so wenig Einsicht besaß, um die Ordnung als einen vorzüglichen Schmuck für ein Mädchen zu lieben; denn die Ordnung ist der gute Geist des Hauses, der uns Zeit und Mühe sparen hilft und jeglichen Verdruß ferne hält. — Die Mutter hoffte wohl, Florentine werde mit zunehmendem Alter ihren Hang zur Unordnung ablegen, allein es trat leider das Gegentheil ein. Je länger sie in dieser Untugend verharrte, desto tiefere Wurzeln schlug sie; und das unordentliche Mädchen schadete hierdurch nicht allein sich selbst, sondern durch ihr übles Beispiel auch ihren jüngeren Geschwistern, die sich jedes Mal darauf beriefen, wenn sie sich irgend eine Unordnung zu Schulden kommen ließen.

Florentine war nun in diejenigen Jahre getreten, wo sie ihrer Mutter hätte hilfreiche Hand bei Führung ihrer beschwerlichen Haushaltung leisten können; allein statt ihr zu dienen, brachte sie in der Küche und im Hause Alles

in Unordnung und ließ sogar die wichtigsten Schlüssel herumliegen, oder verlegte sie so, daß man sie nicht mehr finden konnte. Florentine war daher durch ihr Verhalten für die Eltern eine Quelle der Sorge und des Kummers, während ihre jüngere Schwester die Stelle der älteren einnahm, und durch hohen Sinn für Häuslichkeit und Ordnung ihrer Mutter wesentliche Dienste leistete. Aber diese grämte sich darum nicht weniger über ihre älteste Tochter; denn sie sah voraus, daß sie diese unverzeihlichen Fehler einem sichern Verderben entgegenführen würden. — Die Mutter dachte nun hin und her — da alle Vorstellungen bisher vergebens gewesen waren — was sie nun weiter mit Florentinen beginnen sollte. — Da fiel ihr ein, daß eine weise Frau im Gebirge lebte, die, wie man sagte, für Alles guten Rath wisse.

Nachdem nun Frau Liebrecht Alles reiflich überlegt hatte, machte sie sich in Begleitung ihrer Tochter Florentine dahin auf den Weg. Sie erreichten den Fuß des Gebirges ohne große Unannehmlichkeiten. — Jetzt aber begannen sie; der Weg ward immer steiler und felsiger, so daß es nicht mehr möglich war, ihn zu befahren; sie mußten sich demnach bequemen zu Fuße zu gehen und den Wagen zurücklassen. Aber sie waren der rechten Straße unkundig, und mehrere kreuzten und verloren sich hier in Hohlwege. Die Nacht brach darüber herein und die Reisenden mußten in einer Felsenhöhle ohne Speise und Trank zubringen. Die Verlassenen zitterten vor Angst, und Florentine bereute zum ersten Male ihren Hang zur Unordnung, der Veranlassung zu dieser Pilgerfahrt gegeben hatte.

Mit anbrechendem Tage setzten sie ihren Weg weiter

fort; aber Hunger und Durst fingen an sie zu quälen — und nirgends zeigte sich eine Aussicht ihn zu befriedigen. Sie wanderten fort, ohne eine Quelle zu entdecken, noch eßbare Wurzeln zu finden. Frau Liebrecht konnte nun nicht weiter. Sie sank erschöpft auf den harten Boden nieder. — Florentine war außer sich vor Schrecken und wußte nicht, was sie nun weiter beginnen sollte. Da sprach die Mutter mit schwacher Stimme:

„Ich gehe meinem Ende entgegen; — die Schatten des Todes umfangen mich! Du, mein Kind, besitzest noch einige Kräfte; — verlasse mich und suche dich allein zu retten. Möge dir mein Tod ein Beweis sein, wie sehr ich wünschte, dich von deinem Fehler befreit zu sehen.“ —

„O gewiß!“ rief Florentine schmerzlich aus; „gewiß, liebe Mutter, werde ich mich bestreben ihn abzulegen und dir noch viele, viele Freude machen! Gott wird dein Leben erhalten und mir beistehen, damit ich Hilfe für uns beide finde. Ich will dort den höchsten Gipfel des Gebirges erklettern, vielleicht, daß ich von da aus einen bessern Weg entdecke.“

Und ohne der Mutter Antwort abzuwarten, eilte Florentine davon. — Je mehr sie sich aber der Felsenklippe näherte, je deutlicher glaubte sie das Geräusch einer Quelle zu hören, die aus ihrem Innern zu kommen schien. — Und sie hatte sich nicht getäuscht. Krystallhelles Wasser quoll hervor und bildete ein Bächlein, an dessen grünen Ufern einige Bäume standen, die mit saftigen Früchten beladen waren. Sie brach einige davon, und ohne dieselben zu kosten, eilte sie zurück an die Stelle, wo sie ihre Mutter gelassen, um sie damit zu erquicken. Die Mutter

lag wie leblos auf dem Boden ausgestreckt; aber Florentine kniete sich neben sie, drückte den Saft aus den Früchten und ließ ihn in den schon halb erstarrten Mund fließen. Eine wohlthätige Wirkung äußerte sich bald: Frau Liebrecht schlug die Augen auf und schien wieder freier zu athmen. — Sogleich eilte Florentine an die Quelle zurück, und holte in ihrem Hute auch Wasser herbei. So ward beiden geholfen, und sie fühlten sich bald so sehr gestärkt, daß sie ihren Weg weiter fortsetzen konnten.

Florentine hatte einen Vorrath von jenen Früchten in ein Tuch gepackt, damit sie unterwegs davon zehren könnten. — Da sie aber nicht gewohnt war, gehörig für etwas zu sorgen und in der Regel Alles gedankenlos da liegen ließ, wohin sie es zuerst gelegt hatte, so geschah es ihr auch dies Mal. Sie hatte unterlassen, die Früchte mitzunehmen. — Und als sich ihre Mutter damit erfrischen wollte, mußte sie mit Scham und Reue gestehen, daß sie zurückgeblieben waren. Frau Liebrecht seufzte bei dieser Mittheilung tief, und ihr trauriger Blick drang Florentine in das Innerste der Seele. — Aber es war nicht mehr zu ändern, und sie mußten ihren Weg ohne Erfrischung fortsetzen. — Die Mittagssonne brannte heiß, und kein erquickender Schatten nahm sie auf; denn das Gebirge war kahl und steinigt. Doch sahen sie hie und da Vögel aus den Klüften der Felsen aufsteigen. „Vielleicht,“ sagte Frau Liebrecht, „könnten wir hier einige Eier finden.“ Florentine eilte dahin und entdeckte wirklich ein Nest voll frisch gelegter Kibitzeier. Die Reisenden ließen sich dieselben trefflich schmecken und konnten nun ihren Weg neugestärkt fortsetzen. Er führte sie immer abwärts hinab in ein

grünes Thal, das sich bald ganz vor ihren Augen ausbreitete. Es wurde von einem Bache durchschnitten, der mit fruchttragenden Bäumen besetzt war. Der Fußweg führte durch einen Wiesengrund zu einem schönen Hause mit der Aufschrift: „Wohnung der weisen Frau."

Mutter und Tochter waren hoch erfreut, endlich das Ziel ihrer Reise erreicht zu haben. — Bei ihrem Eintritt in das Gebäude fragte man nach ihrem Begehren, und als sie es ausgedrückt, hieß man sie Platz nehmen und brachte ihnen Erfrischungen, welche sie so schnell stärkten, daß sie von ihrer Erschöpfung und Müdigkeit nicht die geringsten Spuren mehr fühlten. Hierauf wurden sie in das Wohnzimmer der weisen Frau geführt. Es war mit hellblauem Damast ausgeschlagen, und dieser mit geheimnißvoller Bilderschrift (Hieroglyphen) verziert. Die Zauberin saß auf einem weißseidenen Sopha; sie war in Schwarz gekleidet, und ihr langer Leibrock unter der Brust mit einem Sammtgürtel von himmelblauer Farbe befestigt, dem goldene Buchstaben eingeprägt waren. Von ihrem Haupte fiel ein langer Schleier herab, der auf dem Scheitel mit einer Schließe von weißen und blauen Edelsteinen befestigt war. Auf ihrer Nase saß eine große Brille, deren Gläser aus dem feinsten Krystall geschliffen waren. Sie las in einem Buche, das eine ganz unverständliche Schrift enthielt. — Als Frau Liebrecht mit ihrer Tochter eintrat, ging sie ihnen einige Schritte entgegen. Sie sprach, indem sie sich zur Mutter wendete:

„Es thut mir leid, gute Frau, daß Ihr Euch so weit bemühen mußtet, um Hilfe gegen die Fehler Eurer Tochter zu suchen."

„Ihr wisset also schon, warum wir kommen?“ versetzte Frau Liebrecht verlegen.

„O ja! der üble Ruf eines unordentlichen, leichtsinnigen Mädchens verbreitet sich gar schnell in der Nähe und in der Ferne; und so ist er denn auch mir zugekommen.“

Florentinens Gesicht glühte bei diesen Worten vor Scham, und sie wagte es nicht, der weisen Frau in's Angesicht zu blicken. Diese aber fuhr fort:

„Es ist Schade für diese wohlgebildete Gestalt, daß eine so fehlerhafte Seele sie bewohnt!“

Florentine konnte jetzt ihre Thränen nicht länger zurückhalten. Sie stürzte der Zauberin zu Füßen und sprach schluchzend: „Ich will mich ja gern bessern, gebt mir nur ein Mittel an, wie ich es anfangen soll!“

„Mittel gibt es wohl, mein Kind, aber sie nützen nichts, wenn du dich nicht selbst überwindest, deine Fehler abzulegen; der Wille zum Guten und Bösen liegt in dir; es kommt also nur auf dich an zu wählen, was dir Recht scheint.“

„Ach,“ versetzte Florentine, „wenn ich es mir auch hundert Mal vornehme, mich zu bezwingen, so gelingt es mir doch nicht! Einige Tage lang halte ich dann meine Habe in Ordnung; der kleinste Anlaß aber genügt, um wieder in die alte Unordnung zu verfallen. Nicht selten ist auch Mangel an Zeit die Ursache meines Fehlers.“

„Du mußt deine Zeit eintheilen, liebes Kind, und in jeder Stunde oder zu jeder Minute nur eben dasjenige thun, was du für sie bestimmt hast.“

„Ach, dies Alles habe ich ihr schon vielmals gesagt,“ seufzte die Mutter; „aber umsonst.“

„Wenn denn also gute Lehren nichts nützen, so müßt Ihr Gebrauch von Eurer mütterlichen Gewalt machen und das Unrecht bestrafen."

„Ich habe auch dieses Mittel versucht; aber es half nur für kurze Zeit."

„Freilich," versetzte die weise Frau, „kann der Mensch nur ganz allein sich durch einen festen Willen zwingen, wozu äußere Umstände ihn nicht immer vermögen können. Doch gibt es noch mancherlei Mittel, Eure Tochter an Ordnung zu gewöhnen. Vor Allem beobachtet sie unausgesetzt und duldet niemals und unter keinem Vorwande, daß sie gegen die Gesetze der Ordnung handle. Sie wird hierdurch nach Jahr und Tagen aus Gewohnheit thun, was sie freilich nur aus Ordnungsliebe verrichten sollte."

„Wie wäre es mir aber möglich," erwiederte Frau Liebrecht, „bei meiner weitläufigen Haushaltung und meinen vielen Kindern, immer nur Florentine allein im Auge zu behalten? Ist es möglich, so gebt mir ein anderes Mittel zu ihrer Besserung an." —

„Die besten Mittel, ein verirrtes Kind auf rechte Wege zu bringen, liegen immer in der Hand guter Eltern, die sich beim Erziehungsgeschäfte durch feste Grundsätze leiten lassen. — Indessen, wenn Ihr wünschet, daß ich Euch solche Mittel an die Hand gebe, wie sie in meiner Gewalt stehen, so will ich Euch gern willfahren; doch, macht mir keine Vorwürfe, wenn sie Euch nicht ganz angenehm sein sollten."

„O gewiß nicht!" rief die Mutter. „Was könnte mir denn in der Welt unangenehmer sein, als eine unordentliche Tochter, die mir das Leben verbittert und in Jedermanns Augen tadelnswerth erscheint."

„Gut,“ versetzte die weise Frau. „Ich werde Florentine von heute an beobachten. Wird sie sich befleißen ordentlich zu sein, so werde ich meine Mittel unbenützt lassen; andern Falls mache ich strengen Gebrauch davon. Nur, liebe Frau Liebrecht, müsset Ihr mir versprechen, weder heimlich noch öffentlich in mein Erziehungswerk einzugreifen.“

„Ich gelobe es!“ sagte die erfreute Mutter, und küßte der weisen Frau die Hand. — Diese entließ sie hierauf und versprach, sie Beide durch ihren eigenen Wagen nach Hause bringen zu lassen. Er stand auch schon vor der Thüre bereit, und führte sie auf schön gebahnten Straßen ihrer Heimath zu.

Florentine fühlte sich sehr gebeugt durch die Worte der weisen Frau; auch fürchtete sie die Mittel, wodurch sie zur Ordnung angehalten werden sollte; sie bemühte sich daher aus allen Kräften, keinen Fehler gegen die Ordnungsregeln zu begehen; dies kam ihr gar nicht so schwer an, als sie Anfangs dachte; im Gegentheile, es war ihr recht angenehm, jedes Stück an seinem ihm angewiesenen Platze sogleich zu finden, ohne es vorher suchen zu müssen. — So dauerte es eine geraume Zeit ganz gut fort. Jetzt aber traten Störungen ein. Es kamen Freunde bei der Familie an, die zu vielen Zerstreuungen Anlaß gaben. Man ging häufig aus, man bekam Besuche. — Wie sollte man da alle Dinge in Ordnung halten können? Während nun die Mutter sich durch Nichts abhalten ließ, ihren Kindern und übrigen Hausgenossen als ein Muster der Ordnung voranzuleuchten, vergaß Florentine im Strudel der Vergnügungen alle guten Vorsätze und verfiel unaufhaltsam wieder in ihre alten Fehler.

Als sie nun eines Tages die Fremden in ein Konzert begleiten sollte, war sie außer sich vor Freude; denn noch niemals war es ihr bisher erlaubt gewesen, an einem solchen Vergnügen Theil zu nehmen. Florentine trug nun freudig ihre besten Kleider zusammen, und kramte dabei ihre Halskrausen, Bänder und andere Gegenstände so sehr untereinander, daß ein buntes Gewirr daraus entstand. —

Schon war Florentine bereit, im schönsten Putze das Zimmer zu verlassen, ohne einen Blick um sich her zu werfen. Auf den Stühlen lagen ihre abgelegten Kleider; auf dem Tische Seife, Waschwasser und Kamm; Schuhe und Strümpfe dort und da auf dem Boden. — Eben wurde sie abgerufen, sich den Fremden anzuschließen — als plötzlich ihre zerstreuten Kleidungsstücke in Bewegung geriethen, sich ihr näherten und fest an den Leib klammerten. Auch ihre übrigen Putzsachen, die sie vorher untereinander gekramt, kamen heran gewandert und hingen sich an ihre Kleider, so daß sie einer wahren Trödelbude ähnlich sah. Zornig wollte sie Alles von sich werfen; allein der seltsame Schmuck hatte sich so innig mit ihren Kleidern verbunden, daß all' ihre Mühe umsonst war. Da die Fremden nicht länger mehr zögern wollten, so mußte Florentine zu Hause bleiben. Sie weinte, klagte und wollte verzweifeln. Da aber dies zu Nichts half, nahm sie ihren Anzug ab und wollte ihn voll Verdruß in einen Winkel des Zimmers schleudern, als die daran hängenden Stücke von selbst herabfielen. Florentine wollte diese derbe Mahnung nicht verstehen. — Sie zog ärgerlich ihre gewöhnliche Kleidung an und warf das Uebrige in einen Kleiderschrank. — Aber plötzlich fühlte sie sich am ganzen Körper belastet und hörte

hinter sich ein so starkes Gekicher, daß sie aufmerksam darauf wurde und zurück sah. Ihre Geschwister lachten jetzt aus vollem Halse, denn an Florentinens Rücken hing der abgelegte Putz. Sie versuchte abermals die zudringlichen Gegenstände abzunehmen — es gelang ihr aber so wenig, als das erste Mal, und sie ward durch ihren wunderbaren Schmuck zum Gespötte des ganzen Hauses. Sie weinte und jammerte fortwährend und befand sich noch in demselben Zustande, als ihre Eltern mit den Fremden zurück kehrten. Sie fürchtete ihren Anblick und eilte sich schlafen zu legen. Kaum versuchte sie aber ihre Kleidung abzunehmen, als Alles, was daran hing, von selbst zu Boden fiel. Sie ließ es aber hier liegen, damit es ihre Mutter sehen und sie bedauern möchte. Diese gab ihr aber den Rath wieder aufzustehen und Alles in gehörige Ordnung zu bringen. „Gedenke der weisen Frau!“ — setzte sie bedeutsam hinzu, und verließ das Zimmer. — Da fuhr Florentine schnell von ihrem Lager auf und räumte Alles in schönste Ordnung. Und als sie sich des andern Tages ankleidete — war sie von dem bösen Zauber befreit. Sie eilte nun vergnügt zum Frühstück und unterhielt sich so gut mit den Fremden und Andern, daß sie darüber die Stunde vergaß, die sie in die Schule rief. Und als sie endlich daran erinnert wurde, eilte sie zu ihrem Bücherkasten, warf hier Alles untereinander und suchte geschäftig die Gegenstände heraus, die sie eben heute nöthig hatte. Dann ging sie schnell damit die Treppe hinunter, dem Schulhause zu. Sie war aber noch nicht weit gekommen, als sie einen Trupp Kinder hinter sich hörte, die untereinander lachend und schäkernd die Verse sangen:

„Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Muß man als Mädchen sein,
Die Liederlichen schmeicheln sich
Bei keiner Seele ein.

Wer Alles um sich wirft und schmeißt
Und nicht auf Ordnung hält,
Verräth gar einen schwachen Geist
Und nützet nicht der Welt!“

Je mehr aber Florentine eilte davon zu kommen, desto ärger lachten die Kinder und zogen sie von hinten bald da, bald dort an ihrem Kleide, bis sie endlich gewahrte, daß ihre sämmtlichen Schreibgeräthe, Bilder und Bücher wie Kletten an ihrem Rücken hingen, wodurch das tolle Betragen der Kinder veranlaßt wurde. Sie eilte in ihr Haus zurück, sich umzukleiden. Die Gegenstände fielen wieder von selbst ab, und sie legte sie diesmal ganz ordentlich an ihre gehörige Stelle. Aber damit verging viel Zeit, und als sie in die Schule kam, wurde sie hart getadelt, daß sie so spät erschien. Sie mußte auch nachher noch bleiben — eine versäumte Ausarbeitung zu fertigen, die sie erst vollendete, als ihre Mitschüler schon lange zu Hause waren. — Und all' diese großen und kleinen Mißgeschicke hatte sie sich durch ihre Unordnung zugezogen. — Nach einem solchen Vorfall war sie wohl immer einige Tage hindurch überaus ordnungsliebig; aber es dauerte nicht lange, so hingen ihr wieder Kleidungsstücke, Spielsachen, Schlüssel und andere Dinge am Leib, so daß sie zum Gespötte der ganzen Stadt wurde und man schon in der Ferne auf sie zeigte; ja, sogar Mütter ihren Kindern zuriefen: „Seht ihr dort das unordentliche Mädchen herankommen! Man kann ja schon ihre

Fehler auf ihrem Gesichte lesen, denn es sieht so unruhig aus, als wenn es immer besorgt wegen der Vorwürfe um die verlegten Sachen wäre." „Wie danke ich Gott!" setzte Jene hinzu, „daß er mir kein so nachläßiges Kind zu Theil werden ließ! Besser ist gar keines zu besitzen, als ein solches!"

Oft hörte Florentine solche Worte ganz deutlich gegen sie aussprechen, so daß sie beschämt zur Erde blickte und vielmals gute Vorsätze faßte; aber sie blieb sich nicht getreu; denn was sie sich heute fest vornahm, — hatte sie den andern Tag wieder vergessen. —

Florentinens Mutter machte sich noch einmal die Mühe, jene berühmte Frau zu besuchen, um ihr den Erfolg ihres angewendeten Besserungsmittels mitzutheilen und, da es bei ihrer Tochter so wenig gefruchtet hatte, sie um ein anderes zu bitten. —

„Nur zwei Strafmittel stehen in meiner Gewalt," versetzte die Zauberin, und ich will sie gern zu Eurer Tochter Wohl anwenden. Das erste hat ihr wenig genützt. Wir wollen nun das zweite versuchen. — Ist auch dies ohne Wirkung, — so bleibt sie ihrem Schicksale überlassen, das sie dem sichern Verderben entgegen führen wird; denn ich sehe aus meinen Zauberbüchern, daß Florentine bei ihrem Hang zur Unordnung sich und ihre Angehörigen unglücklich machen wird."

Frau Liebrecht erschrack nicht wenig bei diesen Worten und bat die Zauberin inständig, ihr doch die fernere Hilfe nicht zu versagen. —

„Ich werde leisten," erwiederte Jene, „was in meinem Vermögen steht, aber ohne die Beihilfe, und den festen

Willen Eurer Tochter, sich zu bessern, wird jeder Versuch vergeblich sein. Die Vorsehung, fuhr sie fort, verlieh deßhalb dem Menschen die Vernunft und den freien Willen, das Gute oder das Böse von selbst zu wählen. Doch ist es uns Feen erlaubt, Mittel zu seiner Besserung anzuwenden. Will er sie benützen, so werden sie ihn vielleicht zum Heile führen, ehe harte Schicksale über ihn einbrechen, deren sich die Gottheit bedient, die Sterblichen zu bessern; wenn ihre Wohlthaten allein den Verirrten nicht auf rechte Wege bringen. So bedienen sich ja auch gute Eltern ernsterer Mittel, wenn ihre Kinder sich nicht durch Güte allein wollen leiten lassen."

Sehr gebeugt begab sich Frau Liebrecht von dannen und kehrte betrübt in ihre Wohnung zurück. Sie theilte Florentinen Alles mit und bat sie noch einmal inständig, sich doch zu bessern, jetzt, da es noch Zeit sei. Florentine versprach's unter heißen Thränen und hielt auch einen ganzen Monat lang Wort. Es war ihr dabei so wohl; sie gefiel sich so gut in ihrem schön aufgeräumten Zimmer, und der Beifall ihrer Eltern und Geschwister beglückte sie so sehr, daß sie bei sich selbst dachte: Warum habe ich mich dieses Glückes doch so lange beraubt und mir durch meinen Leichtsinn so viel Schande, Verdruß und doppelte Arbeit zugezogen. Wie schön ist doch die Ordnung! wie schmückt und ziert sie ein Mädchen! wie wohlthuend wirkt sie auf das Gemüth! —

Die Mutter vertraute jetzt auch Florentinen die Schlüssel ihrer Schränke und übergab ihr die Aufsicht über die Speisekammer. Und Alles ging eine Zeit lang ganz gut. — Da kam aber eines Tages eben zur Mittags-

zeit, eine von Florentinens Freundinnen, sie zu einem Spaziergange aufzufordern. Sie war sogleich bereit dazu, und trug schnell die Ueberreste des Mittagessens in das Speisegewölbe. Statt aber den abgezogenen Schlüssel nachher wieder an seinen gewöhnlichen Ort zu legen, eilte sie damit in ihr Ankleidezimmer. Sie warf ihn hier an die nächste beste Stelle, und ging mit ihrer Freundin davon. Kaum aber hatte sie das Zimmer verlassen, als sich ein Mäuschen herbeischlich und den Schlüssel davon trug.

Als Florentine spät zurück von ihrem Spaziergange kam, wollte sie eiligst den übrig gebliebenen Braten aus der Speisekammer holen und ihn zum Abendessen auftragen; allein der Schlüssel war nicht zu finden und die Familie mußte für heute auf den Braten verzichten. Sie aber erhielt Vorwürfe und trübe Gesichter von allen Seiten; und da sich der Schlüssel nicht wieder fand, mußte sie auf ihre eigenen Kosten einen andern machen lassen. — Es stand nicht lange an, so geschah es ihr auch, daß sie einen Korb mit Eier, die sie eben gekauft hatte, im Vorplatz stehen ließ und sich den ganzen Tag nicht weiter darum bekümmerte. Erst gegen Abend erinnerte sie sich, daß sie die Eier noch nicht im Speiseschrank aufbewahrt habe. Sie eilte nach dem Vorplatz, fand aber zu ihrem Schrecken nichts mehr als leere Eierschaalen, und Florentine mußte den Verlust von ihrem zusammengesparten Gelde ersetzen. — So ging es fort, bis sie keinen Pfennig mehr im Besitz hatte. Und da sie solche Unordnung auch wieder mit ihren Kleidern und andern Habseligkeiten einreißen ließ, welche die Mäuse alle davon trugen, so hatte sie bald weder dies noch jenes mehr anzuziehen. Vergebens bat sie

ihre Eltern um andere Kleidungsstücke; diese wollten ihre Unordnung nicht mehr unterstützen, und so glich Florentine mit ihren abgenützten Kleidungsstücken sehr bald einem Aschenbrödel. —

Als nun Florentinens Eltern und Geschwister einst an einem heitern Herbsttage auf ein schönes Landgut fuhren, wohin sie zur Weinlese und zum Honigsammeln eingeladen waren, und Florentine wegen Mangel an schicklicher Kleidung allein zu Hause bleiben mußte, zerfloß sie in Thränen und bereute bitterlich ihren Hang zur Unordnung, der sie in ihren jungen Jahren schon so unglücklich gemacht hatte. „Ach!“ seufzte sie, „wie wird es mir erst dann ergehen, wenn ich keine Eltern mehr haben werde, die für mich sorgen! Denn bin ich einmal selbstständig, so werde ich durch meine Unordnung noch viel größeren Nachtheil erleiden. Jetzt tragen mir die Mäuse Alles davon, und später werden es Diebe holen. — Was soll ich nun aber heute mit dem langen Tage anfangen,“ setzte sie hinzu, „da ich weder Spielzeug, noch Arbeit, noch Bücher zu meiner Unterhaltung habe? Denn Alles haben ja die diebischen Mäuse geholt, weil ich es offen herumliegen ließ; und meine Geschwister halten ihre Habe, so wie meine Eltern, sorgsam in Verschluß, so daß ich auch davon heute Nichts zum Zeitvertreibe benützen kann. Wie wäre es, wenn ich einstweilen in den Garten ginge, um meine Blumenbeeten auszugrasen? Ach sie werden es nothwendig brauchen, denn ich habe mich ja schon lange nicht darum bekümmert!“ —

Florentine nahm ein Häckchen und einen Rechen und machte sich an die Arbeit. Das Gärtchen war so dicht mit Unkraut bewachsen, daß keine Blume mehr blühen

konnte, während ihrer Geschwister Beeten mit herrlichen Astern, Levcoyen und anderen herbstlichen Blumen prangten. „Ach," sagte sie, „was doch die Unordnung in allen Dingen für üble Folgen nach sich ziehet! Wer sollte glauben, daß dieses Gärtchen im Frühling durch des Gärtners Hand so schön angelegt worden war! — Aber es soll mir nicht wieder geschehen! Habe ich es nur heute in Ordnung gebracht, so will ich es gewiß auch erhalten!"

Sie hatte lange damit zu thun und war schon ganz ermattet, als die Beeten gereinigt waren. Sie nahm hierauf das Gartengeräthe und brachte es wieder an seinen Ort. Dann reinigte sie ihr Kleid und begab sich wieder in ihr Zimmer. Sie überdachte eben, was sie nun weiter thun sollte, da hörte sie ein Geräusch und als sie sich umsah, bemerkte sie einige Mäuse, die ein Buch brachten und es zu Florentinens Füßen legten. Sie nahm es freudig auf und fand darin Geschichten von ordentlichen und unordentlichen Kindern, deren Beispiel sie die Folgen lehrte, die eine jede Handlung, sie sei gut oder böse, nach sich zieht; und sie nahm sich fest vor, sich dieses Buches als Leitfaden zu ihrer eigenen Besserung zu bedienen. „Ach," sagte sie, „wenn ich nur bald Gelegenheit fände, meine guten Vorsätze in Ausübung zu bringen, aber ich bin ja selbst so arm wie eine Feldmaus, und habe Nichts mehr übrig, um es in Ordnung zu erhalten. Und meine Eltern und Geschwister geben mir auch keine Gelegenheit zum Räumen, da sie Alles selbst in schönste Ordnung bringen." — Sie hörte wieder ein Geräusch, und Mäuse brachten ein Arbeitskästchen, das Florentine sogleich für das ihrige erkannte und freudig in Empfang nahm. Aber Himmel!

wie sah es darin aus: Fingerhut, Zwirn, Band, Seide, Nadeln, Alles lag bunt durcheinander in größter Verwirrung. „Ach ja,“ sagte sie, „Alles liegt noch so, wie ich es gelassen hatte. Aber nun soll es anders werden!“ — Und sogleich machte sie sich an die Arbeit, und brachte Alles in gehörige Ordnung. —

Als nun ihre Eltern zurück kamen, ging sie ihnen heiter entgegen, und erzählte ihre Erlebnisse. Diese schöpften nun neue Hoffnung. Und sie täuschten sich diesmal nicht. Florentine hatte zu sehr durch ihren Fehler gelitten, als daß sie nicht alle Kräfte anwenden sollte, ihn zu überwinden. Je mehr sie aber Beweise von ihrem festen Willen gab, sich zu bessern, desto mehr wurde sie wieder mit Geschenken aller Art bedacht. Sie hielt sie aber von nun an in solcher Ordnung, daß der strengste Tadel Nichts mehr an ihr zu rügen fand. Jetzt faßte auch die Mutter wieder Zutrauen zu ihrer Tochter, so daß sie ihr auf's Neue die Haushaltung und andere Geschäfte anvertraute, die Florentine auch auf's Beste besorgte, ohne daß sie sich je wieder eine Unordnung zu Schulden kommen ließ.

Florentine hegte auch von jetzt an dankbare Gesinnungen gegen die weise Frau, die sie durch Bestrafung ihrer Fehler zur Erkenntniß des Guten geführt hatte. Aus Dankbarkeit stickte sie einen kostbaren Schleier, den sie ihr selbst überbrachte. Die Zauberin nahm ihn gütig an und freute sich von ganzem Herzen über Florentinens Besserung. „Merke dir, mein Kind,“ sprach sie, „für dein ganzes Leben:

Ein Kind, das die Ordnung scheut,
Entbehrt so manche Lebensfreud'.“

Die Seelenwanderung.

Es war einmal ein König und eine Königin. Sie hatten viele Töchter, aber nur einen einzigen Sohn, den sie über Alles liebten, und es ihm dadurch zu beweisen suchten, daß sie ihm in allen Dingen seinen Willen ließen und ihn nur selten bestraften, obgleich er es sehr oft verdiente. Denn als er noch ganz klein war, gab er schon Beweise eines heftigen Gemüthes und eines starken Eigenwillens. Wenn ihn zum Beispiel seine Wärterin auf ein Kißchen setzte, um ihn zu waschen und anzukleiden, und es war dem Kleinen nicht eben recht gelegen, so streckte er sich der Länge nach hin, und schlängelte zornig mit Armen und Beinen, wobei er das Gesicht in der widerlichsten Weise verzog. Statt nun dem bösen Prinzchen die Ruthe zu geben, und nicht auf sein Geschrei zu achten, fand man vielmehr sein Betragen sehr kurzweilig und lachte darüber. So wuchs mit dem Knaben auch dessen Eigensinn und wurde immer stärker und mächtiger. Der

geringste Widerspruch erschütterte die reizbaren Nerven des jungen Prinzen so heftig, daß er wie ein Wahnsinniger um sich schlug. Mit seinen Schwestern vertrug er sich ganz und gar nicht; immer suchte er Zank und Streit, und wenn sie ihm nur im Geringsten widerstanden, so schrie und lärmte er, daß man glaubte, es sei ihm ein Unglück zugestoßen; da aber seine Ungezogenheit nie untersucht wurde, so entging er jeder Bestrafung oder Mahnung. Von Natur aus war er zwar nicht bösartig, denn er fehlte nie mit Vorsatz; aber er folgte willenlos seinen Leidenschaften, die sich besonders auch im Spiele mit seinen Geschwistern zeigten. Immer wollte er gewinnen, und wenn dies nicht der Fall war, so zeigte er sich mürrisch und verhinderte durch sein streitsüchtiges Betragen die Fortsetzung des Spieles. Trotz seines wilden Charakters ließ er sich bei der geringsten Veranlassung von einer albernen Furchtsamkeit beherrschen, die er auch dann noch nicht zu besiegen vermochte, als er die Kinderjahre bereits zurückgelegt hatte. Diese Furchtsamkeit hätte sehr leicht zu seiner Besserung benützt werden können. Allein die Eltern fürchteten dadurch seiner Gesundheit zu schaden; auch glaubten sie, die Fehler würden sich mit der Zeit schon von selbst verlieren. — Aber der Prinz wurde mit jedem Tage heftiger und eigenwilliger, so daß er durch die geringste Veranlassung, ja oft durch ein unschuldiges Wort so sehr gereizt wurde, daß er in den heftigsten Zorn gerieth, und unter großem Geschrei in einen Thränenstrom ausbrach. Die Eltern waren bei diesem Betragen sehr besorgt, daß die ständige Aufregung, in der ihr Sohn lebte, nachtheilig auf seinen Körper wirken könnte; sie beschlossen daher, ihn

von seinen Schwestern, mit denen er sich nicht gütlich vertrug, abzusondern, und ihm dafür einen guten Knaben zum Gespielen zu geben. Es war der Sohn des Staatsministers, ein überaus gutes, sanftes und wohlerzogenes Kind. Er sollte dem jungen Prinzen nicht allein zur Gesellschaft dienen, sondern ihn auch zum Lerneifer aufmuntern, da sie alle ihre Lehrstunden gemeinschaftlich haben sollten. Vincent, so hieß der Knabe, war ausnehmend fleißig und lernbegierig; man hoffte also von diesem Umgang den besten Erfolg für den Prinzen. — Und Alles ging auch Anfangs ganz erwünscht. Aber es dauerte nicht lange, so kehrte Letzterer zu seinem unartigen Betragen zurück. Wenn sein junger Freund ihm nicht Alles zu Willen that, fuhr er ihn rauh an und machte dabei ein so finsteres Gesicht, daß sich der Kleine vor ihm fürchtete und scheu zurück zog. Statt nun sein Unrecht einzusehen, verklagte er seinen Freund bei dem König und der Königin, so daß der Knabe nun auch von ihnen einen Verweis erhielt, der ihm sehr wehe that, weil er sich unschuldig fühlte und ihn nicht verdient hatte. — Als aber jetzt auch die Lehrstunden anfingen, war es mit dem Prinzen noch viel schlimmer. Er war faul und wollte nicht lernen, während Vincent aufmerksam dem Unterrichte zuhörte. Wenn dieser dann mehr wußte als er, so verdroß es ihn doch, und er schrie und weinte und schob alle Schuld auf den Lehrer. Gab dieser ihm eine Aufgabe auf, die er für sich allein lernen, oder eine Ausarbeitung, die er fertigen sollte, so sprang er wohl zehn Mal in einer Stunde von seinem Sitze auf, um Spielereien zu treiben, indessen sein Mitschüler emsig fortarbeitete, und dadurch seine Arbeit

eher beendiget hatte, als der zerstreute Prinz. — Er aber ward darüber böse und klagte dann wiederholt über den Lehrer, der ihm so viel zu lernen aufgäbe, daß er es nicht fassen könne. — Der arme Vincent hatte dabei gar keine guten Tage, doch war er zu gutmüthig, den Prinzen anzuklagen, und ertrug dessen Fehler so gut er konnte. Auch sah er wohl ein, daß es Keinem im Hause besser erging; denn der Königssohn war nicht nur ungehorsam gegen seine Eltern, sondern er benahm sich auch grob und abstoßend gegen die ganze Dienerschaft, so daß sich Niemand glücklich fühlte, mit dem Prinzen in näherem Verkehre zu stehen. — Die liebreichen Vorstellungen seiner Eltern halfen wenig; und da ihn außerdem Niemand mit strenger Festigkeit behandeln sollte, — was auf sein furchtsames Gemüth doch wohl den besten Eindruck gemacht hätte, — so wurde er von Tag zu Tag schlimmer, während sein junger Gesellschafter immer mehr an Geist, edeln Sitten und Güte des Herzens zunahm, und daher allgemein geliebt und geachtet wurde. — Selbst die bösen Eigenschaften des Prinzen trugen viel zu Vincent's Vervollkommnung bei, indem sie ihm lebhaft vor Augen führten, wie unglücklich man sich selbst und Andere durch eine tadelhafte Aufführung machen könne.

Hatte der Prinz Gesellschaft von Knaben seines Alters bei sich, so sollten sie immer nur spielen, was er wollte. Und thaten sie es nicht, so machte er das ganze Spiel unmöglich. — Gab er ein Spiel an, so richtete er es immer so ein, daß er dabei eine Hauptperson vorstellte. Wollten die Andern etwas dagegen einwenden, so rief er sogleich aus: „Ich muß den Vorzug haben! Ich bin von Geburt

ein Prinz, und ihr seid nur Gemeine!" Da er diese Worte eines Tages wiederholte, als die Knaben Soldaten spielten, und er durchaus ihr General sein wollte, — rief eine gewaltige Stimme: „Du bist weder Prinz noch General, sondern ein dummer, eingebildeter Junge! Und jeder von diesen Knaben ist mehr werth, als du!" —

Alle sahen sich erschrocken und erstaunt um. — Doch es war nichts weiter mehr zu hören, noch zu sehen. — Auf den Prinzen machte dieser Vorfall aber einen solchen Eindruck, daß er heute nicht mehr das Herz hatte, sich hervorzudrängen, noch sonst sich eine Unanständigkeit gegen seine Gespielen zu erlauben; und diese waren dadurch so vergnügt, wie sie es noch nie vorher in seiner Gesellschaft gewesen waren. — Es dauerte aber nicht lange, so war der Schrecken vergessen und der Prinz wieder so störrig und aufbrausend, als er es immer gewesen. Aber selbst dann, wenn er guter Laune war, fiel er doch durch seine lärmende und ausgelassene Lustigkeit Jedermann zur Last. Niemand durfte es wagen, dem Prinzen in seinem tollen Uebermuthe Schranken zu setzen, wollte er sich nicht eine Fluth von Klagen zuziehen. — So wenig er aber auf Erinnerungen Fremder hörte, eben so wenig achtete er die liebreichen Ermahnungen seiner Eltern, die sich im Stillen sehr betrübten und sich Vorwürfe machten, daß sie früher seine bessere Erziehung versäumten. — Jetzt, da seine bösen Neigungen schon so tiefe Wurzeln gefaßt hatten, schien es beinahe unmöglich, sie auszurotten, und der König dachte mit Entsetzen daran, was es für üble Folgen für sein Volk haben könnte, wenn der Prinz einst auf den Thron

und zur Regierung gelangen sollte. — Da auch sein übler Ruf sich im ganzen Lande verbreitet hatte, erzeugte dies tiefe Besorgniß und das Volk zeigte große Lust, lieber die älteste Prinzessin, die besser erzogen war, zur Nachfolgerin des Königs wählen zu wollen. — Sobald Letzterer aber von dieser gefährlichen Stimmung des Volkes benachrichtiget ward, berief er einen der weisesten Männer des Landes an seinen Hof, um sich mit ihm hierüber zu berathschlagen. Der Mann meinte, wenn er den Auftrag hätte, den Prinzen zu erziehen, so wollte er wohl mit ihm fertig werden, um ihn noch zeitlich genug auf gute Wege zu bringen. Der Monarch war darüber außer sich vor Freude und bat ihn dringend, die Erziehung des Prinzen zu übernehmen. Der Fremde zeigte zwar Anfangs wenig Lust dazu, doch nahm er endlich Rücksicht auf den Kummer des besorgten Fürsten, und willigte ein. — Als der Prinz aber erfuhr, daß er einen strengen Aufseher bekommen sollte, war er noch unartiger als vorher. Aber der neue Erzieher bekümmerte sich darum wenig! Er hielt den Prinzen fest am Zügel, und wenn dieser deßhalb weinte und klagte, so setzte ihm der Lehrer eisige Ruhe und Kälte entgegen, und gönnte ihm nicht eher Freiheit, bis er seine Aufgaben befriedigend vollendet hatte. — Hätte der Prinz einsichtigere Eltern gehabt, so wäre diese Erziehungsweise gewiß von den besten Folgen für ihn gewesen; denn was er Anfangs aus Zwang that, würde ihm zuletzt zur Gewohnheit geworden sein. Der verzogene Sohn aber beklagte sich darüber bitterlich bei dem König und der Königin und übertrieb Alles, was geschah, in so hohem Grade, daß sie ungehalten darüber waren, und den strengen Lehrer ver-

abschiedeten, der auch sogleich seine schwierige Stellung verließ. Kaum war er aber entfernt, so machte sich der Prinz nach seiner Art gute Tage: er arbeitete nicht mehr und überließ sich mehr als jemals seinem leidenschaftlichen Gemüthe, worunter besonders sein junger Freund Vincent viel zu leiden hatte. —

Als beide eines Tages miteinander am Fenster standen ging eben ein Vogelhändler vorbei. Er hielt in der Hand ein paar todte Vögel von herrlichem Gefieder; sie waren klein von Körper, aber überaus niedlich gebaut. Er zeigte sie dem Prinzen in der Ferne, und dieser fragte sogleich: „Was sind dies für Vögel?“ — „Es sind Kolibri, junger Herr.“ — „Habt Ihr auch lebende Kolibri in Eurem Kasten?“ — „Nein! Aber wenn Ihr es wünschet, sollen diese hier sogleich wieder aufleben.“ — „Nun, so kommt herauf in mein Zimmer,“ sagte der Prinz und schlug das Fenster zu.

Der Vogelhändler kam. Alle seine Vögel wurden gemustert, — aber der Prinz bestand darauf, er wolle einen Kolibri, und keinen andern haben. — „Gut,“ sagte der Mann, „es kostet mich ein paar Worte, und die gestorbenen Kolibri hier werden sogleich wieder zum Leben gelangen.“ — Hierauf machte er einen Kreis im Zimmer und legte die todten Vögel darein. Dann sprach er, indem er den Vogelkäfig mit seinem Zeigefinger berührte, folgende Formel:

„Tod und Leben
Sei gegeben
Durch des Zaubers Kraft!“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als zwei von den Vögeln entseelt zu Boden sanken, und die beiden

vorher todten Kolibri dafür lustig umher hüpften, und von den Knaben aufgefangen und bewundert wurden. Nun wollte aber der Prinz auch wissen, auf welche Weise dies Wunder bewirkt worden sei. —

„Ihr habet es ja mit Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört," sagte der Mann. „Durch jene Worte, die ich ausgesprochen habe, ist es bewirkt worden. Und wenn Ihr wollet, so kann ich Euch selbst zu einem Vogel machen."

„Wie," lachte der Prinz, „aus meinem Körper sollte ein Vogelkörper werden! Ha, ha, ha! versuchet doch dies Kunststück, wenn Ihr dessen gewiß seid!"

„Gut," versetzte der Mann. Und er wiederholte sogleich obige Worte. — Kaum hatte er aber damit geendet, als des Prinzen Körper leblos zu Boden sank, und seine Seele den erwähnten Vogel belebte, der nun freudig im Zimmer herumflatterte. — Hierauf wendete sich der Vogelhändler zu Vincent und sagte: „Habt Ihr nicht auch Lust, ein Vogel zu werden?"

„Warum nicht! Auf kurze Zeit wohl, wenn Ihr mir versprechen wollet, meinen Körper nachher wieder zu beleben." —

„Das will ich." —

„Könnet Ihr mir auch wieder zum Leben verhelfen, wenn ich einst wirklich todt sein werde?"

„Nein, dies kann nur Gott! Aber durch eine andere Seele, als die Eurige, kann ich Euern Leichnam wieder beleben."

„Gut, — so thut dies dereinst. Jetzt aber will ich zum Scherz einen Versuch mit dem Vogelkörper machen."

Der Händler sprach jene Worte nochmals aus, und als Vogel flog Vincent im Zimmer herum. Kaum hatte

er sich aber dem Prinzen, der als Kolibri umherflatterte, genähert, als dieser ihn sogleich tüchtig an den Federn herumzauste. —

Indessen hatte der Vogelhändler einen Kreis um die zwei entseelten Menschenkörper gezogen. Er berührte den des Prinzen und sprach:

„Dein Leib erwacht
Durch Zaubers Macht;
Doch sei verschafft
Durch Zaubers Kraft
Dir eine andere Seele!"

Und sogleich fiel der Vogel, den Vincent's Seele belebte, todt zu Boden; und diese beseelte dafür des Prinzen Leichnam, so daß dieser sich froh und wohl vom Boden erhob. Als der Prinz, der noch Kolibri war, sah, daß Vincent an seine Stelle getreten war, flatterte er ängstlich umher, bis endlich der Vogelhändler nochmals seine Zauberworte murmelte. Sogleich fiel der Kolibri todt zu Boden und des Prinzen Seele belebte Vincent's Körper. So waren die Seelen vertauscht und der Vogelhändler verschwand. — Vincent stellte also jetzt den Prinzen vor, und dieser dagegen Vincent.

Auf des Letzteren Klagegeschrei kamen aber bald Leute herbei, die sich nach der Ursache erkundigten. — Die Knaben erzählten nun ihre Begebenheit, wie sie gewesen; allein Niemand glaubte sie. Man dachte, es sei wieder ein possenhafter Scherz des Prinzen, wie man dergleichen an ihm gewohnt war, und achtete nicht weiter darauf. Selbst die königliche Familie hielt diese angebliche Verwandlung für Scherz. Auch wünschte sie nicht, daß es

anders wäre; denn der Prinz, in dessen Körper nun Vincent's Seele waltete, war von jener Zeit an ein ganz anderes Wesen geworden. Alle seine Handlungen zeigten von Geist und Verstand. Sein Fleiß war unübertrefflich, wodurch seine Kenntnisse sich von Tag zu Tag vermehrten, und er an Geschicklichkeit bald alle Kinder seines Alters übertraf. Statt über jede Kleinigkeit aufzubrausen, übte er sich in der Geduld, die er bald in einem hohen Grade erreichte. Er wußte nun wohl, daß er vor menschlichen Augen ein Fürstensohn war, und daß, wenn er unverändert in seinem jetzigen Zustande bleiben sollte, er sich noch weit mehr treffliche Eigenschaften erwerben müsse, als vorher, um einst ein würdiger Regent seines vermuthlichen Reiches zu werden. Er bemühte sich auch, besonders die Herzen Aller, die ihn kannten, durch Gerechtigkeitsliebe, Sanftmuth, Freundlichkeit und andere schöne Tugenden zu erwerben. Die finstern, widerwärtigen Gesichtszüge, durch innere Leidenschaften aufgeregt, waren verschwunden, und Freundlichkeit und ein wohlwollender Blick belebten jetzt die schöne männliche Bildung des vormaligen Prinzen so, daß jedes Auge mit Wohlgefallen darauf ruhte. Bald ward die Veränderung, die mit dessen Gesinnungen vorgegangen war, im ganzen Lande bekannt, — das Volk jubelte und jauchzte bei diesem glücklichen Ereignisse; und wenn sich der jetzt geliebte Königssohn öffentlich zeigte, so drängte sich die Menge, ihn zu sehen und zu segnen. — Gegen den König und die Königin betrug er sich wie der ehrerbietigste, gehorsamste Sohn, und gegen die Prinzessinnen wie der liebreichste Bruder. Da aber seine Seele keines Betruges fähig war, so behauptete er fortwährend,

er trage nur die Gestalt des Prinzen, er sei es nicht selbst, und werde sie ihm zurückgeben, sobald es in seinem Vermögen stehen würde. Allein Niemand wollte einer so unwahrscheinlichen Behauptung Glauben beimessen; man hielt es für einen harmlosen Scherz, den sich beide Jünglinge zugleich erlaubten. Denn auch der wirkliche Prinz unter der Gestalt Vincent's, dessen Namen er nun auch künftig führen wird, hörte nicht auf, zu behaupten, was jener aussagte. Aber wenn man auch davon überzeugt gewesen wäre, so würde man es nicht zugestanden haben; denn Jedermann, sowie auch die ganze königliche Familie, war mit dieser Veränderung vollkommen zufrieden. Als aber sich bei Vincent jetzt alle bösen Neigungen und Anlagen zeigten, die des Prinzen Seele von Jugend auf beherrscht hatten, so fiel er bald in des Königs Ungnade und man gab ihn seinen vermeintlichen Eltern zurück. So lieb ihn aber auch diese vor seiner Verwandlung gehabt hatten, da er ihnen immer als ein guter, gehorsamer Sohn, voll schöner Eigenschaften erschienen war, eben so gleichgiltig war er ihnen jetzt mit seiner störrigen, aufbrausenden Seele, wodurch er sich bei Jedermann verhaßt machte. Die Eltern schickten ihn deßhalb in eine Erziehungsanstalt, in welcher sich eben jener Lehrer befand, der den königlichen Prinzen damals so strenge behandelt hatte, deßwegen aber vom Hofe entfernt worden war. Er hatte Vincent's üble Eigenschaften bald durchschaut, und verfuhr nun mit ihm eben so, wie vormals mit dem Prinzen. Und da jetzt Niemand zugegen war, der seinen Anordnungen entgegenwirkte, so geschah es mit dem besten Erfolge. — Da zugleich in diesem Institute die größte Gerechtigkeitsliebe

herrschte, so wurde auch des Jünglings verderblicher Ehrgeiz gebrochen. Er wurde nur dann gelobt, wenn er es wahrhaft verdiente; und da er bald erkannte, um wie viel erfreulicher ein solches Lob und um wie viel ehrenvoller es ist, als ein unverdientes, so geizte er auch nicht mehr nach einem solchen. Und so wenig er es als Prinz vertragen konnte, wenn man ihm seine Fehler vorhielt, so erwünscht war es ihm jetzt. Denn, dachte er, wenn mir Niemand sagt, wann und wie ich fehle, und ich auch von selbst meine Fehler nicht erkenne, wie soll ich sie denn ablegen und mich bessern? — Er dankte es demnach einem Jeden, der ihn damit bekannt machen wollte. Mit der Besserung seines Herzens veredelten sich auch seine Gesichtszüge; denn das Gesicht ist meist der Spiegel des Herzens. — Nur über seine aufbrausende Gemüthsart konnte er noch nicht Herr werden. Plötzlich übermannte ihn manchmal der Zorn, der ihn zu sinnlosen Thaten hinriß. Er bereute wohl nachher, was er gethan — aber was einmal geschehen — war nicht mehr zu ändern. Und einen Versuch zu machen, sich selbst zu beherrschen, dazu fühlte er sich noch zu schwach. — Hätte er wahre Ehrliebe besessen, statt tadelhaften Ehrgeizes, so würde er leichter erkannt haben, wie sehr er sich durch sein leidenschaftliches Gemüth erniedrigte, und daß es ihm ohne Sanftmuth niemals gelingen würde, sich die Liebe und Hochachtung der Welt, die er doch so gern besessen hätte, zu erwerben. Auch gelang es ihm nicht, sich so glücklich und zufrieden, wie seine Mitschüler zu fühlen, weil ihm jede Kleinigkeit Aergerniß verursachte, wodurch seine Gesundheit allmählig so sehr erschüttert ward, daß man eine Aenderung seiner bisherigen Lage für dringend

geboten hielt. — Er hatte sein achtzehntes Jahr erreicht, und sich hinlängliche Wissenschaften erworben, eine Universität beziehen zu können. Man wählte dazu die angesehenste im Lande. — Anfangs fühlte er sich sehr glücklich daselbst, weil ihm Alles fremd und neu war, und er noch keine Gelegenheit zum Jähzorn fand; auch seine neuen Freunde gaben ihm keine Veranlassung dazu. Aber dies dauerte nicht lange; denn sowie er nähere Bekanntschaft mit ihnen machte und sie seinen Unwillen nur im Geringsten reizten, so brauste er tobend gegen sie auf und beleidigte sie auf alle Weise. Allein in seiner jetzigen Lage fiel diese Gewohnheit nicht so gut aus, wie vormals. Er wurde öfters zum Zweikampf aufgefordert, und da seine natürliche Furchtsamkeit ihn hinderte, die Waffen sicher zu führen, so zog er immer den Kürzern und kam selten ohne Verwundung davon, der noch obrigkeitliche Strafe nachfolgte, wenn das Vergehen gegen die Gesetze entdeckt wurde. Solche lebensgefährliche Zweikämpfe mit ihren Folgen machten aber mehr Eindruck auf den Jüngling, als alle vorhergehenden, und er that sich die größte Gewalt an, seinen Jähzorn zu unterdrücken. So schwer ihm dies Anfangs ward, so gelang es ihm endlich doch über alle Erwartung, und er glaubte schon ganz von seinem Uebel geheilt zu sein, als es durch einen unerwarteten Vorfall wieder erneuert ward.

Es erschien nämlich auf derselben Hochschule sein ehemaliger Spielgenosse, der vermeintliche Kronprinz. Beide hatten sich während der mit ihnen vorgegangenen Veränderung nicht wieder gesehen; aber sie wußten recht gut, wer Jeder von Geburt aus war. Es kam also wohl

ganz natürlich, daß es Vincent, in dessen Körper des wirklichen Prinzen Seele wohnte, ungemein schmerzen mußte, daß dieser alle Vorzüge eines Standes genoß, die doch ihm gebührten. Auch konnte er sich nicht überwinden, ihm die Ehrerbietung, welche jener seinem Range nach erwarten konnte, und die alle Andern ihm freiwillig zollten, zu bezeigen. Im Gegentheile, er erwiederte die Güte und Freundlichkeit, mit der ihm der Prinz bei jeder Gelegenheit zuvor kam, mit Verachtung, was Jedermann einem ungemessenen Stolz zuschrieb. Denn obgleich die Universitätsfreiheit gewissermaßen alle Studirenden untereinander gleichstellt, so fühlte doch jedes Landeskind, daß es seinem künftigen Regenten besondere Hochachtung schuldig sei. Nur Vincent schien, zu Jedermanns Verwunderung, nichts von diesem Vorzuge zu wissen; im Gegentheile, er vertrat ihm bei jeder Gelegenheit den Weg, und sah mit Geringschätzung auf ihn. — Am meisten Aufsehen wurde aber dadurch erregt, daß ihm der Prinz jedes Mal den Vorzug einräumte und sich ehrerbietig zurückzog, wenn jener den Vortritt verlangte. —

Als sich aber eines Tages die zwei Jünglinge allein trafen, ergoß sich Vincent in Vorwürfen gegen den Scheinprinzen, weil er es wage, einen Stand zu behaupten, dem er nicht angehöre. Und obgleich dieser versicherte, daß es gegen seinen Willen geschehe, und daß er zu jeder Stunde bereit sei, demselben zu entsagen, wenn eine Veränderung mit ihren Seelen vorgehen sollte, so hörte jener doch nicht darauf und kam allmählig so sehr in Wuth, daß er den Degen zog und auf seinen Gegner eindrang. Aber auch dieser griff schnell zu den Waffen. Doch suchte er sich

blos zu vertheidigen, ohne Vincent schaden zu wollen. Dies erbitterte Letzteren aber nur noch mehr, so daß er alle Besonnenheit verlor, und den Prinzen verwundete. — Dieser bat ihn, sich zu retten, ehe die That bekannt würde. Allein jener achtete nicht auf die Warnung seines Freundes und so wurde er denn verhaftet. Im Gefängniß hatte er nun Gelegenheit, seine übereilte That zu bereuen. Denn ob er gleich das Bewußtsein in sich trug, daß er des Königs Sohn sei, so war doch Niemand außer ihm und sein Freund davon überzeugt. — Er hatte sich durch Verletzung des Kronprinzen eines großen Vergehens schuldig gemacht, das er nun vielleicht mit dem Leben büßen mußte. Dieser Gedanke war ihm schrecklich! Und zum ersten Male bereute er recht von Herzen seinen Hang zum Stolze und aufbrausender Hitze. — „Was hat mir beides nun abermals genützt?“ sagte er bei sich selbst. „Bin ich dadurch wieder zum Fürstensohn geworden, der ich vorher war? Und wenn es der Fall gewesen wäre, würde ich darum glücklicher sein, als ich es bisher war? Ach, gewiß nicht! denn ich erinnere mich nur gar zu wohl, wie ich als Prinz immer in Zwiespalt mit mir selbst lebte, und von Niemanden geliebt wurde. — Und wie kann ich nun von meinem damaligen Gespielen, den ich so ungerecht behandelte, verlangen, daß er jetzt gerecht gegen mich sei? Und wenn er es auch wünschte, und mir Stand und Rang zurückgeben wollte — kann er es denn? Ist denn nicht seine Seele in meinen ehemaligen Körper gebannt, wie die seinige in meinen gegenwärtigen. Und Niemand will ja an diese Verwandlung glauben, davon habe ich hundert Beweise; also ist es ja unvernünftig von mir, zu verlangen,

daß er nicht sein soll, was er doch sein muß, so wie ich auch. — Am Ende wird es wohl das Beste sein, mich in mein Schicksal zu fügen, und dadurch so glücklich als möglich zu werden." — Da hörte er plötzlich eine Stimme:

„Bleibst du diesem Entschluß treu,
Wird deine Seele wieder frei."

Er sah sich erstaunt und überrascht nach allen Seiten um, konnte aber nichts bemerken. — Indessen dauerte seine Gefangenschaft fort und er hatte hinlängliche Muse, sich in obigem Vorsatz zu bestärken. Durch Freunde, die ihn in seinem Kerker besuchten, erfuhr er, daß der Kronprinz fortwährend für seine Befreiung sich verwende. Vincent fühlte sich gerührt durch die Großmuth seines Jugendgenossen und wünschte, sie ihm mit der Zeit erwiedern zu können. —

Schon war ein langer Zeitraum verflossen, und immer saß der Unglückliche noch gefangen. Selbst der Minister, dessen Sohn er doch vorstellte, schien sich nicht um ihn zu bekümmern, weil er fürchtete, sich dadurch die Ungnade des Königs zuzuziehen, der den Frevel, den man an seinem Sohne begangen, streng bestraft wissen wollte. — Da öffnete sich einst in der Nacht plötzlich die Thür des Kerkers, und der Prinz trat vermummt, von einer Wache begleitet, die sich bald zurückzog, herein. Er gab sich Vincent zu erkennen und bat ihn dringend, zu entfliehen. „Ich habe," sagte er, „bisher Alles versucht, das Urtheil, das Euch zu langjähriger Gefangenschaft bestimmt, zu mildern; aber vergebens! — Nehmet diesen Beutel — er ist mit Goldstücken gefüllt, die Euch vor Noth schützen werden. Bemühet Euch aber vor Allem auf Eurer Flucht, jenen

Vogelhändler auszumitteln, der allein Alles wieder gut machen kann, und seid versichert, daß ich mit Freuden in meinen vorigen Stand zurückkehren werde."

Vincent, von diesen Worten bis zu Thränen gerührt, umarmte seinen ehemaligen Gespielen mit Zärtlichkeit und gelobte ihm ewige Freundschaft. — Er gab dem Drängen seines Freundes nach und entfloh.

Von nun an irrte der Jüngling einsam und allein in der Welt herum. Er würde sich äußerst verlassen und unglücklich gefühlt haben, wäre er nicht durch so viele Leiden schon um Vieles gebessert gewesen. Denn überall stieß er in der Fremde auf Menschen, die seiner nicht achteten, und die ihn zum Jähzorn reizten, den er aber weislich immer mehr zu unterdrücken suchte, da er ihm schon so viel Bitteres im Leben bereitet hatte. — Vincent wanderte Land auf, Land ab, wobei er sich schätzbare Erfahrungen sammelte. Er wurde bekannt mit den Sitten und Gebräuchen des Volkes, sowie mit dessen Leiden und Freuden. Das konnte ihm später, falls er zur Regierung gelangte, von großem Nutzen sein.

Als ihn sein Weg eines Tages durch einen dichten Wald führte, verirrte er sich und er war genöthigt, die Nacht im Freien zuzubringen. Früher würde er vor Angst bei diesem Gedanken geschaudert haben; aber tausend Mühseligkeiten, die ihn bisher auf seinen Zügen getroffen, hatten seine Furchtsamkeit besiegt und ihm Muth eingeflößt. Um sich vor Menschen und Thieren zu schützen, beschloß er, wie einst Robinson, die Nacht auf einem Baume zu verbringen. Aber kaum hatte er von dessen Gipfel umhergesehen, als er in einer nahen Hütte Licht erblickte. Er

eilte sogleich darauf zu und fand darin einen alten ehrwürdigen Einsiedler, der eben sein Gebet verrichtete. Dieser nahm ihn gütig auf, bereitete ihm ein Mahl von Milch und Früchten, und ein Lager, bestehend aus Moos und trocknen Blättern. Vincent schlief sanft und ruhig bis zum frühen Morgen. Nachdem er mit dem Einsiedler das Morgengebet verrichtet hatte, theilte er ihm seinen Stand und seine bisherigen Erlebnisse mit. Der fromme Mann hörte ihm schweigend zu, dann tröstete er ihn und ermahnte ihn zu allem Guten, insbesonders zur Selbstbeherrschung. „Ja," schloß er seine Rede, „Ihr müßt werden wie Euer treuer Freund, dann seid Ihr auf dem rechten Weg, der Euch sicher wieder zum Throne und in die Arme Eurer Eltern führt."

„O, lehrt mich so zu sein, ehrwürdiger Vater!" —

„Die Lehren, die ich Euch geben könnte, Prinz, hat die Gottheit schon in Euer Herz gegraben. Folget immer der Stimme Eures Gewissens, und gebet nie mehr Euren bösen Leidenschaften Gehör, die Euch bisher in's Unglück führten und des Thrones beraubten." —

„Und wäre es nicht möglich, ihn wieder zu erlangen?"

„Ueberwindet Euch selbst und Ihr überwindet Euer Schicksal."

„Ich glaube Euch zu verstehen," erwiederte der Jüngling, „und werde Euern Wink befolgen."

Von dieser Stunde an war der Prinz ein anderer, besserer Mensch. Sein äußerstes Bestreben ging jetzt dahin, seine Seele zu vervollkommnen, und sich Kenntnisse zu sammeln, die ihn dereinst des Thrones würdig machen könnten. Der Einsiedler gab ihm auch Unterricht in der Staatskunst,

mit der er vollkommen vertraut zu sein schien. Hierauf führte er ihn selbst an berühmte Gerichtshöfe, damit er lernen sollte, wie das Recht gehandhabt wird. Er führte ihn aber auch in die Hütten des Unglücks, um hier das Elend kennen zu lernen. Auch mit der Landwirthschaft, dem Ackerbau und dem Gewerbe machte er ihn bekannt, auf daß er je den Stand und Beruf nach Verdienst zu würdigen wüßte, um ihm einst seinen Schutz zuzusichern.

Vincent, oder vielmehr der Prinz, hatte sich in den letzten Jahren so sehr verändert, daß er kaum mehr kenntlich war. Seine vorher wildflammenden, immer Zorn sprühenden Augen hatten sich in einen sanften Blick verwandelt und die Falten seiner Stirn, die von stetem Trübsinn zeigten, waren verschwunden. Sein hoher, ausgebildeter Geist und seine tugendhaften Gesinnungen gaben seiner schönen Gestalt ein würdevolles Ansehen, das Bewunderung und Achtung einflößte. — Unter diesen Umständen hielt der Einsiedler es nun für wohlgerathen, wenn der Jüngling zurückkehrte in sein Vaterland; doch wollte er vorher ihm seine Verzeihung bei dem Könige auswirken. Er wendete sich zu diesem Zwecke an den sogenannten Kronprinzen, der auch allen seinen Einfluß anwendete, Gnade für Vincent zu erhalten, was ihm glücklich gelang. Auch freute er sich unaussprechlich, seinen Jugendfreund wieder zu sehen. — Und dieser, der jetzt viel anders dachte, wie vormals, gab sich ganz der Liebe und Freundschaft seines ehemaligen Spielgenossen hin. Sie schienen nur Ein Herz und Eine Seele zu sein, denn sie fühlten sich jetzt gleich an Kenntnissen und edlen Gesinnungen.

Die Jünglinge waren schon länger als ein Jahr

vereint, so daß Vincent, oder der wahre Prinz, die Festigkeit seiner Grundsätze hinlänglich bewährt hatte. Sie standen eines Tages in traulichem Gespräche an eben demselben Fenster, an dem sie vormals den Vogelhändler erblickt hatten, und der jetzt gleichfalls vorüber ging mit dem nämlichen Käfig auf dem Rücken und den zwei todten Kolibri in der Hand. — Sie öffneten schnell das Fenster, und riefen ihn herauf.

Der Mann kam und betrachtete Beide mit einem listigen Lächeln. Die Jünglinge aber machten ihm Vorwürfe, daß er sie auf so arge Weise hintergangen hätte und verlangten, daß er jetzt sein Unrecht wieder gut machen sollte.

„Ich habe nicht unrecht, sondern recht gehandelt," sagte er. „Ihr, Prinz, der Ihr fälschlich den Namen Vincent traget, waret damals nicht würdig, eines Königs Sohn zu sein. Hättet Ihr mit Euren damaligen Gesinnungen den Thron bestiegen, so würdet Ihr und Euer Volk unglücklich geworden sein. Euch konnte nur das Schicksal bessern, und es hat seine Wirkung nicht verfehlt, wie Ihr es von selbst fühlen werdet. Ist es Euer ernstlicher Vorsatz, auch ferner im Guten zu verharren, so bin ich bereit, Eure Seele wieder mit ihrem wahren Körper zu vereinigen. Doch kann dies nur mit Bewilligung Eures Freundes geschehen, der hierdurch Land und Krone verliert."

„O mit Freuden," rief dieser, „gebe ich ein Gut zurück, das mir nicht gehört! Möge mir nur dafür die Liebe und Achtung meines künftigen Regenten bleiben." — Bei diesen Worten sanken sich Beide in die Arme und gelobten sich ewige Freundschaft.

Jetzt zog der Vogelhändler wieder, so wie das erste Mal, einen Kreis, und legte die todten Kolibri in dessen Mitte. Hierauf berührte er sie mit seinem Stabe und sprach:

„Tod und Leben
Sei gegeben
Durch des Zaubers Kraft.“

Kaum hatte er geendet, so sanken die Jünglinge entseelt zu Boden, und die Kolibri lebten auf und flogen umher. Er zog nun auch einen Kreis um die zwei menschlichen Körper und wiederholte folgende Worte dreimal:

„Nun erwacht
Durch Zaubers Macht!
Doch sei verschafft
Durch meine Kraft
Beiden die eig'ne Seele!“

Kaum war dies ausgesprochen, als die Seelenwanderung vor sich ging, und jeder von den Jünglingen die seinige wieder erhielt. — Ihre Freude war so groß, als sie sich in einem nahen Spiegel unter ihrer wahren Gestalt erblickten, daß sie lange nicht bemerkten, wie der Vogelhändler verschwunden war, und an seiner Stelle der ehrwürdige Greis stand, der als Einsiedler dem Prinzen so wichtige Dienste geleistet hatte.

Als dieser ihn bemerkte, stürzte er in seine Arme und konnte nicht satt werden, ihm für seinen bisherigen Schutz zu danken. — Da öffnete sich plötzlich eine Seitenthür, und man erblickte den König und die Königin, umgeben von ihren Töchtern. Auch der Minister, Vincent's Vater und Mutter, waren zugegen. Der Prinz stürzte dem königlichen Paare zu Füßen. Er umfaßte ehrerbietig

ihre Kniee und bat um ihren Segen. Ein gleiches Gefühl leitete Vincent in die Arme seiner Eltern. Doch diese so wenig als das Königspaar, konnten sich eine so unerwartete Handlung erklären, bis der Einsiedler das Wort nahm, und ihnen das ganze Geheimniß enthüllte. Sie würden sich aber kaum von der Wahrheit überzeugt haben, hätte sie nicht die Zärtlichkeit ihrer Kinder davon überzeugt. — Als es aber zu weiteren Erklärungen kam, sagte der Einsiedler, indem er sich zum König wendete: „Blos die Liebe zu Euerm Volke, das sich schon im Voraus auf die Regierung Eures Sohnes fürchtete, der als Kind alle Anlagen zum Bösen in sich trug, hat mich veranlaßt, seine Erziehung unter mancherlei Gestalt zu übernehmen. Ich war derjenige, den Ihr Anfangs selbst zur Bildung Eures Sohnes wähltet, den Ihr aber zu strenge fandet, und daher verabschiedetet. Der Weg, den ich damals einschlug, hätte ihn gebessert, und Ihr würdet ihm eine lange Reihe von Leiden erspart haben, wenn Euch die väterliche Liebe nicht verblendet hätte. — Ihr bewieset auch dadurch, daß es unmöglich sein würde, in Eurer Nähe den Prinzen gut zu erziehen. Ich sah mich daher gezwungen, ihn unter einer andern Gestalt Eurer Gewalt zu entrücken. Da er aber unter dieser eben sowohl den bösen Neigungen seiner Seele folgte, so veranlaßte dies seine vermeintlichen Eltern, ihn in jenes Institut aufnehmen zu lassen, worin ich den Vorsitz hatte. Um vieles gebessert verließ es Euer Sohn. Aber seine noch nicht ganz besänftigten Leidenschaften zogen ihm während seiner Universitätsjahre manches Ungemach zu, aus dem er jedoch durch meinen unsichtbaren Schutz meist glücklich hervorging, bis ihn der Zweikampf mit

seinem Jugendfreund einem neuen Schicksale entgegenführte, durch das er aber vollends geläutert worden ist, was ihn jetzt Eurer und seines Volkes Liebe würdig macht."

Nach diesen Worten verschwand der Greis, und vergebens wünschten ihn Alle zurück.

Der König befahl hierauf, daß in allen Kirchen seines Landes Dankfeste gefeiert würden. Auch öffentliche Feierlichkeiten zum Vergnügen des Volkes wurden angestellt. Und dieses freute sich von Herzen, weil es unter der kräftigen Regierung eines guten Fürsten einer schönen Zukunft entgegensah. Und es fand sich nicht getäuscht. Denn kaum hatte der Prinz nach seines Vaters Tod den Thron bestiegen, als man unter ihm Künste, Gewerbe und Wissenschaften aufblühen sah, und Recht und Gerechtigkeit in allen seinen Staaten geübt wurden, so daß man die Zeit seiner Regierung das goldene Zeitalter nannte.

Der neue König ernannte bei seiner Thronbesteigung Vincent, seinen Jugendfreund, dem er mit aller Liebe anhing, zu seinem ersten Staatsminister, und Beide vereint, führten die Zügel der Reichsverwaltung so kräftig nach Innen und Außen, daß kein Feind es wagte, diesen wohl bewachten Staat im Uebermuthe anzugreifen und ein langer, segensvoller Frieden das Land beglückte und zum blühenden Wohlstand emporhob. — Damit aber der König nie seiner früheren Schicksale vergaß, trug das Wappen seines Hauses einen Kolibri.

Die verwandelten Kinder.

Fridolin und Ulrika hatten von ihren Eltern keine ganz gute Erziehung erhalten; sie achteten zwar viel auf den äußeren Anstand ihrer Kinder, aber sie wendeten wenig Sorgfalt auf die innere Bildung ihres Herzens und Gemüthes. Daher kam es, daß die Kleinen allerlei üble Gewohnheiten und Fehler annahmen, wodurch sie sich allgemein verhaßt machten. Fridolin war zornig und rachsüchtig. Wenn ihn einer seiner Kameraden beleidigte, so fuhr er auf ihn los, und ließ ihm seine Hand fühlen; hatte er dazu nicht sogleich Gelegenheit, so vergaß er darum nicht, ihn noch nachträglich dafür zu züchtigen. Auch fand er ein großes Vergnügen daran, Anderer Thun und Lassen nachzuäffen, um sie dadurch in Jedermanns Augen lächerlich zu machen. Doch schadete er sich dadurch am Meisten selbst, denn Niemand liebte ihn. — Auch seine Schwester Ulrika war nicht viel besser, ja in mancher Hinsicht sogar noch schlimmer, denn sie hatte ein tückisches

Gemüth, so daß sie bei der geringsten Veranlassung ihrem Nächsten heimlich zu schaden suchte; waren es Kinder ihres Alters, die sie beleidigten, so fuhr sie unvermuthet auf sie zu, und kniff sie so lange, bis sie sich gerächt hatte. Dabei war sie auch ein überaus naschhaftes Mädchen. Daß solche Kinder nicht geliebt wurden, kann man sich leicht vorstellen; es zog sich daher auch Jedermann von ihnen zurück, sogar die Dienenden des Hauses. Letztere wagten es selbst nicht, ihre Dienstherrschaft von den Unarten ihrer Lieblinge in Kenntniß zu setzen, da sie sich dadurch nur die Ungnade der Eltern zuzogen, die meist ihre Kinder aus falscher Liebe in Schutz nahmen. So geriethen denn die beiden Geschwisterte immer mehr auf Abwege, hätte nicht zur rechten Zeit noch ein hartes Geschick sie rettend betroffen.

Als die Geschwister eines Tages allein zu Hause waren, hörten sie an der Thüre klopfen, und riefen zugleich: „Nur herein!“ Da erschien ein kleines, krummbeiniges Männchen in einem abgetragenen Rock und alten Beinkleidern. Es fragte stotternd: „Sind eure Eltern nicht zu Hause?“

Sogleich gab auch Fridolin seinen Beinen eine schiefe Richtung, und äffte schnell die stotternde Stimme des Fremden nach, indem er sagte: „Nei—n, mei—ne El—tern sind ni—cht zu Hau—se.“ Und als das Zwerglein sich umwendete, und sich gegen die Stubenthür zurückzog, hockte sich Fridolin hinter dessen Rücken zusammen, um eben so klein zu erscheinen, und ahmte zugleich seinen wackeligen Gang nach. — Da sprach Ulrika ganz freundlich: „Wollt Ihr nicht ein wenig warten, lieber Mann, bis der Vater

zurückkommt?" Zugleich kniff sie ihn in die Waden, und stellte sich, als er zuckte, ganz unschuldig. Jetzt verlängerte sich das Männchen immer mehr und mehr, bis es so groß wie ein Riese wurde. Die Geschwister sahen diese Veränderung mit Schrecken und Erstaunen. Er aber achtete nicht darauf und sprach: „O ihr unartigen, abscheulichen Kinder! Glaubt ihr vielleicht, ich wisse es nicht, daß der bösartige Knabe da meine Gebrechen sowie meinen Gang nachgeahmt hat? Gibt er dadurch nicht Beweise eines ganz verdorbenen Herzens, wenn er Unglückliche durch Nachahmung ihrer körperlichen Fehler zum Ziel seines Spottes macht, statt sie zu bemitleiden und Gott zu danken, daß er ihn besser gebildet hat?" —

„Ach!" sagte Fridolin ängstlich, „ich habe dies nicht bedacht!"

„So hast du dich also einem unvernünftigen Thiere, einem Affen, gleich gestellt, der auch unbewußt dem Triebe seines Herzens folgt, und ihn durch gedankenlose Nachahmung oder boshafte Tücke zu befriedigen sucht. — Du bist ganz würdig, in seine Fußstapfen zu treten, und sollst daher auch so lange seine Gestalt tragen, bis du deine Fehler erkennest und dich besserst." — Zugleich berührte ihn der Zauberer mit seinem Stabe, und Fridolin ward in einen Affen verwandelt. — Er folgte sogleich dem Naturtriebe dieses Thieres und warf aus Rache Alles, was er ergreifen konnte, an den Kopf des Riesen; allein ohne ihn zu erreichen, kehrten die Gegenstände geraden Weges zurück an den Kopf des Affen, so daß er schreiend und grinsend sich in einen Winkel des Zimmers verbarg.

Jetzt wendete sich der Zauberer zu Ulrika und sprach:

„Und du, heimtückisches Mädchen, das immer im Stillen darauf lauert, Andern Böses zuzufügen, glaubst du vielleicht, ich habe es nicht gewußt, daß du es warst, die mich in die Waden kniff? — Du gleichst in deiner Falschheit fürwahr einer ächten Katze, deren Gestalt du auch so lange tragen sollst, bis dein Gemüth sich gebessert haben wird.“

„Wie kann ich mich aber bessern,“ schluchzte Ulrika, wenn ich unwillkürlich dem Naturtriebe dieses Thieres folgen muß?“

„Nicht unwillkürlich sollst du ihm folgen. Die Erkenntniß des Guten und Bösen und der Wille, das Eine oder Andere auszuüben, sollen euch Beiden bleiben.“ — Er gab, indem er dieses sagte, Ulriken einen kleinen Schlag mit seinem Stabe, und sogleich wurde sie in eine Katze verwandelt, die zornig auf den Riesen zusprang, und ihm die Augen auszukratzen drohte. Er aber faßte sie mit seinem Zauberstab und schleuderte sie weit von sich. Zugleich erbebte das Zimmer; der Zauberer verschwand, und die Geschwister befanden sich auf offener Straße. Sie hatten den Gebrauch der Sprache behalten, aber das Bewußtsein von dem, was sie vorher gewesen, oder gethan, verloren. Nur die Erinnerung an die Worte des Zauberers: „daß sie sich bemühen sollten, besser zu werden,“ war ihnen geblieben.

Die verwandelten Kinder befolgten nun den Trieb jener Thiere, deren Gestalt sie trugen. Fridolin, der Affe, stieg auf einen Obstbaum, und naschte von den Früchten, die er trug. Und Ulrika, die Katze, fuhr auf eine Maus los und freute sich an den ihr zugefügten Qualen.

Beide waren noch mit ihrem Raube beschäftiget, als

ein herrschaftlicher Wagen vorüberfuhr. Sogleich brach der Affe einen Zweig von dem Baume, worauf er saß, und warf ihn dem Kutscher an den Kopf. Als die Herrschaft sich neugierig nach dem Thäter umsah, umsausten sie eine Menge Aepfel, die der Schalk ihnen zuwarf. Dieser Muthwille gefiel aber den Fremden so wohl, daß sie dem Kutscher befahlen, das Thier einzufangen. Während dieser damit beschäftiget war, bemerkten sie auch jetzt die Katze, welche eifrig den Mäusen nachjagte. Da sagte die Dame, die im Wagen saß: „Dies scheint eine gute Mäusefängerin zu sein. Wir haben dergleichen Thiere so viele in unserm Hause, daß es wohl gut sein würde, diese Katze mitzunehmen. Auch scheint sie noch jung und spiellustig zu sein; sie würde unsern Töchtern daher viel Vergnügen machen."

„Und nicht weniger der Affe," fiel der Herr ein. „Er wird sie und unsere Söhne gewiß durch seine Nachahmungssucht ungemein belustigen."

Man beschloß also, die Thiere mitzunehmen. Sie wurden von der jungen Familie sehr freundlich aufgenommen. Der Affe bewohnte das Zimmer der Söhne, und die Katze das der Töchter. — Jener folgte seinem innern Triebe, und ahmte Alles nach, was er die Knaben verrichten sah. Aber er that es nicht unbewußt, aus bloßem Naturtriebe, wie andere Thiere seines Gleichen; — nein, er wußte recht wohl, ob er dadurch seinen jungen Pflegern schadete oder nicht.

Als nun jene eines Tages Obst gegessen hatten, und die Ueberreste stehen ließen, schlich Magot, so nannten sie den Affen, sogleich herbei, und verzehrte sie. Als die jungen Herren aber den Diebstahl bemerkten, nahmen sie

eine Ruthe und züchtigten den Dieb. Da dachte Magot: Der Diebstahl hat mir schlechte Früchte getragen. — Eines Tages wurde einer von den Knaben bestraft, weil er seine Aufgabe nicht gut gelernt hatte. — Sogleich ahmte der Affe auch alle Bewegungen des Lehrers und des Schülers nach, und wollte eben auch einen Stab nehmen, um das Gleiche zu thun; da ergriff aber der Lehrer schnell sein Rohr und bearbeitete damit das Fell des armen Magots jämmerlich, indem er sagte: „wart, ich will dich lehren, Andere schadenfroh nachzuäffen! Solltest du nicht lieber Mitleid mit deinem jungen Herrn haben und ihn bedauern?“ —

Freilich, dachte Magot, wäre es klüger und besser gewesen, wenn ich es gethan, dann wäre mein armer Rücken verschont geblieben.

Als Magot bald darauf zugegen war, wie der Lehrer einen Brief schrieb, ihn dann mit Streusand bestreute und davonging, sagte er: „Dies muß ich doch auch zur Probe nachmachen!“ Aber zugleich fiel ihm auch ein, daß er hier Gelegenheit hätte, sich für die empfangenen Schläge zu rächen, wenn er statt des Streusandes das Dintenfaß über das Papier ausgöße. — Magot vollbrachte die That, und setzte sich neugierig in einen Winkel des Zimmers, um zu sehen, was nun erfolgen würde. —

Der Lehrer kam zurück. Er war erzürnt über die Bosheit, welche während seiner Abwesenheit verübt wurde, und verhörte sogleich seine Zöglinge. Allein diese versicherten ihre Unschuld und konnten Beweise liefern, daß sie in der Zeit seiner Abwesenheit das Zimmer nicht betreten hatten. Jetzt fiel der Verdacht auf Magot. Er wurde aus seinem Verstecke hervorgezogen und in einen

Käfig gesteckt, worin er für sein Vergehen einige Tage zubringen mußte. Hier hatte er Zeit, zu überlegen, daß böse Thaten keine guten Früchte tragen; auch nahm er sich vor, sie in Zukunft zu unterlassen. — Als er aber eines Tages sah, wie seine jungen Gebieter in Abwesenheit ihres Aufsehers versuchten, Tabak zu rauchen, schlich er sich auch hinzu, ergriff eine Pfeife und that ein Gleiches. Die Knaben wollten dies nicht zugeben und bemühten sich, ihm die Pfeife wegzunehmen; Magot ward aber hierdurch so zornig, daß er die Pfeife in Stücke zerschlug, und die Trümmer den Kindern an den Kopf warf, die deßhalb so jämmerlich schrieen und weinten, daß man glaubte, es sei ein großes Unglück geschehen, und ihnen alle Hausgenossen zu Hilfe eilten. Auch der Kutscher, der eben ausfahren wollte, war unter ihnen. — Als er hörte, was geschehen war, erhob er seine Peitsche, und ließ sie tüchtig auf Magots Rücken tanzen, so daß er starke Schwielen bekam. „Was habe ich nun davon," dachte der Affe, „daß ich die Pfeife zerbrach, und die Trümmer den jungen Herren an den Kopf warf? Nichts als einen durchklopften Rücken, der mich Tage lang schmerzen wird."

Während dies vorging, war Myra, die Katze, bei den Töchtern des Hauses wohl aufgenommen. Sie spielten mit ihr und streichelten und küßten sie. Sie ließ sich dies auch Alles gefallen, so lange es ihr behagte. — Gefiel ihr aber die Unterhaltung nicht mehr, so zeigte sie ihre scharfen Krallen und vergalt die ihr erwiesene Liebe mit Falschheit. Die Mädchen kannten aber ihre Tücke wohl, und bestraften sie jedesmal so lange, bis sie einige Zeichen der Besserung gab; aber sie war nicht von langer Dauer.

Adelinde, das jüngste Fräulein, hatte einen schönen Kanarienvogel, den sie ungemein liebte und mit Zärtlichkeit überhäufte. Dies verdroß aber die Katze; denn sie war eifersüchtig über diesen Vorzug. Tückisch setzte sie sich eines Tages neben den Käfig, stellte sich, als läge sie in tiefem Schlafe, und lauerte hier so lange, bis der Vogel sich ihr hinlänglich näherte. Jetzt streckte sie ihre Pfote blitzschnell durch den Zwischenraum der Stäbe, packte das Thierchen beim Kopf, und tödtete es. — Kaum war die That geschehen, als Myra sich als eine Mörderin betrachtete und die Flucht ergriff. Sie verbarg sich daher mehrere Tage auf einem Boden des Hauses, wo sie blos allein von Mäusen lebte. Es gab aber hier auch ein Heer von Ratten, mit denen sie oft im Kampfe auf Leben und Tod lag. Eines Tages hatten ihr diese so viele Bisse beigebracht, daß ihr das Blut aus allen Wunden floß. In diesem Zustande wurde sie von den Mägden des Hauses gefunden. Sie hatten Mitleid mit Myra, und überbrachten sie ihrer jungen Herrschaft. Statt nun sie für den gemordeten Vogel zu züchtigen, wie es Myra erwartet hatte wurde sie mit Erbarmen aufgenommen, und von Adelinen gewartet und gepflegt. Da dachte die Katze: „Wie viel besser, als ich, ist doch dieses gute Kind! Ich habe aus Neid ihre Freude zerstört, und ohne sich zu rächen, bezeigt sie sich mir als meine größte Wohlthäterin; und sie ist dabei so glücklich, während mir mein böses Gemüth nichts als Verdruß und Gewissensbisse bereitet."

Eine Zeit lang ging es nun mit den verwandelten Geschwistern ganz gut. Sie fingen an, zu erkennen, daß böse Handlungen nur schlimme Früchte bringen, während

ein gutes Gemüth sein Glück in sich selbst und in der Liebe Anderer findet. — Aber doch konnten sie ihre frühere Natur nicht ganz verläugnen. — Als sie eines Tages allein zu Hause geblieben, und die junge Herrschaft mit ihren Vorgesetzten ausgegangen war, sagte Magot, der Affe, zur Katze: „Da wir jetzt ohne alle Aufsicht sind, so wollen wir uns unsere Freiheit zu Nutzen machen, und recht hübsch miteinander spielen. Ich will die Mutter vorstellen, und du, Myra, das Kind. Willst du?"

„Warum nicht! Aber du mußt mich auch gut halten, und immer meinen Willen thun."

„Wenn du aber böse und ungehorsam bist, wirst du doch nicht wollen, daß dies ungestraft bleibe? Es wird besser sein, wenn ich dich mit aller Strenge behandle. Deine Fehler werden dann von selbst verschwinden und mit ihnen auch die Strafe ferne bleiben. Dabei folgt jeder guten Handlung reicher Lohn."

„Und dann ist man auch immer vergnügt," sagte Myra," und man wird niemals von seinem eigenen Gewissen beunruhigt, wie es bei mir und dir schon oft der Fall war."

„Gut! Also wenn du artig bist, Myra, und gehorsam, so werde ich dich gut behandeln, bist du aber böse und ungehorsam, so werde ich dich bestrafen."

„Und wenn du deinem bösen, rachsüchtigen Gemüth folgst, Magot, und mir ohne Ursache schadest, so werde ich dir dafür die Augen auskratzen."

„Du weißt ja, Myra, daß ich nicht mehr so bösartig bin, wie ehemals, und daß ich mir meine Besserung ernstlich vorgenommen habe." —

„Dies ist ja auch bei mir der Fall," fiel Myra ein; „darum sprich nur gar nicht mehr von meinen Unarten."

„Gut, so will ich denn Anstalt machen, dich wie ein Wickelkind anzukleiden. Dann trage ich dich herum und warte und pflege dich, als wenn du ein Menschenkind wärest."

Zugleich ging Magot zu einem Kastenschrank, zog eine Schublade heraus, und wählte einen vollständigen Kinderanzug, den er auf dem Tische, worauf ein Wickelkissen lag, ausbreitete. Hierauf holte er ein Becken mit Wasser, einen Schwamm und Seife, sowie er es von des jüngsten Fräuleins Kinderfrau gesehen. — Er nahm dann Myra in den Arm und sprach: „Komm, mein Kindchen, damit ich dich weiß und reinlich wasche und ankleide. Wenn du recht artig und folgsam bist, sollst du auch ein Töpfchen voll Milch von mir haben."

Als Myra von der Milch hörte, war sie sogleich bereit, zu gehorchen, und Magot nahm sie vom Arm und setzte sie auf das Kissen. Hierauf faßte er den Schwamm und wusch ihr das Gesicht; als sich aber die langen Barthaare gar nicht fügen wollten, sagte Magot: „Deine Bartborsten sind gar zu steif; ich will sie dir abnehmen." Sofort holte er ein Rasirmesser. — Myra blieb indessen behaglich auf dem weichen Kissen liegen und schnarchte nach Herzenslust. Als ihr aber der Affe das Gesicht einseifte und mit dem scharfen Messer unter der Nase herumfuhr, brach sie in ein starkes Niesen aus und blies dem Affen die ganze Seifenbrühe in's Gesicht. Der beißende Schaum schmerzte seine Augen und er versprach dem Kätzchen ein Stück Braten, wenn es sich hübsch artig benehme.

„Ich will mich wohl ruhiger verhalten," sprach Myra; „aber du mußt mich auch nicht mehr einseifen wollen."

„Nein, ich werde dich blos ankleiden und in das Kissen wickeln." — Die Katze ließ nun Alles mit sich machen, denn die Wärme der Kleidung und des Kissens thaten ihr wohl. Als sie fertig war, nahm sie der Affe in den Arm und herzte und küßte sie nach Affenart. Als seine Zärtlichkeit aber anfing, Myra lästig zu werden, gebrauchte sie ihre Krallen.

„Weil du so bösartig bist," sagte hierauf Magot, „so will ich dich auch gar nicht mehr lieb haben und dich in die Wiege legen."

Myra ließ sich dies gefallen. Als er aber anfing, sie aus allen Kräften zu wiegen, wollte sie nicht mehr liegen bleiben. Magot sprach begütigend: „Wenn du hübsch ruhig bist, mein Kindchen, so will ich dir ein Töpfchen mit Milch holen, das dir gut schmecken wird." —

„Ja ja, ich will ruhig sein!" erwiederte Myra miauend.

Magot stieg nun auf einen Stuhl und holte ein Töpfchen mit Rahm aus einem Schränkchen. Die Katze verfolgte seine Bewegungen mit lüsternen Blicken. Da sagte Magot: „Ich will nur vorher versuchen, ob das Getränk nicht sauer ist." — Der Affe streckte die Zunge in das Töpfchen und schlürfte von der süßen Milch nach Herzenslust, während Myra mit sehnsüchtigen Augen nach ihm hinschielte. Als aber der Topf schon zur Hälfte geleert war, zwängte der Affe den Kopf immer tiefer hinein, bis dieser fest darin sitzen blieb, und er den Schädel nicht mehr zurückziehen konnte. — Er wußte nun vor Angst

nicht, was er anfangen sollte. — Zerschlug er das Gefäß, um seinen Kopf zu befreien, so blieb die Strafe nicht aus; außerdem sah er sich gezwungen, den Topf zum Gelächter Aller als Kopfbedeckung zu tragen. Myra's Vorwürfe wegen seiner Wortbrüchigkeit aber achtete er nicht, weil er jetzt in ihrem unbehilflichen Zustand ihre Krallen nicht zu fürchten hatte. Er zog sich stillschweigend in einen Winkel zurück, entschlossen, hier sein Schicksal in Geduld zu erwarten.

Jetzt, da Alles stille im Zimmer war, schlichen ein paar Mäuse hervor, um sich hier herum zu tummeln. Kaum aber hatte sie Myra bemerkt, als sie Anstalt machte, sich ihrer zu bemächtigen. Aber vergeblich! Magot hatte sie so fest in das Kissen gebunden, daß sie sich nicht von selbst befreien konnte, und wie eine Rasende im Bette herumfuhr. —

Jetzt öffnete sich plötzlich die Thür, und die Kinder des Hauses traten herein. Alle staunten nicht wenig, als sie die Katze im Bette liegend, und den Affen mit einem Topfe auf dem Schädel in einem Winkel des Zimmers hocken sahen. — Die Fräulein näherten sich lachend der Wiege und fragten: „Was ist denn aus dir, Myra, geworden?"

„Ach, ein kleines, ungezogenes Kind," sagte sie weinerlich, „das nicht im Bette bleiben, sondern ein Mäuschen fangen will."

„Ha, ha, ha! Du siehst ja aus, wie ein geschornes Schäfchen! Wer hat dir denn solchen Liebesdienst erwiesen?"

„Ach, Magot, der ungetreue Bösewicht, hat es gethan!"

Jetzt wendeten sich Aller Augen nach dem Affen, der bewegungslos an seiner Stelle blieb.

S. 128.



„Und was ist denn mit dir, Magot, vorgegangen?“ fragten Alle, indem sie in neues Gelächter ausbrachen. — Er antwortete:

„Ich bin Soldat geworden und stehe hier Schildwache.“

„Ha, ha, ha! Und der Milchtopf, den du wahrscheinlich vorher geleert hast, stellt gewiß die Grenadiermütze vor?“

„So ist's!“ versetzte der Affe.

Da sagte der Hofmeister: „Du hast also als Soldat dich eines Vergehens schuldig gemacht, folglich sollst du auch als solcher bestraft werden. Ich verurtheile dich demnach zum Spießruthen laufen.“

Als dies die Knaben hörten, holten sie sogleich Ruthen herbei. Sie stellten sich hierauf in zwei Reihen. Magot mußte den Weg drei Mal durchlaufen und erhielt von jeder Hand einen tüchtigen Hieb, so daß er laut schreiend die tollsten Sprünge machte.

„So geht es den Milchnäschern!“ riefen Alle. „Bessere dich, Magot, dann wirst du nicht mehr gestraft werden. Denn jeder Uebelthat folgt eine Züchtigung nach, und das mit Recht.“

Sehr gedemüthigt kroch Magot unter die Wiege, in der Myra voll ängstlicher Erwartung lag. — Die Kinder traten jetzt zu ihr und sagten: „Was sollen wir nun mit dir anfangen, da du doch wahrscheinlich Theil an Magots Vergehen genommen hast?“

„Ach,“ sprach die Katze, „bin ich denn nicht schon dadurch gestraft genug, daß ich hier liegen muß; nichts von dem guten Rahm bekam, den Magot getrunken hat, und außerdem zwei Mäuschen versäumte, die mir sicher zu Theil geworden wären.“

„Du siehst hieraus," versetzte die Hofmeisterin, „wie jede unrechte Handlung eine üble Folge nach sich zieht. Hättest du während unserer Abwesenheit deine Pflicht erfüllt und das Haus von Mäusen gereiniget, statt mit Magot zu spielen, so würden wir dich jetzt lieben und loben; du hättest ein Würstchen erhalten und ein Fläschchen voll guter Milch, die wir dir vom Meierhofe mitgebracht hatten. Nun aber bekommst du nichts, und mußt Magot in seiner Gefangenschaft zwei Stunden lang Gesellschaft leisten. Hier vereint, könnet ihr nun miteinander berathen, was besser ist: entweder böse zu bleiben und gestraft zu werden, oder gut und glücklich zu sein."

Jetzt erschien ein Diener und führte die zwei Sträflinge in eine einsame Kammer, wo sie eingeschlossen wurden. Anfangs waren sie ganz ruhig, und kein Wort kam über ihre Lippen. Endlich sprach Magot:

„Was hilft das Zürnen! — Wir haben beide gefehlt, und sind dafür gestraft worden; das erfordert die Gerechtigkeit."

„Aber du verdienst doch mehr Strafe als ich," sagte Myra. „Du hast mich zum Spiele verleitet, und mir die Milch versprochen, die du nachher selbst getrunken hast. Auch bist du ein Dieb, weil du sie Andern entwendetest."

„Alles dies ist wahr," versetzte der Affe; „aber hätte ich dir den Rahm gegeben, so würdest du ihn getrunken und dadurch Theil an dem Raube genommen haben, den ich blos dir zu Liebe begangen habe. Du bist also nur dem Scheine nach besser als ich."

„Ach, du hast Recht!" erwiederte Myra. „Es ist

doch eine häßliche Sache, böse zu sein! Immer ist man dabei unglücklich!"

„Wollen wir doch eine Zeit lang versuchen, gut zu sein, Myra, und dann sehen, was dies für einen Erfolg hat. Ich will meinen Zorn beherrschen und Andere in ihrem Thun und Treiben nicht mehr affenmäßig nachahmen."

„Und ich, Magot, will mir die Naschhaftigkeit abgewöhnen; und will auch nicht mehr hinterlistig und tückisch gegen meine Freunde und Hausgenossen sein."

Beide hielten Wort. Sie bemühten sich aus allen Kräften, ihre Fehler abzulegen. Und dies gelang ihnen so gut, daß sie sich dadurch gar bald die Liebe ihrer Herrschaft und aller Hausgenossen erwarben. Von Strafe war demnach keine Rede mehr; es überhäufte sie dagegen Jedermann mit Liebe und Freundlichkeit, und sie fühlten sich jetzt unendlich glücklich.

Als sie nun eines Tages ganz friedlich miteinander spielten, öffnete sich die Stubenthür, und das uns schon bekannte Zwerglein trat herein. Die Geschwister konnten sich seiner nicht mehr erinnern, weil sie mit ihrer Verwandlung jede Rückerinnerung verloren hatten. Es fragte, wie damals, nach den Besitzern des Hauses. — Das Männlein konnte aber vor gewaltigem Stottern die Worte kaum herausbringen; auch das Stehen ward ihm sauer wegen seiner krummen Beine. Magot antwortete mit höflichen Worten:

„Wenn Ihr mit dem Herrn des Hauses zu sprechen habt, so will ich Euch sogleich bei ihm melden."

Und Myra sprach: „Setzet Euch, lieber Mann, denn es scheint mir, als komme Euch das Stehen sehr hart an."

„Ist das euer Ernst, Kinder?“ fragte das Zwerglein stotternd, „und wollet ihr mich nicht wieder, wie einst, wegen meiner körperlichen Gebrechen verspotten?“

„Verspotten!“ sagten die Geschwister. „Seid Ihr denn nicht ein Unglücklicher, den man vielmehr beklagen muß? Wann hätten wir denn dies jemals gethan? Auch nennt Ihr uns Kinder, wir sind ja nur Thiere, obgleich wir sprechen können.“

„Ihr seid es durch meine Zauberkraft geworden, damit ihr euch bessern solltet. — Und es ist euch gelungen. Ich war immer unsichtbar in eurer Nähe und habe mit Vergnügen die Fortschritte, die ihr im Guten gemacht, bemerkt. Ihr habt der Buße Genüge geleistet, und sollt nun eure natürliche Gestalt wieder annehmen.“ — Zugleich berührte er sie mit seinem Zauberstabe; — ihre falsche Hülle fiel ab, — und als Jüngling und Jungfrau erblickten sich die Geschwister. Zugleich hatten sie auch ihre Erinnerungskraft wieder erhalten, und schauderten zurück, als sie das Männlein erblickten, das sie jetzt sogleich an seiner Gestalt erkannten, und das sich, wie damals, wieder zu einem Riesen vergrößerte. — Er sprach:

„Fürchtet nun nichts mehr von mir, so lange ihr gut sein werdet, denn ich liebe und beschütze die Tugendhaften. Nur die Bösen haben meine Gewalt zu fürchten. — Macht euch bereit, mir zu euern Eltern zu folgen. Nehmet jedoch vorher von euren bisherigen Wohlthätern freundlichen Abschied, damit ihr nicht als Undankbare ihr Haus verlasset. In einer Stunde werde ich wieder kommen, euch in eure Heimath abzuholen.“

Indessen hatten die Eltern der verschwundenen Kinder

traurige Tage verlebt. Der Zwerg hatte ihnen mitgetheilt, was er zum Wohle der Kinder gethan habe. Sie machten sich jetzt bittere Vorwürfe, dieselben nicht besser erzogen zu haben. „Ach!" seufzten sie eines Tages, „wenn sie uns der Himmel nur noch ein Mal anvertrauen wollte, — gewiß, wir würden nicht mehr so nachsichtig mit ihren Fehlern sein!" —

Da vernahmen sie eine Stimme, die sprach:

„Ihr sollet eure Kinder gebessert wieder sehen. Erfüllet ihr aber eure Pflicht nicht, sie immer zum Guten anzuhalten, so werden sie euch auf immer entrissen werden!"

Jetzt öffnete sich die Thür, und die so lange beweinten Kinder stürzten in ihre Arme. Sie erschienen aber so sehr verändert, daß die Eltern sie kaum mehr erkennen konnten. Sie waren nicht nur von Gestalt groß und schlank geworden, auch ihre Gesichtszüge hatten sich verschönert, seitdem ihr Gemüth gebessert war. Denn statt des bösen, tückischen Blickes, der sie vorher ganz entstellte, blickte nun aus ihren Augen eine sanfte, wohlwollende Seele, die jeden Menschen fesselte. Während man früher ihren Umgang mied, fühlten sich jetzt Alle glücklich, in der Nähe dieser guten Kinder zu weilen.

Die Seele schmückt sich selbst den Leib,
D'rum immer treu im Guten bleib'!
Denn hält das Laster dich gefangen,
Verblüht das keusche Roth der Wangen.

Die Reise nach der Unterwelt.

In einem alten, baufälligen Schlosse lebte einst eine gräfliche Familie, die arm an Gütern, aber reich an Adelsstolz war. Wer nicht von altem Adel war, er mochte noch so geistreich, tugendhaft und liebenswürdig sein, — sie achteten ihn gering und vermieden jeden näheren Umgang. Da sich aber in dieser Gegend wenig adelige Häuser befanden, und die gräfliche Herrschaft nicht so vermöglich war, um weit entfernte, adelige Freunde zu besuchen, so blieb sie meist für sich allein und führte ein einsames, trauriges und ungeselliges Leben, während man sich in andern, weniger vornehmen Familienkreisen wohl und glücklich fühlte, und jene arme Menschen bemitleidete, die in ihrem Stolz und Vorurtheil einen so hohen Werth auf vergängliche Dinge setzten, die vor Gott und edelgesinnten Menschen doch nur wenig gelten. — Sie hatten vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter. Da diese den Adelsstolz von ihren Eltern gleichsam ererbten

und darin leider bestärkt wurden, so war es wohl natürlich, daß die armen Kleinen sich vornehmer und besser als alle Einwohner des Ortes dünkten, und sich scheu und stolz von ihnen zurückzogen. Nur die jüngste Tochter, Korine, ein hübsches, kleines Mädchen, machte eine Ausnahme; sie grüßte Alle freundlich, und man sah es ihr am Gesichte an, daß sie sich gern mit Jedermann redselig unterhalten hätte, wenn es ihr nicht streng verboten gewesen wäre. Besonders abstoßend war es, wenn die Familie Sonntags in einem alten, abgenützten Wagen, auf dem die verblichenen Wappen der ältesten Vorfahren prangten, zur Kirche fuhr, und vornehm den Gruß der Vorübergehenden mit einem stolzen Kopfnicken erwiederte, während dagegen Korine mit ihrem heitern Gesichtchen freundlich dazwischen blickte und wohlwollend dankte. — Da diese Kinder aber doch auch dachten und fühlten, wie andere Kinder geringeren Standes, und sich auch gern wie sie belustigen wollten, aber zur Theilnahme keine Gesellschaft ihres Standes hatten, so trieben sie unter einander die tollsten und wildesten Spiele. Kein Baum im Schloßgarten war zu hoch, den sie nicht erkletterten. Da geschah es eines Tages, daß die älteste, Belinde, herunterstürzte und das Bein brach. Da man aber die Kosten scheute, einen entfernten, geschickten Wundarzt kommen zu lassen, so wurde die Behandlung einem Manne anvertraut, der diese Kunst nicht hinlänglich verstand, und folglich das Bein so schlecht einrichtete, daß es krumm und schief blieb, und Belinde von nun an hinkte. — Einige Zeit nachher stieg die zweite Schwester, Dorette, mit einer Scheere in der Hand auf einen Stuhl, um zum Fenster hinauszu-

sehen; als sie aber wieder heruntersteigen wollte, wankte derselbe, — sie fiel herab, und durchstach sich mit der spitzigen Scheere das rechte Auge, so daß sie darauf blind ward. — Während die jungen Gräfinnen sich auf solche Weise schadeten, trieb ihr Bruder sein Wesen mit Gassenjungen. Nicht weil er so herablassend war, mit ihnen zu spielen, — o nein! er trieb blos seinen Spott mit ihrem Thun und Treiben. Und hatte Einer unter ihnen irgend ein körperliches Gebrechen an sich, so ahmte er es nach und machte sich auf alle Weise darüber lustig. — Eben so trieb er es auch mit seinen älteren Schwestern. Bald hinkte er im Zimmer herum, wie Belinde, bald stellte er sich auf einem Auge blind, wie Dorette, was dann gewöhnlich zu Zank, Streit und Klagen führte. — Hätten sie nützlichen Unterricht oder Umgang mit andern gutgebildeten Kindern gehabt, so wären solche betrübende Erscheinungen weniger zu Tage getreten. Im Orte selbst war zwar eine treffliche Schule, aber der Graf hielt es unter seiner Würde, seine Kinder von einem Dorfschulmeister unterrichten zu lassen. Zur Haltung eines Hofmeisters aber fehlten die Mittel. So wuchsen die Kinder heran in tiefer Unwissenheit, welche immer den Stolz und die Vorurtheile im Gefolge hat. Nur Korine, die jüngste Tochter, hatte sich einen bessern Weg gewählt. — Es wohnte in dem Hintergebäude ihres Hauses eine Frau, die man wenig beachtete, weil man sie nur selten sah; denn sie lebte still und eingezogen. Die Wenigen aber, die sie kannten, konnten ihres Lobes nicht satt werden; sie priesen ihren Verstand, ihre beinahe überirdischen Kenntnisse und ihre Wohlthätigkeit. — In dem Schlosse aber bekümmerte

man sich darum wenig, weil man wußte, daß sie von geringem Stande war. Als aber Korine, die von Natur sehr neugierig war, einst von dieser Frau erzählen hörte, schlich sie sich unbemerkt in ihre Wohnung, um sie persönlich kennen zu lernen. Die Fremde nahm sie gütig auf, setzte ihr köstliche Früchte vor, führte sie in ihren schönen Garten, und unterhielt sich mit ihr so freundlich und angenehm, daß Korinen die Stunden wie Augenblicke vergingen und sie beim Abschiede versprach, sie täglich um dieselbe Stunde wieder zu sehen. Dies war nämlich nach Tische, wo ihre Eltern der Ruhe pflegten, und die Geschwister gewöhnlich im Garten sich herumtummelten. Korine konnte also ungehindert ihre Besuche bei der Fremden fortsetzen. Sie fühlte wohl, daß es nicht recht war, dies ihren Eltern zu verheimlichen; allein sie fürchtete, sie davon zu benachrichtigen, weil sie voraus wußte, daß ihr dann aller Umgang mit der Unbekannten verboten werden würde; und sie fühlte doch, wie nützlich ihr dieser zur Bildung ihres Herzens und Geistes war. Denn die gute Frau ließ es nicht allein bei geselliger Unterhaltung bewendet sein, sondern sie unterrichtete Korine auch auf alle Weise in jeder nützlichen Wissenschaft. Um ihr das Wort auch zu veranschaulichen, zeigte sie ihr die herrlichsten Kupferstiche, und gab ihr, als sie lesen und schreiben konnte, zur Erheiterung und Belehrung die besten Jugendschriften in die Hand. Je mehr aber Korine an Geisteskräften zunahm, desto mehr erkannte sie die traurigen Vorurtheile, die ihre Eltern und Geschwister von andern aufgeklärten und guten Menschen trennten. Ihre Bemühungen, edlere Lebensanschauungen bei ihren Eltern zu erwecken, blieben ohne

Erfolg. Sie beschuldigten sie einer gemeinen Denkart, und entzogen ihr ihre Liebe. Kaum bemerkten dies ihre Geschwister, als sie sich gleichfalls von ihr zurückzogen, und sich gegen sie alles Unrecht erlaubten. Denn schon lange war Korine der Gegenstand ihres Hasses, weil sie überaus schön von Gestalt und durch eine höhere Geistesbildung von überaus edeln Sitten war. Und diese lehrten sie auch Jedermann mit Liebenswürdigkeit zu begegnen, ohne dadurch ihrem Stande im Geringsten etwas zu vergeben. Jedes gab ihr sogar gern den Vorzug, weil sie ihn nicht verlangte, während man ihre Schwestern mit Geringschätzung behandelte. — Vor allen Andern aber machte sich Phanor, ihr Bruder, allgemein verhaßt. Er erlaubte sich nicht nur einen ungemessenen Hochmuth gegen alle Einwohner des Ortes, sondern er fuhr auch fort, deren Mängel und Gebrechen nachzuahmen und sie durch Spott zu kränken und lächerlich zu machen. Besonders war ein alter Mann die Zielscheibe seiner Possen. Er war mißgestaltet, hatte einen dicken Hals, und sein großer Kopf war mit rothem Haare bedeckt.

Eines Tages verkleidete sich Phanor als Bettler, klebte ein Auge mit einem Pflaster zu und trug einen Stelzfuß. So durchzog er alle Gassen des Ortes, und die Kinder liefen ihm jubelnd und schreiend schaarenweis nach. — Als er aber vor das Haus jenes alten Mannes kam, blieb er stehen, und trieb nun den rohesten Muthwillen. Der Bettler aber öffnete das Fenster, und Phanor vernahm zu seinem Schrecken folgende Worte:

„Was du heut' bist, sollst ferner bleiben,
Du magst es nur dir selbst zuschreiben."

Da erschallte auf's Neue ein Gelächter, und die Dorfbuben verhöhnten und verspotteten Phanor, der sich jetzt voll banger Angst in ein Bauernhaus flüchtete. Von dieser Stunde an hat man ihn nicht wieder gesehen. — Er war und blieb verschwunden. — Die Eltern waren darüber außer sich vor Jammer; er war ihr Liebling, und sie hatten gehofft, durch ihn den Glanz ihres alten Hauses und Adels wieder zu erhalten. Auch seine zwei ältesten Schwestern betrübten sich sehr; denn ob er sie gleich öfters verhöhnt hatte, so war er ihnen doch stets gleich gesinnt. Auch verloren sie dadurch ihren einzigen Spielgenossen. Korine konnte kein Wohlgefallen an ihren wilden, ausgelassenen Spielen finden, und zog sich davor zurück. — Um so mehr Zeit konnte sie dem Umgange der geistreichen alten Frau widmen. Auch bekümmerte man sich immer weniger um sie, je mehr sie heranwuchs, und durch ihre seltene Schönheit und Liebenswürdigkeit das Ansehen ihrer Schwestern verdunkelte, die von Tag zu Tag an Häßlichkeit des Körpers und der Seele zunahmen, und deren Gehaltlosigkeit sich in allen Zügen ihres Gesichtes malte. — Ihre üble Laune, die sie in sich nährten, suchten sie gewöhnlich an Korinen auszulassen, die hierdurch sehr schlimme Zeit hatte. — Sie versuchte beide eines Tages dadurch zu begütigen, daß sie ihnen von den herrlichen Früchten gab, die sie in dem Garten der guten Frau gepflückt. — Kaum hatten sie dieselben erblickt, als sie zu wissen verlangten, wer sie ihr gegeben hatte? Und da sie dies verweigerte, warfen sie im Zorn einen Apfel nach ihr. — Doch kaum hatte er sie berührt, als er in einen kostbaren Diamant verwandelt, zu ihren Füßen niederfiel. Die

beiden Schwestern stürzten habsüchtig darüber her, denn jede wollte ihn haben. Als es endlich der ältern gelang, sich in dessen Besitz zu setzen, sagte sie: Wollen wir doch auch den Versuch mit den übrigen Früchten machen, und sie Korinen an den Kopf werfen; vielleicht daß sie sich alle in Diamanten verwandeln. — Und zugleich flogen die schönen Früchte an der jungen Gräfin Stirn. — Aber die Früchte berührten Korinens Kopf nicht, sondern flogen rückwärts an die Köpfe der habsüchtigen Schwestern, so daß sie in ein Klagegeschrei ausbrachen, und ihre Eltern herbei kamen, denen sie Alles erzählten. Als sie aber zum Beweis der Wahrheit den Diamant vorzeigen wollten, — war er verschwunden. — Sie beschuldigten nun ihre Schwester der Zauberei und sagten, daß sie keine Gemeinschaft mehr mit ihr haben wollten. Und die Eltern, ohne sich vorher von der Wahrheit zu überzeugen, gaben ihren Lieblingen Gehör und wiesen Korinen ein einsames Zimmerchen zum Aufenthalte an, wo sie so lange verschlossen bleiben sollte, bis sie gestehen würde, woher sie die Früchte genommen hätte. Allein Korine fürchtete, der guten alten Frau zu schaden, und sich auch des Umganges mit ihr zu berauben, wenn sie die Wahrheit bekennen würde; denn daß sie eine Zauberin sei, konnte sie nicht glauben.

Schon hatte Korine einen langen Tag in dem einsamen Gemach zugebracht, und die Zeit wurde ihr gewaltig lang; denn man hatte ihr weder Arbeit noch Bücher zu ihrem Zeitvertreibe zugelassen. — Da klopfte es leise an der Thür, und Korinens gute Freundin trat herein. Sie brachte ihr Bücher, Arbeit und herrliche Früchte, schöner als sie solche noch jemals gesehen hatte. —

Unter dem freundlichen Schutze der alten Frau brachte Korine mehrere Tage in der Gefangenschaft zu. Sie wurde täglich befragt, wie sie zu jenem Obste gekommen sei? Allein sie wollte dies nicht gestehen, weil sie, wie gesagt, fürchtete, der guten alten Frau zu schaden. Als diese aber bemerkte, wie sehr sich die junge Gräfin bekümmerte, daß sie gegen ihre Eltern nicht aufrichtig war, tröstete die Frau: „Was nützt es, wenn Ihr auch die Wahrheit gesteht — sie werden Euch doch nicht glauben und Euch noch schlimmer behandeln."

„Was soll ich aber machen?" seufzte die Gräfin.

Die Frau bedachte sich einige Zeit, und stellte dann die Frage: „Wollet Ihr meine Pflegetochter sein, und Stand und Rang vergessen, wenn Euch Eure Eltern verstoßen sollten?"

„Ach, ihr Herz hat mich ja längst verstoßen! Und nur selten haben sie mir Liebe bewiesen, die sie doch so reichlich an meine Geschwister verschwenden, während Ihr, meine zweite Mutter, mich mit Zärtlichkeit überhäuftet, und meine Seele zur Tugend bildetet."

„Gut, so theilet den Eltern mit, daß Ihr bereit seid, auf dem nahen Blauberge die volle Wahrheit zu enthüllen. Jedoch nur unter der Bedingung, daß sie Euch dahin begleiten, könntet Ihr ihre Wünsche, so weit es in Eurem Vermögen steht, erfüllen."

Korinens Eltern zeigten sich Anfangs sehr abgeneigt, dies Verlangen zu gewähren; aber die Schwestern, welche vor Neugier brannten, das Geheimniß zu wissen, drangen so lange in sie, bis sie ihrem Ansinnen Gehör gaben.

Nachmittags bewegte sich der Zug langsam und still-

schweigend dem verhängnißvollen Berge zu. Je höher sie hinaufstiegen, desto wundervoller wurde die Aussicht. Es war, als ob die Erde im tiefsten Frieden zu ihren Füßen schlummerte. Mächtig wurde das Herz zu Gott emporgehoben, dem Herrn der ewigen Wahrheit. — Als sie den Gipfel erreicht hatten, warf sich die betrübte Tochter zu ihrer Eltern Füßen, und erzählte Alles aufrichtig, was sie von dem Umgange mit der Fremden wußte. — Als sie aber auch die Verwandlung mit den Früchten eingestehen sollte, und wie dies zugegangen sei, verstummte sie, weil sie es selbst nicht wußte. Niemand aber glaubte ihr. — Mit Härte ward sie angelassen und der Zauberei beschuldiget. — Korine umfaßte die Kniee ihrer Eltern; sie bat flehentlich, ihre Unschuld nicht zu bezweifeln, und auch der guten alten Frau zu verzeihen. Da riefen Vater und Mutter erzürnt aus:

„Entferne dich von uns und ergib dich ganz dieser Hexe! Wir erkennen dich nicht mehr für unsere Tochter!" — Zugleich stießen sie die Unglückliche so heftig von sich, daß sie wankte, das Gleichgewicht verlor und in den nahen Abgrund stürzte. — Die Eltern wendeten ihr den Rücken zu; die Schwestern aber konnten sich nicht enthalten, neugierig und schadenfroh hinabzusehen, was aus ihr geworden war. — Aber sie bemerkten nichts, denn eine dichte Wolke umgab Korinens Körper. Sie trug ihn einer reizenden Gegend zu, in deren Mitte sich ein schönes Lustschloß befand, aus dem eben die herrlichste Musik ertönte.

Als die Wolke sich hier mit Korinen niederließ, wurde Letztere von schönen Mädchen empfangen, die ihr gleich an Alter waren, und sie auf's Herzlichste begrüßten. Sie

führten sie vor Allem in ein Zimmer, in welchem kostbare Kleidungsstücke, alle für Korine bestimmt, in reicher Auswahl hingen; andere Behälter waren mit feiner Wäsche gefüllt, von blendender Weiße. Korine freute sich darüber ungemein; denn in ihrem elterlichen Hause war sie damit äußerst schlecht versehen gewesen, und sie liebte doch so sehr die Reinlichkeit. Unter den Kleidern suchte sie in bescheidener Weise den einfachsten Anzug aus. Hierauf begab sie sich in ein schönes Badezimmer, das, mit weißem Marmor ausgelegt, an das vorhergehende Gemach stieß. Hier dufteten ihr herrliche Blumen entgegen, und wohlriechende Oele standen zur Salbung der Haut und der Haare umher; aber Korine bediente sich dieser künstlichen Mittel nicht. Ihre Zierde waren Reinheit und Ordnungsliebe.

Als Korine angekleidet war, trat sie vor einen Spiegel und freute sich, der alten, abgetragenen Kleidung entlediget zu sein. Sie wußte wohl, daß es ihren Eltern an Mitteln fehlte, sie besser damit zu versehen; aber sie wußte auch, daß sie gewöhnlich nur die abgelegten Kleider ihrer Schwestern bekam, wenn diese nämlich neue erhielten.

Nun wanderte sie von Zimmer zu Zimmer. Jedes hatte seine eigene Bestimmung, was eine besondere Ueberschrift anzeigte; z. B. Korinens Arbeitszimmer; Korinens Bibliothek, u. s. w. In großen Glasschränken standen hier Jugend- und andere Schriften in schönem Einbande. In ihrem Arbeitszimmer fand sie Alles, was zu künstlichen Stickereien, oder andern nützlichen Arbeiten nöthig ist. Auch an kostbaren Farben, Pinseln, Papier und Pergament zum Malen, fehlte es nicht. —

Das Schloß war mit prächtigen Gärten umgeben, worin die herrlichsten Blumenbeete prangten, die mit schattigen Gebüschen und frischen Quellen wechselten. Korine konnte sich die Wunder, von denen sie sich umgeben sah, nicht erklären; doch ahnte sie wohl, daß sie mit den letzten Reden der guten, weisen Frau zusammenhängen. Ach, dachte sie, zu was hilft mir aber alle diese Herrlichkeit, wenn ich die treue Freundin dafür nicht mehr sehen sollte! Ihre Liebe und ihre Theilnahme würden, wenn sie hier wäre, mein Glück um Vieles vermehren! — In solche Gedanken vertieft, wandelte sie einsam umher, und kam endlich an ein schönes, freundliches Haus, das den Garten begrenzte. — Vor der Thüre aber stand ein entsetzlich häßlicher Knabe, von Körper und Angesicht ganz mißgestaltet. — Korine fürchtete seinen Anblick, und wollte zurückkehren; allein er vertrat ihr den Weg und gab ihr durch abgebrochene Laute zu verstehen (er war stumm), daß sie in das Haus treten sollte. -- Sie that es. — Wer beschreibt aber ihre Freude, als sie ihre treue, edle Freundin in ihrer gewöhnlichen Hauskleidung, wie früher, an einem Rädchen spinnend fand. Sie stürzte an ihren Hals und weinte stumme Freudenthränen.

„Nun, es freut mich," sagte Jene, „daß Ihr mich nicht vergessen habt, und Euch in Eurer jetzigen Herrlichkeit noch erinnert, daß Ihr mir versprachet, meine Pflegetochter zu sein."

„O mit allen Freuden!" versetzte Korine. „Und wenn Ihr mir es erlauben wollet, so verlasse ich das Schloß und wohne bei Euch."

„Ich will dich keineswegs des Glückes berauben, das

dir vom Schicksale bestimmt ward; willst du mich aber öfters hier in meiner Wohnung, die ich um deinetwillen bezogen habe, um dir näher zu sein, besuchen, so wird es mich herzlich freuen."

Die junge Gräfin versprach's mit Vergnügen.

Korine gedachte jetzt der verwandelten Früchte sowie der zaubervollen Pracht ihrer gegenwärtigen Umgebung. Schon schwebte ihr eine Frage auf den Lippen, da vernahm sie, von leisen Lüften getragen, folgende Worte:

„Willst du auf meine Worte hören,
Laß' dich die Neugier nicht bethören;
Sie führt dich nicht auf gute Wege,
Macht immer mehr den Fehler rege."

Korine sah sich erstaunt nach allen Seiten um, konnte jedoch nichts entdecken. Die Frau aber sagte lächelnd:

„Du siehst, daß du deine Neugier unterdrücken, und dein Schicksal ruhig der Vorsehung anheimstellen sollst; sie wird es mit dir gut machen, wie sie es bisher gethan."

Korine befolgte die Mahnung und unterließ weitere Fragen. Sie arbeitete viel und mit Vergnügen, übte sich in der Musik, zeichnete oder malte, und vergnügte sich mit ihren jungen Gespielinnen, die sie liebgewonnen hatte. Auch besuchte sie täglich ihre mütterliche Freundin, mit der sie sich durch geistreiche Gespräche angenehm unterhielt, oder ihr aus einem schönen Buche etwas vorlas. Demungeachtet schien Korine der Tag oft gewaltig lang zu sein. Sie sehnte sich auch nach ihren Eltern, und es schmerzte sie sehr, sie so ungehalten auf sie zu wissen. — Als sie sich hierüber ihrer Pflegemutter mittheilte, sagte sie:

„Seid unbesorgt um Eure Eltern; sie werden Euch verzeihen, sobald sie ihr Unrecht gegen Euch erkennen. — Warum Ihr Euch aber übrigens in Eurer gegenwärtigen Lage nicht ganz glücklich fühlt, kommt wahrscheinlich daher, daß Ihr nur immer mit Euch selbst beschäftiget seid, und nichts zum Wohle der Menschheit beitraget. Wir sollen uns das Glück Anderer wie unser eigenes angelegen sein lassen, um dadurch selbst glücklich zu werden; so will es die Vorsehung."

„Wie kann ich aber das hier in dem einsamen Thale, wo ich abgeschnitten von allen übrigen Menschen lebe?"

„Es gibt in jedem Winkel der Erde Unglückliche, meine Tochter, auch hier findest du einen, dem du sein Schicksal erleichtern könntest, wenn du ihn belehren und unterrichten wolltest."

„Und wer ist er? Nennet mir ihn, und ich werde mich seiner annehmen."

„Es ist Kaliban, der Stumme, der dir schon öfters den Weg vertreten hat."

„Aber er kann ja nicht sprechen, wie sollte ich mich ihm verständlich machen können?"

„Er ist nicht von Natur stumm, und seine Zunge könnte mittels einer Salbe, die in der Unterwelt bereitet wird, leicht gelöset werden; aber diese zu erhalten, ist mit großen Gefahren verbunden. — Sie besitzt die Kraft, alle körperlichen Gebrechen zu heilen, wenn eine tugendhafte Seele den Leib bewohnt; außerdem bleibt sie ohne Wirkung."

„O gern," sagte Korine, „will ich mich jeder Gefahr unterwerfen, wenn es mir dadurch möglich wird, dem Unglücklichen zu helfen! Er blickt mich, so oft er mir be=

gegnet, so traurig an, daß mich sein Anblick in der Seele schmerzt. Belehret mich also, was ich zu thun habe, und ich werde mich ungesäumt auf den Weg machen." —

„Ein großer Strom," erklärte die Frau, „wird deinen Weg durchkreuzen; hast du das jenseitige Ufer glücklich erreicht, so gelangst du an einen zweiten Fluß, dessen Wellen schwarz und düster sind; man nennt ihn Acheron. Gib hier Charon, dem Bootsmann, den du an seinen Ufern finden wirst, ein gutes Trinkgeld, und er wird dich sicher in Pluto's Reich bringen. Beobachte hier das tiefste Stillschweigen, und suche nicht durch Neugier in die Geheimnisse der Unterwelt zu dringen!"

„Aber wie soll ich ganz allein, ohne Geleitsmann, den Weg zu diesem Flusse finden?" —

„Ich werde dir eine Karte mitgeben, auf der die Straße, die dahin führt, genau abgebildet ist."

Korine war entschlossen, dies gefährliche Abenteuer zu bestehen. In leichten Reisekleidern machte sie sich ungesäumt auf den Weg. — Sie war aber noch nicht weit gegangen, als ein großer Strom ihren Weg durchkreuzte, wie ihr die Frau verkündet hatte. Sie sah sich hier überall nach einem Schiffer um, — allein vergebens! Die ganze Gegend war öde und menschenleer; doch entdeckte sie einen kleinen Nachen, der an einen Baum befestiget und mit einem Ruder versehen war. Da sie des Ruderns kundig war, so bestieg sie den Nachen und stieß vom Ufer ab. Sie hatte aber kaum die Mitte des Stromes erreicht, als sich ein Sturmwind erhob, gegen den sie umsonst gekämpft haben würde, wäre ihr nicht ein Hirte zu Hilfe geeilt. Dieser erblickte von Ferne das mit den Wellen ringende

Mädchen, stürzte sich sofort in den Strom und erreichte glücklich den Kahn, den er mit Aufbietung aller Kräfte an's Ufer brachte. Korine dankte dem guten Manne und reichte ihm eine Münze zur Belohnung; allein er nahm sie nicht, und erbot sich sogar, sie ein Stück Weges zu begleiten, um sie gegen weitere Unfälle zu schützen. — Und so erreichte Korine, nach einer langen Fußreise, glücklich die Ufer des Acheron. Hier fand sie Charon, den alten Bootsmann, der bereit war, das Mädchen gegen eine gute Belohnung überzusetzen. — Er landete in der Nähe einer finstern Höhle, in welcher Zerberus, der Höllenhund (ein dreifüßiges Ungeheuer), seinen Aufenthalt hatte, um hier die Einlaßpforten der Schattenwelt zu bewahren. — Korine schauderte bei seinem Anblicke erschrocken zurück, und wollte sich nicht vorwärts wagen. Allein der alte Schiffer ermuthigte Korine und gab ihr ein Stück Kuchen, das sie dem Thiere zur Besänftigung vorwerfen sollte. Sie that's. — Das Ungeheuer stürzte sich mit solchem Heißhunger darauf, daß Korine ohne Gefahr ihren Weg fortsetzen konnte. Sie kam zuerst auf einen großen Platz, wo Gericht über die Todten gehalten wurde. Hier ward auch sie um den Zweck ihrer Reise befragt. Als sie erwiederte, daß sie eine Sendung an Proserpina, Pluto's Gemahlin habe, wurde sie sogleich an den Ort ihres Aufenthaltes geleitet. Hier fand sie die Fürstin der Unterwelt an der Seite ihres düstern Gemahles. Sie überreichte ihr eine Rolle Pergament, das jene genau durchsah, und hierauf erwiederte: „Das Verlangte soll dir eingehändigt werden; doch mußt du dich zu dessen Empfang durch dreitägiges Fasten vorbereiten; auch darfst du während dieser Zeit Niemand sehen noch sprechen.“ —

Korine wurde hierauf in ein dunkles Gewölbe geführt, wo sie drei Tage lang auf dem harten Boden sitzen mußte, ohne ihren Durst löschen, noch ihren Hunger stillen zu können. Ihre lechzende Zunge anzufeuchten, saugte sie tropfenweis das Wasser ein, das von der feuchten Wand herabträufelte. — Aber ihren Hunger zu stillen, fand sie keine Gelegenheit; sie mußte ausharren bis zum dritten Tag, wo sie ihrer Haft entlassen ward. Proserpina händigte ihr jetzt eine Büchse mit dem Bedeuten ein, dieselbe ihrer Pflegemutter uneröffnet zu überbringen. — Aber Korine konnte der Neugier nicht widerstehen. Noch ehe sie den Palast verlassen hatte, nahm sie den Deckel ab. Da quoll ihr aus der Büchse ein betäubender Geruch entgegen, der sie sogleich aller Besinnung beraubte. Als sie endlich wieder zu sich kam, fand sie das Gefäß leer. Korine machte sich jetzt die bittersten Vorwürfe wegen ihrer sträflichen Neugier und beschloß, lieber noch drei Tage zu fasten, als unverrichteter Sache zurückzukehren. — Sie gestand der Höllenkönigin aufrichtig ihr Vergehen, flehte um Verzeihung, und bat um Erneuerung ihres Geschenkes, das, wie sie sagte, einem Unglücklichen zu Nutzen kommen sollte, dessen Elend, wenn es ihm bliebe, sie sich ewig vorwerfen würde, da sie ihn durch eigene Schuld der Rettung beraubt hätte. Proserpina tadelte mit harten Worten ihre Neugierde, versprach jedoch, ihr Verlangen zu erfüllen, wenn sie es über sich vermögen könne, noch einmal drei Tage lang zu fasten. Korine sagte zu, obgleich sie es kaum für möglich hielt, so schwach an Kräften fühlte sie sich. — Sie wurde hierauf in ein Gewölbe geführt, das noch feuchter war, als

ihr erster Aufenthalt, und ihr daher Hoffnung gab, wenigstens nicht vor Durst sterben zu müssen. Aber wo sollte sie Nahrung hernehmen, ihren Hunger zu stillen? Eine namenlose Angst befiel sie; da hörte sie in einem Winkel ein starkes Nagen und Knistern. Sie untersuchte die Ursache, und fand eine Vertiefung mit altem Brode gefüllt, das die Mäuse als Vorrath zusammengetragen hatten. Mit großer Freude bemächtigte Korine sich der alten Krummen, und nie hatte ihr vorher ein Gericht köstlicher geschmeckt. Sie theilte den kleinen Vorrath aber weislich in drei Theile ein, damit sie jeden Tag ihrer Strafzeit doch einige Nahrung zu sich nehmen und ihr Leben fristen könnte. — Als ihre Buße glücklich überstanden war, erhielt sie zum zweiten Male die verhängnißvolle Büchse, mit dem abermaligen Bedeuten, sie uneröffnet zu überbringen. Korine gelobte dies heilig, und trat ihren Rückzug ungehindert an. Minos, der ernste Höllenrichter, ließ ihr ein sicheres Geleit bis zum Acheron geben, damit sie vor dem Rachen des Zerberus geschützt sein möchte. Von allen Seiten umgaben sie jedoch Schreckbilder, die ihr Grauen und Entsetzen einflößten.

„Was sind das für Gestalten?“ fragte sie den alten Bootsmann. —

Er erwiederte: „Es sind ehemalige Fürsten und Grafen, Herren und Edelleute, Bürger und Bettler, welche im bunten Gemische an diesen Ort der ewigen Strafe gebannt sind. Weder Stand noch Titel schützten sie vor den Folgen der schlimmen Thaten, die sie auf der Oberwelt vollbracht. Die Unterwelt kennt weder Rang noch Stand. Der Tod macht alle Menschen gleich. Glücklich

S. 150.



derjenige, dem sich durch reinen Lebenswandel die Pforten des Elisiums öffnen. Ewiges Glück wird sie hier erwarten, zum Lohne für die kurze Lebensfrist, die sie auf Erden der Tugend und dem Guten geweiht hatten."

„Ihr habt wohl recht, guter Mann! Und was mich betrifft, so werde ich mich gewiß aus allen Kräften bemühen, gut zu sein, um nicht durch Unrecht und Eigendünkel meinen Nebenmenschen zu kränken und dadurch des ewigen Glückes verlustig zu werden."

Unter diesem Gespräche waren sie an das andere Ufer des Flusses gekommen. — Als Korine das Boot verließ, und dem Alten ein gutes Trinkgeld gab, sagte er: „Ihr müsset mächtige Freunde in der Oberwelt haben, daß es Euch erlaubt ward, in das Schattenreich einzudringen, das zu betreten nur wenig Lebenden gestattet wird."

Korine dachte, während sie nun ihren Weg allein fortsetzte, über die Worte des Mannes nach. Es war ihr wohl schon manchmal von selbst aufgefallen, daß ihre alte Freundin zuweilen gar seltsame Dinge bewirkt hatte; allein sie schrieb Alles ihren natürlichen Kenntnissen zu, wodurch ja öfters durch geistreiche Menschen außerordentliche Wirkungen hervorgebracht werden können. Von jetzt an nahm sie sich aber vor, sie genauer zu beobachten. — Bei ihrer Zurückkunft fand sie dieselbe am Rädchen fleißig spinnend und munter, wie immer. Korine erzählte genau ihre Erlebnisse und gestand auch die übeln Folgen, die ihre Neugierde gehabt hatte. Sie gelobte aber, sich niemals mehr durch diesen Fehler zu irgend einer tadelhaften Handlung verleiten zu lassen. — Ihre Freundin lächelte, erwiederte aber nichts weiter.

Korine machte nun sogleich eine Probe mit der Salbe, welche sie aus der Unterwelt geholt hatte. Sie bestrich damit Kaliban's Zunge. Dieser erhielt sofort die Sprache wieder. Seine Freude kannte keine Grenzen und immer wieder küßte er Korinens Hand. Als Korine aber jetzt den Unterricht mit ihm anfangen wollte, bezeigte er dazu nicht die allergeringste Lust. Korine wollte ihn durch verschiedene Mittel zwingen, aber der undankbare Knabe machte seinem Unmuthe durch böse Worte Luft. Da verlor er plötzlich wieder die Sprache und hörte folgende Worte:

Bestrebst du dich nicht, klug zu werden,
So bist du unnütz auf der Erden,
Und magst nur immer stumm verbleiben,
Durch Dummheit dir die Zeit vertreiben.

Als Kaliban dies vernahm, fing er an, zu schreien und zu stöhnen, und machte allerlei Zeichen, daß er lernen wolle. Er schlug zugleich das Buch auf, und setzte sich ruhig auf einen Stuhl neben Korine. Hierauf machte er den Versuch, zu sprechen, was ihm ziemlich gut gelang. — Je mehr Eifer er aber zeigte, um so mehr entwickelten sich seine Sprachorgane, so daß er bald ganz geläufig sprechen konnte. So ging es nun täglich fort. War Kaliban aufmerksam beim Unterricht, so behielt er die Sprache, war er unachtsam, so verlor er sie, und er blieb so lange stumm, bis sein Lerneifer wieder erwachte. Dies hatte aber so gute Folgen, daß der Knabe zusehends an Verstand und Kenntnissen zunahm. Je mehr sich aber seine Geisteskräfte entwickelten, desto wißbegieriger ward er; er konnte oft kaum die Zeit erwarten, wo die Lehrstunden

ihren Anfang nehmen sollten. In seiner freien Zeit schöpfte er Erholung aus nützlichen Büchern, von denen ihm Korine eine reiche Auswahl zur Verfügung stellte. Das Mädchen fühlte sich um Vieles glücklicher, seitdem sie eine so edle Beschäftigung übernommen, die ihr das schöne Bewußtsein gewährte, das Loos eines Unglücklichen verbessert zu haben. — — Gleichwohl kam ihr zuweilen die Sehnsucht nach ihren Eltern und Schwestern. Sie wünschte zwar nicht zurückzukehren in ein Haus, wo es ihr so übel ergangen war; aber es wäre ihr doch angenehm gewesen, die Ihrigen zu sehen, und sie wo möglich Theil an ihrem Glücke nehmen zu lassen. Als sie dies ihrer Freundin gestand, sagte sie:

„In einem wundervollen Spiegel sollt Ihr schauen, wornach Euer Herz sich sehnt.“

Zugleich reichte sie ihr das Glas, und Korine erblickte darin das Bild ihrer Eltern, das sie stets im Herzen trug. Aber sie sah auch, wie sie in Noth und Elend versunken waren. Da gewahrte sie auch ihre Schwestern in alten, abgetragenen Kleidern, von Gram und Kummer niedergebeugt.

„Ach,“ seufzte Korine bei diesem Anblicke, „wäre es mir doch möglich, meine alten Eltern in ihrer Noth zu unterstützen! Gern wollte ich Verzicht leisten auf Alles, was ich gegenwärtig besitze.“

„Dies Wenige, Kind, würde nicht zureichen, den zehnten Theil ihrer Schulden zu tilgen, in welche sie sich in leichtsinniger und unverantwortlicher Weise gestürzt haben, nur um den Schein ihres Standes nothdürftig zu wahren. Indem sie an veralteten Vorurtheilen festhalten, entziehen sie sich die Liebe und Achtung ihrer Mitmenschen, welche sie dadurch nur zu häufig verletzen.“

„Könnten denn nicht wenigstens meine Schwestern noch gerettet werden und sich bessern, wenn man sie hierher versetzte?“ fragte Korine.

„Du kannst damit einen Versuch machen. Schreibe an deine Eltern, und bitte sie um Erlaubniß, sie auf Besuch hierher zu lassen.“

„Aber welchen Weg sollte ich ihnen bezeichnen?“

„Für ihre Hierherkunft will ich sorgen. Zeige ihnen blos an, daß sie sich an denjenigen Ort begeben sollen, wo dich deine Eltern verstoßen haben.“

Voll Freude machte Korine den Entwurf zu einem Brief. Sie schilderte darin die glückliche Lage, in der sie sich zur Zeit befinde, und bat zugleich dringend um einen Besuch ihrer Schwestern. — Diese waren sogleich bereit dazu, und eilten nach dem Orte, der ihnen angezeigt worden war. Hier ließ sich ungesäumt ein schöner Luftball von grüner Seide herab. Dienstfertige Diener halfen dem Schwesterpaar in die unten befestigte Gondel, und schon nach einigen Minuten kamen sie an Ort und Stelle an. — Korine eilte ihnen mit offenen Armen entgegen. Die Schwestern aber, statt ihr mit gleicher Liebe entgegen zu kommen, hatten nur Auge für die feine Kleidung Korinens. Noch mehr aber zog Kaliban ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie brachen bei seinem Anblick in lautes Lachen aus. Dies schmerzte den Knaben aber so sehr, daß er sich traurig zurückzog. — Als Korine ihnen hierauf alle ihre schönen Besitzungen gezeigt, verlangten sie auch ihren Kleidervorrath zu sehen. Korine erfüllte gerne ihren Wunsch. Wie erstaunten aber die Schwestern, als sie hier die prächtigsten Kleidungsstücke vorfanden. — Korine ertheilte ihnen die

Erlaubniß, davon zu wählen, was ihnen am Besten gefallen würde. Und sie suchten sich geradezu das Kostbarste aus, um, wie sie sagten, in solchem Putze als Gräfinnen zu erscheinen. — Sie bedachten nicht, daß sich die reiche Pracht mit ihrer übrigen Armuth nicht vereinbaren lasse, und daß sie sich dadurch nur lächerlich machten. Mit Hilfe der Dienstmädchen kleideten sie sich sofort um und betrachteten sich selbstgefällig im Spiegel. Ihre äußere Erscheinung paßte jedoch wenig zu ihrem sonstigen Verhalten. Besonders Kaliban war die Zielscheibe ihres Spottes und Hohnes, indem sie in frevelhafter Weise dessen Gebrechen nachahmten. Da seufzte Kaliban und sagte bei sich selbst: „Ach, wie böse muß doch derjenige Mensch sein, der über andere Unglückliche spotten kann! Und wie oft ließ ich mir dies zu Schulden kommen, als ich noch nicht so elend war! — Da hörte er eine Stimme, die ihm deutlich zurief:

„Fasse Muth
Werde gut!
Und dein Elend wird sich lindern,
Dein Gebrechen sich vermindern."

Kaliban sah sich nach allen Seiten um; da er aber Niemand bemerkte, glaubte er, man habe ihn nur zum Besten haben wollen, und zog sich weinend in einen Winkel des Gartens zurück. Hier fand ihn des Gärtners Sohn, mit dem er bisher auf freundschaftlichem Fuße gelebt hatte. Kaliban vertraute ihm sein Leiden und klagte, daß er so viel wegen seiner Mißgestalt von den beiden bösen Mädchen zu leiden habe.

„Da wollte ich mir leicht helfen," tröstete diesen

„Ich würde es ihnen reichlich vergelten und sie ebenfalls auf alle Weise verspotten und verhöhnen.“

„Davor wolle mich der Himmel bewahren!“ rief Kaliban aus. „Lieber will ich Unrecht leiden, als daß ich mich eines solchen Vergehens schuldig machen sollte! Das Beste wird wohl sein, ich entziehe mich so viel wie möglich ihren Blicken, bis sie wieder abgereist sind.“

„Das wird auch bald geschehen,“ meinte des Gärtners Knabe, „denn Korine wünschte ihrer ebenfalls wieder los zu sein, da sie ihr mehr Leid als Vergnügen bereiten.“

Der Bursche hatte Recht! Die Mädchen maßten sich eine solche Gewalt über ihre Schwester und alle Dienstgenossen an, als wenn sie allein Herr im Hause gewesen wären. Auch wollten sie immer neue Zerstreuungen haben. Da aber Korine ihr Verlangen nicht gewähren konnte, weil das Thal, welches sie bewohnte, durch hohe Berge von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten und nur allein durch seine Naturschönheiten entzückend war, für welche jene aber keinen Sinn hatten, so verlangten sie zurück zu ihren Eltern, wovon sie Korine nicht abhielt. Sie erlaubte ihnen auch einen Koffer voll schöner Kleidungsstücke und ein paar kostbare Diamantringe für Vater und Mutter, denen sie die zärtlichsten Briefe schrieb, mitzunehmen. Damit noch nicht zufrieden, steckten sie auch Lebensmittel aller Art zu sich, so daß Jedermann über ihre Unbescheidenheit erstaunt war. Endlich nahm sie der Luftballon auf und brachte die Schwestern glücklich an Ort und Stelle. Hier konnten sie nicht satt werden, von den Herrlichkeiten und dem Glück ihrer Schwester zu erzählen. Und doch wollten sie dasselbe nicht mit Korine theilen, da ihr unzufriedenes

Herz mehr nach rauschenden, weltlichen Vergnügungen sich sehnte und an still beglückter Zurückgezogenheit keinen Gefallen fand. Um sich die Zeit zu verkürzen, ergaben sie sich der Unmäßigkeit, wodurch sie allmählig ihre Gesundheit zerrütteten.

Indessen war Korine äußerst besorgt um Kaliban gewesen. Sie hatte ihn schon mehrere Tage nicht gesehen, und Niemand im Hause wollte von ihm wissen. Nachdem sie ihn überall vergebens gesucht, bezeichnete ihr endlich der Gärtnerjunge den Ort seines Aufenthalts. — Sie fand ihn an einer Quelle ausgestreckt, ohne Lebensmuth und von Kräften abgezehrt. Freudig aber erhob er sich bei ihrem Anblicke, und erzählte Alles, was ihm bisher begegnet war. Auch jene räthselhaften Worte, die er eines Tages gehört, erwähnte er. Korine, die mit ihrem Scharfblick in das Geheimniß drang, rieth ihm, diese Weisung zu benützen, und immer besser und einsichtsvoller zu werden. Er versprach's und befolgte ihren Rath aus eigenem Antriebe. Denn seitdem er in diesem schönen Aufenthalte lebte, wo Alles nur Tugend und Menschenliebe athmete, war ihm das Laster verhaßt geworden. Und das Beispiel der jungen, bösgesinnten Gräfinnen hatte es ihm noch in einem häßlicheren Lichte gezeigt. Da er aber das Gute nicht blos lieben, sondern auch üben wollte, so suchte er jetzt Unglückliche und Gebrechliche auf und tröstete und unterstützte sie auf alle Weise. Als er auch einst einen Blinden auf einem Spaziergange schützend begleitet und einen Lahmen in seine Herberge geführt hatte, und jetzt mit sich selbst zufrieden im Schatten eines Eichenhains nach Hause wandelte, fand er folgende Schrift mit goldenen Buchstaben in einem Baumstamm gegraben:

Du hast dein Schicksal überwunden,
Vor deinem Schöpfer Gnad' gefunden.
Durch einer Salbe Zauberkraft
Sei die Gesundheit dir verschafft!
Es wird Korine sie dir reichen,
Durch sie wird dein Gebrechen weichen,
Denn zart ist deiner Schwester Hand
Im Wohlthun überaus gewandt.

Wie versteinert stand Kaliban, und las diese Worte. Sie schienen ihm ein Geheimniß, und doch ganz klar. Denn er erinnerte sich nun plötzlich, daß seine Zunge durch die Wirkung einer Salbe gelöset worden war. — Er zog seine Schreibtafel heraus, schrieb die Verse ab und theilte nun Alles Korinen mit. Diese ergriff sogleich die Salbe und bestrich damit Stirne, Brust und Hände des armen Knaben. Sofort schwanden die Gebrechen und als ein schön gestalteter Jüngling stand Kaliban vor ihr. Da gewahrte Korine mit Entzücken, daß es ihr verschwundener Bruder sei. Mit dem Ausruf: „Ach, mein Bruder! meine geliebte Schwester!“ sanken sie sich wonnetrunken in die Arme.

Die Freude, die diesem gegenseitigen Erkennen folgte, war unbeschreiblich. Vor Allem aber eilten nun die Geschwister zu Korinens treuer Freundin, sie von diesem glücklichen Ereigniß zu benachrichtigen. — Sie lächelte bedeutsam und sprach: „Damit ihr Maß haltet in eurem Jubel, gestatte ich euch einen Blick in euer väterliches Haus.“ Mit diesen Worten nahm sie einen Spiegel und ließ sie hineinsehen. „Erkennet hieraus,“ setzte sie hinzu, „die Folgen eines ungemessenen Stolzes und einer schlechten Erziehung.“ — Die Geschwister bemerkten mit Entsetzen, wie ihr väter=

liches Haus von Fremden bewohnt wurde, und ihre Eltern und Schwestern in einer vom Dorfe entlegenen kleinen Meierei wohnten, die ihnen allein von der ehemaligen Grafschaft übrig geblieben, da solche nun im Besitz der Gläubiger war. — Die jungen Gräffinnen lagen kraftlos auf einem schlechten Lager, und schienen eben im Todeskampf zu liegen.

Von Entsetzen bei diesem Anblick ergriffen, wollten die Geschwister sogleich davon eilen, ihre Familie zu besuchen. Da sprach die Frau kopfschüttelnd:

„Sachte, sachte! Lasset euch nicht zu sehr von eurem Schmerze beherrschen. — Ueberleget vorher, auf welche Art ihr das Thal verlassen wollet, da es keinen Ausgang hat, und von hohen Bergen umschlossen ist.“

„Ach,“ riefen sie aus, „wir wollen sie erglimmen und zu Fuße dahin gehen!“

„Da möchtet ihr wohl zu spät kommen, meine Kinder; denn eure Schwestern werden diesen Tag kaum überleben.“

„O, so schaffet Rath, liebe Frau, wie wir auf anderem Weg dahin gelangen können!“

„Nun, wir wollen sehen,“ sagte sie, und verließ das Zimmer.

Die Geschwister hörten jetzt von Außen ein kleines Händeklatschen, und bald darauf ließ sich ein seidener Luftball vor dem Hause nieder, in dessen Gondel ein gewandter Führer saß, der die jungen Leute sogleich einsteigen hieß. — Sie nahmen vorher zärtlichen Abschied von der alten Frau, die ihnen einen Beutel mit Geld in die Hand drückte. „Ihr werdet es brauchen können,“ sagte sie, und ertheilte ihnen zugleich ihren Segen.

Ueber Berg und Thal flogen die besorgten Geschwister nun davon. Sie sahen Städte, Dörfer und Flüsse unter sich, bis sie endlich auch ihre ehemalige Grafschaft erblickten. Wie klein war doch dieses Fleckchen Erde, auf welches ihre Eltern so stolz waren! Jetzt senkte sich der Luftball vor der Meierei herab. Die Geschwister stiegen aus und klopften an der kleinen Thüre, voll banger Erwartung. Ein alter Diener des Hauses, der einzige, welcher der Familie von der vormaligen zahlreichen Dienerschaft treu geblieben war, öffnete. Er erkannte die Geschwister nicht sogleich, so vortheilhaft hatten sie sich im Laufe der Jahre verändert; als sie sich ihm aber entdeckten, konnte er sich kaum fassen vor Freude, und wollte schnell zurückeilen, ihre Ankunft den Eltern zu melden. Doch sie baten ihn sehr, es mit Vorsicht zu thun, damit die Ueberraschung keine nachtheiligen Folgen für sie haben möchte; denn längst schon hielten Alle den Sohn für todt, weil man in so langer Zeit nichts von ihm gehört hatte. Der treue Diener befolgte diese Warnung und bereitete Vater, Mutter und die kranken Schwestern mit aller Vorsicht auf das Wiedersehen vor. Um so belebender war aber auch jetzt das Entzücken der Eltern, als sie ihre so lang entbehrten Kinder wieder in ihre Arme schlossen. — Die jungen Gräfinnen waren schon den Pforten des Todes zu nahe, um noch Gefühle der Freude äußern zu können. — Bald schlossen sich ihre lebensmüden Augen für immer. — Ohne allen Prunk wurden ihre Leichname zur Erde bestattet, und keine Thräne der Liebe oder des Mitleids folgte von den Bewohnern des Ortes ihnen nach. — Auch die Eltern fanden reichlichen Ersatz für diesen Verlust durch zwei

würdige Kinder, die sich eifrig bemühten, sie zu trösten und ihnen das Leben angenehm zu machen. —

So lange der Geldvorrath dauerte, den die Geschwister mitgebracht, ging Alles gut. So wie er aber verbraucht war, fingen auch die Sorgen wieder an. Da sagte eines Tages der Vater zu seinem Sohne:

„Ich sehe nun ein, wie eitel und vergänglich die Güter und Ehren dieser Welt sind, wenn sie nicht auf Einsicht, Vernunft, Geschicklichkeit und Tugend gebaut sind. Als Kind hatte man mir schon Eigendünkel auf körperliche Vorzüge, Stand und Güter eingeflößt; dagegen lernte ich nie die edlen, geistigen Güter und Schätze des Lebens kennen. Ich habe mir demnach keine Eigenschaften erworben, die der Vergänglichkeit widerstehen, und mir im Unglück hätten Trost gewähren können. So lang ich reich und angesehen war, hatte ich Verehrer und Tischfreunde in Menge, und Alles beugte sich vor meinem Grafenstand. Liebe fand ich nirgends. Und kaum bemerkte man den Verfall meines Vermögens, das ich durch unberechneten Aufwand verschwendete, so zog man sich von mir zurück, und Niemand wollte sich meiner Geburt, meines Ranges und Standes erinnern. Das nagte tief an meinem Herzen. Doch auch während meines Wohlstandes war ich nicht glücklich. Mein rastloser Ehrgeiz ließ mir keine Ruhe. Bald erzeigte man mir nicht Ehre genug, bald zog man sich scheu vor meinem Stolze zurück, bald bemerkte ich, wie geist- oder kenntnißreiche Personen mich mit Blicken der Geringschätzung betrachteten, obgleich sie weit unter meinem Stande waren. — Gern hätte ich oft Gelehrte und Künstler um mich versammelt, um mir den Schein

der Gelehrsamkeit zu geben; allein die vornehme Herablassung, mit der ich sie behandelte, gefiel ihnen nicht, und sie mieden mein Haus, da sie ihr eigenes Verdienst besser zu würdigen wußten. — So stand ich nie im Bunde mit edlen Männern, die mein Herz erfrischten und meinem Verstande neue Bahnen zeigten. In starren Vorurtheilen gefangen, vergaß ich die Welt, und sie vergaß mich. — Daher wünsche ich nun, mein Sohn, daß du dich bemühest, dir reiche Kenntnisse zu erwerben. Besuche eine Hochschule und wende alle deine Kräfte an, Vieles zu lernen, damit du dir auf dieser Bahn Ehre erwirbst, die ich vergeblich auf einem falschen Wege suchte. Deine Schwester wird uns während deiner Abwesenheit das Leben versüßen. — Vielleicht gelingt es dir durch angestrengten Fleiß, in der Folge unser Haus wieder empor zu bringen, damit es durch deiner Eltern Schuld nicht schimpflich erlösche."

Der Sohn versprach's mit Freuden; denn der Wunsch seines Vaters stimmte mit seinen innern Gesinnungen überein. — Er bereitete sich sofort zur Abreise vor. Nur die Mittel, die ihm zum Beginne und zur Fortsetzung seiner Studien nöthig waren, machten ihm schweren Kummer. Und doch wollte er ihn seinen Eltern nicht anvertrauen. Diese aber waren bereits von der gleichen Sorge beunruhigt und besannen sich auf Abhilfe. Sie hatten noch jene mit Brillanten besetzten Ringe übrig, welche ihre verstorbenen Töchter ihnen von der Reise aus Korinens Thale mitgebracht hatten. Sie mochten wohl etliche hundert Thaler werth sein, die bei hinlänglicher Einschränkung und Anspruchslosigkeit wohl für einige Studienjahre hinreichen konnten; aber es wurde dem guten Sohne schwer,

sie anzunehmen, und so die letzten Kostbarkeiten seiner Eltern zu veräußern. Er legte sich sorgenvoll schlafen. Bald wurde er aber durch eine ungewöhnliche Erhellung seines Zimmers wieder geweckt. Brillantenfeuer erleuchtete die Wand und es stand darauf in schwarzem Grunde:

Mit Sorgen sollst du dich nicht quälen,
Es wird am Gelde dir nicht fehlen
So lang du es mit Vorsicht brauchst. —
Der Beutel wird nach deinem Willen
Sich täglich neu mit Münze füllen,
Wenn du sie wendest würdig an.

„O das will ich!" rief der Jüngling, und sprang von seinem Lager auf, den Beutel zu holen, der an der glänzenden Wand hing und mehrere Goldstücke enthielt. Die Diamantringe aber waren verschwunden. — Phanor, welcher vermuthete, daß seine unbekannten Wohlthäter vielleicht nicht wünschen, daß er dies Geheimniß entdecke, verbarg es sogar seiner Schwester, gegen die er doch das vollkommenste Vertrauen hegte. —

Während des jungen Grafen Abwesenheit trug sich nichts Besonderes im elterlichen Hause zu. Korine führte die kleinen Haushaltungsgeschäfte mit Fleiß und Einsicht, so daß es bei dem spärlichen Einkommen doch nie am Nöthigsten fehlte; und da sie durch ihre Freundlichkeit und Demuth alle Herzen der Dorfbewohner zu gewinnen wußte, so beeiferten sie sich, ihr auch thätige Beweise ihrer Liebe und Hochachtung zu geben. Sie brachten ihr die schönsten Früchte und Gemüse zum Geschenke, auch Butter, Eier, Schmalz und Geflügel, und da der Graf gar herablassend und freundlich sich mit den Bauern unterhielt, ja

sogar seinen Dank für die erhaltenen Geschenke aussprach, so gewannen sie wieder Zutrauen zu ihrer vormaligen Gutsherrschaft, und gaben ihr davon die sprechendsten Beweise, ohne darum weniger Hochachtung gegen ihren Stand zu bezeigen. Der Graf bedauerte nun sehr, daß er die guten Menschen erst jetzt so genau erkennen lernte. „Ach!" seufzte er, „wie viel glücklicher hätte ich in meinem Wohlstand sein können, wenn ich diese Leute besser zu würdigen gewußt hätte! Wir wären dann mit treuem Segen umgeben gewesen, statt mit falschen Freunden und Tischgenossen, die uns im Elend verließen und verachteten. Möchten wir doch," setzte er hinzu, „jemals wieder im Stande sein, ihnen zu bezeigen, daß weder Reichthum noch Geburt uns mehr von ihnen trennen soll!" — Da vernahmen der Graf und die Gräfin aus unsichtbarem Munde folgende Worte:

„Ist's euer Ernst, Wort zu halten,
So lasset euer Schicksal walten;
Es führet oft auf rauhen Wegen
Dem bessern Menschen Glück entgegen."

Voll Erstaunen lauschten sie nach allen Seiten, und konnten sich das Wunder nicht erklären! Nur Korine lächelte unbemerkt und schöpfte daraus Hoffnung für das Wohl ihrer Eltern.

Indessen hatte der junge Graf seine Studien mit allem Fleiße fortgesetzt. Nur selten fehlte es ihm an baarem Gelde; denn so lange er es zum Guten anwendete, war der Beutel immer gefüllt; sobald er es aber auf irgend eine Weise mißbrauchen wollte, so blieb er leer, und zwar so lange, bis Phanor irgend eine gute Handlung begangen

hatte, die jenen Fehler aufwog. Aber nie fand er Münze im Ueberfluß darin. Dadurch sollte er die Kunst lernen, Maß und Ziel zu halten mit den Ausgaben, und dieselben nur auf das Nothwendige zu beschränken.

Nach vier gut angewendeten Jahren kehrte der Jüngling zurück, reich mit schönen und nützlichen Kenntnissen ausgestattet. — Seine Eltern empfingen ihn mit Liebe und voll Hoffnung, daß er nicht nur seinem Mitmenschen nütze, sondern auch den alten Glanz des Hauses wieder herstelle.

Bisher war das gräfliche Schloß, das durch Verkauf in andere Hände übergegangen war, blos von einem Verwalter bewohnt worden. — Jetzt aber war plötzlich die Gutsherrschaft selbst erschienen. Sie wollte ihre Ankunft durch ein Fest feiern, wozu auch der alte Graf und seine Familie geladen wurden. Doch Ersterer sah darin große Demüthigung, daß er in einem Hause als Gast erscheinen sollte, in dem er und seine Vorfahren vorher als Gebieter geherrscht hatten. Ohne ihre Einwilligung sogleich zu geben, beriethen sie sich über diese sonderbare Einladung und waren noch immer unschlüssig, ob sie dieselbe annehmen sollten oder nicht, als sie eine Stimme hörten, welche sprach:

„Ich rathe euch, sie anzunehmen
Und den Besuch nicht abzulehnen;
Er wird euch nur zur Ehr' gereichen
Ihr findet dort nicht Euresgleichen."

Das Elternpaar sah sich verwunderungsvoll nach Thüren und Fenstern um, woher die Stimme wohl kommen möchte, doch ohne etwas entdecken zu können. Aber die

Geschwister nickten lächelnd einander zu, und überredeten jetzt unbesorgt ihre Eltern, die Einladung anzunehmen. — Nun fehlte es aber an der nöthigen Kleidung, um standesgemäß zu erscheinen. Sie berathschlagten sich eben darüber, als zwei Postpacker einen großen Koffer mit der Adresse des Grafen überbrachten. — Dieser war nicht wenig erstaunt, und befahl sogleich, daß er geöffnet würde. Er war mit Wäsche und schönen Kleidungsstücken für jedes Mitglied der Familie gefüllt; auch war ein Kästchen dabei, voll kostbaren Schmuckes. „Solche Pracht paßt nicht für unsere gegenwärtige Lage," sagte der Vater, und setzte es bei Seite. Kaum hatte er aber die bescheidenen Worte ausgesprochen, als die Diamanten verschwanden, und das Kästchen sich dafür mit Goldstücken füllte. Als aber der junge Graf dies bemerkte, machte er schnell den Deckel zu, damit seine Eltern nicht zu sehr von dem Zauber des Goldes geblendet werden möchten. Ach, wie sehr freuten sich die Geschwister, daß nun endlich wieder den Eltern eine schönere Zukunft bevorstehe.

Der festliche Tag war erschienen, und die gräfliche Familie stand eben im Begriff, sich nach dem Schlosse zu verfügen, als ein kostbarer Wagen mit schön gekleideten Dienern vorfuhr, sie abzuholen. Des alten Grafen Herz schlug vor Freude, sich nach so langer Zeit wieder in standesmäßiger Herrlichkeit zeigen zu können. Doch sah er dabei nicht mehr mit Stolz auf die Vorübergehenden, wie früher, sondern er grüßte sie freundlich und wohlwollend.

Am Eingang des Schlosses wurde die Familie von reich gekleideten Dienern empfangen, die sie in einen Saal

führten, wo schon mehrere Herren und Damen versammelt waren, von denen sie gar freundlich und zuvorkommend empfangen wurden. Sie erkannten kaum mehr die Räume und Zimmer ihres Schlosses, denn Alles zeigte jetzt von Wohlstand und Geschmack, ohne stolzen Prunk und Luxus zur Schau zu tragen.

Nachdem Alle versammelt waren, öffneten sich die Seitenthüren, und eine Dame von hoher Schönheit trat herein; sie war einfach und zierlich gekleidet und trug einen Perlenstab in der Hand. Sie war von jungen Mädchen umgeben, welche Korine freudig für ihre ehemaligen Freundinnen im schönen Thale erkannte; sie wäre gern sogleich in ihre Arme gestürzt, — wenn sie nicht Scheu vor der fremden Dame getragen hätte. Ach, dachte sie bei sich selbst, möchte ich doch nun auch bald meine alte, gute Pflegemutter wieder finden, die ich noch täglich vermisse, und die mich durch ihren Umgang und ihre Lehren so glücklich gemacht hat.

Die Fremde empfing die gräfliche Familie freundlich und sprach: „Ihr werdet mich entschuldigen, daß ich euch gegen alle Landessitte nicht zuerst einen Besuch abstattete; allein wir Feen haben Gesetze, die uns nicht erlauben, den Sterblichen mit solchen Höflichkeiten zuvor zu kommen. Ich bin," setzte sie hinzu, „die Schicksalsgöttin Melusine, und mein Geschäft ist, das Schicksal der Sterblichen zur Besserung ihrer Seele zu lenken. Und obgleich meine Macht und mein Wissen nicht unumschränkt sind, indem auch ich einem höhern Schicksal unterworfen bin, so ist es mir doch vergönnt, in die Vergangenheit und Zukunft zu blicken. In dieser, Graf, sah ich für Euch und Euere

Familie nur den Verfall, wenn Ihr bei Euern frühern Gesinnungen und Handlungen fortwährend beharrtet. Nur widrige Schicksale konnten Euch zur Erkenntniß des Bessern bringen und Ihr habt die Probe glücklich bestanden. In Euern beiden hier gegenwärtigen Kindern sah ich früh schon Keime des Guten liegen und nahm sie daher unter meinen besondern Schutz. Eure zwei ältern Töchter wären bei ihren verdorbenen Herzen stets eine Geißel der Menschheit geblieben, daher entzog sie eine höhere, weise Vorsehung der Welt, auf welcher sie nicht genützt, nur geschadet haben würden."

Hierauf wendete sich die Fee zu Korine und ihrem Bruder. „Erkennet," sprach sie, „in mir jene alte Frau, die ihr als eure Pflegemutter liebtet, und die auch euch mit mütterlicher Zärtlichkeit zugethan war. Alles Wunderbare, das euch von Jugend auf begegnete, und zu eurer Erkenntniß und Besserung diente, geschah durch meine Veranlassung. Seid auch ferner meiner Huld gewiß, so lange ihr auf dem Wege der Tugend wandelt; jedes Abweichen davon wird euch aber neuen, trüben Schicksalen entgegen führen."

Als die Geschwister diese Worte vernahmen, stürzten sie nieder zu den Füßen ihrer Wohlthäterin, und ergossen sich in zärtliche Danksagungen und Bitten um ihre fernere Liebe. —

Jetzt wendete sich die Fee wieder zu dem ältern Grafen und sprach: „Ich bin es, die Eure Grafschaft erstanden hat, doch nur in der Absicht, sie Euch schuldenfrei zurückzugeben, was dieses Papier hier Euch bestätigen wird." Sie übergab ihm zugleich eine Pergamentrolle

und setzte hinzu: „Ihr werdet darin eine Bedingung finden, die vielleicht Eure Eigenliebe etwas kränken wird, aber es ist mir nur erlaubt, Guten Gutes zu thun. Verfallet Ihr oder Eure Kinder wieder in ehemalige Fehler, — so ist das Land für Euch und Eure Nachkommen auf immer verloren. Je mehr Ihr aber an Güte des Herzens, an Demuth und Bescheidenheit zunehmet, desto mehr werden Eure Güter an Größe und Wohlstand gewinnen, und erst im höchsten Alter werdet Ihr dann, von Euern Untergebenen geliebt und gesegnet, das Zeitliche verlassen, um höheren Gütern entgegen zu eilen."

Hierauf richtete die Fee das Wort an den jungen Grafen und sprach: „Ihr werdet wohl thun, erst Euerm Vaterlande nützliche Dienste zu leisten, ehe Ihr Euch hier dem ruhigen Landleben widmet. — Und du, meine junge Freundin," sagte sie zu Korinen, „wirst die Pflegerin deiner Eltern bleiben, bis ein dir bevorstehendes glückliches Schicksal dich ihnen entziehen wird. Besuche mich indessen fleißig in meinem einsamen Thale, in dem auch du dich so zufrieden gefühlt hast. Das Schloß Lusignan, das du schon bewohntest, und wo du auch mich treffen wirst, ist stets zu deiner Aufnahme bereit. Du wirst daselbst dieselben Personen, die mich hier umgeben, und die meinen Hofstaat bilden, wieder finden. — Auch," setzte sie lächelnd hinzu, „wird das luftige Fahrzeug, das dir schon früher Dienste geleistet hat, dir, so oft du es wünschen wirst, zu Gebote stehen. Ich hoffe, du wirst mich unter meiner jetzigen Gestalt nicht weniger als in meiner vorigen lieben, da die Seelen sich ja unter jeder Außenseite gleich bleiben, und ihren Werth oder Unwerth behalten. Ich verwandle

meine äußere Erscheinung, wenn ich Andern dadurch im Stillen nützen kann."

Die Fee verschwand bei diesen Worten mit sammt ihrem Gefolge. — Da aber alle Vorbereitungen schon zu einem großen Feste getroffen worden waren, und sich in Küche und Keller Lebensmittel in Menge befanden, so ließ der Graf die Einwohner seines nun wieder erlangten Gutes einladen, und nahm auch selbst mit seiner Familie Theil an den Feierlichkeiten. Er war dabei gütig, ohne stolze Herablassung, und freundlich, ohne es zum Schein zu sein. Dagegen wurde er aber auch von nun an, da er sich in seinem Verhalten immer gleich blieb, von allen seinen Untergebenen geliebt und geehrt, wie nie zuvor. — Seine ehemaligen Freunde, die ihn im Unglück verlassen hatten, lud er nicht mehr zu sich. Dagegen suchte er Verbindung mit wahrhaft treuen, edlen und gebildeten Freunden, ohne Rücksicht auf Rang und Stand. „Ja," sagte er oft zu seinen Enkeln: „bewahret euch ein reines Herz, voll Liebe zu Gott und Menschen! dann trägt ihr den besten Adel in eurer Brust, dessen Wappen nie erlöschen wird."

Das Goldmännchen.

Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, hatten die schlimme Gewohnheit, neugierig und plauderhaft zu sein. Ging etwas in ihrer Familie vor, das man verborgen halten wollte, so ruhten sie nicht eher, bis sie im Besitze des Geheimnisses waren, das sie dann sofort ausplauderten. Ebenso machten sie es, wenn sie zuweilen Unterredungen ihrer Eltern oder Anderer beiwohnten. Man wollte sie anfänglich, ehe man sie genauer kannte, nicht davon ausschließen, theils weil man sie noch für zu jung hielt, als daß sie sehr darauf achten würden; theils weil man sie für besser hielt, als sie wirklich waren. Aber man irrte sich darin sehr! Denn kaum hatten die jungen Schwätzer etwas von Wichtigkeit vernommen, so gingen sie, es ihren Schulkameraden oder den Dienstboten des Hauses wieder zu erzählen; wobei sie noch Manches auf eigene Faust hinzusetzten. Wir können uns leicht denken, daß dadurch gar viele Verdrießlichkeiten in der Familie hervor=

gerufen wurden. Die Folge davon war, daß diese plauderhaften Kinder sich endlich von allem Umgang mit ihren ehemaligen Bekannten ausgeschlossen sahen, und Niemand mehr etwas mit ihnen zu schaffen haben wollte. Aber statt sich durch diese schlimme Erfahrung zu bessern, trieben sie ihre Klatschsucht nur um so ärger in ihrem väterlichen Hause. Leider waren die Eltern in ihrer übergroßen Liebe zu den Kindern zu schwach, um ihnen mit Ernst entgegenzutreten; sie beschränkten sich vielmehr nur darauf, ihre Angelegenheiten mit möglichster Vorsicht und in Abwesenheit ihrer Kinder zu besprechen.

In dieser Familie ging eine Sage, welche aber die Eltern mit ängstlicher Sorgfalt vor ihren Kindern geheim hielten. Als nämlich, so lautete die Sage, vor alten Zeiten die Länder dieser Gegend viel durch beständige Kriege litten, hatten mehrere Familien, ihr Habe zu schützen, es in Waldungen vergraben, welche die Stadt umgaben. Als sie es aber in den darauffolgenden Friedenszeiten wieder zu sich nehmen wollten, konnten sie es nicht mehr finden, und Jedermann glaubte, daß es die Erdgeister in Besitz genommen hätten, denen es nur durch gute Kinder, die weder *plauderhaft* noch *neugierig* wären, entrissen werden könnte.

Eines Abends unterhielten sich die Eltern, deren Vorfahren ihre Kostbarkeiten aus gleichen Gründen in jenem Wald verborgen hatten, über diese Sage. Sie glaubten, ihre Kinder lägen bereits im tiefen Schlafe; allein sie täuschten sich; dieselben lauschten vielmehr in ihren Betten auf jedes, wenn auch noch so leise gesprochenes Wort. Ehe sich ihre Augen zum Schlafe schlossen, wußten sie bereits, daß im nächsten Walde ein Familienschatz ver=

borgen liege, der nur von Kindern ihres Hauses gehoben werden könnte; daß aber diese Kinder weder **neugierig** noch **plauderhaft** sein dürften, davon hatten sie nichts vernommen. Ihr Herz hüpfte vor Freude, denn sie waren entschlossen, den Schatz ohne Wissen ihrer Eltern zu heben. Freilich fiel es ihnen sehr schwer, ihr Vorhaben geheim zu halten und nicht allen Leuten auszuplaudern.

Als nun eines Tages die Eltern schon früh Morgens ausgegangen waren, packten die Kinder Obst und Brod in ein Körbchen und begaben sich auf Gerathewohl in den Wald, ohne ein besonderes Wahrzeichen zu haben, wo sie den vermutheten Schatz finden sollten. Sie unterhielten sich unterwegs immerwährend davon und bauten schon große Luftschlösser, wie sie ihn zu ihrem Vergnügen anwenden wollten. Dabei gingen sie immer auf gut Glück in dem Dickicht fort, das gar kein Ende nehmen wollte, und noch immer keinen verborgenen Schatz anzeigte. Schon fing es an, dunkel zu werden, und lange Schatten verbreiteten sich rings umher; sie schienen zu leben und die Kinder zu verfolgen, was diesen ganz unheimlich vorkam. — Die Geschwister suchten ihnen zwar zu entfliehen, allein vergebens! Endlich fingen die Schattenbilder sogar an, zu sprechen und riefen den Geängsteten zu:

„Wir sind neugierig, euch zu kennen,
D'rum sollt ihr uns die Ursach' nennen,
Die euch bei so dunkler Nacht
Hierher in diesen Wald gebracht.“

„Ach, wir dürfen sie nicht sagen,“ riefen die Kinder ängstlich, „sonst ist der Schatz verloren!“

„Nun habt ihr es ja doch gesagt! Ha, ha, ha!“ riefen die Schatten. „Jetzt wollen wir auch sogleich gehen, euer Geheimniß zu verbreiten, damit alle Erdgeister, die den Schatz bewachen, von eurem Vorhaben Kenntniß erhalten. Gefällt euch unser Verfahren aber nicht, so denkt nur, daß ihr es auch nicht anders im Hause eurer Eltern getrieben habt.“

Die Geschwister waren durch diese Drohung sehr in Sorge gebracht und bemühten sich, aus dem Dickicht zu kommen; allein sie konnten keine gebahnte Straße finden, und mußten ihren Weg auf Geradewohl fortsetzen. Indessen war es finstere Nacht geworden; nur der Mond schien schräg durch die hohen Bäume, wodurch allerlei seltsame Schattenbilder entstanden; doch zeigten sie kein Leben, sondern blieben stumm und unbeweglich an ihrer Stelle. — Dadurch wieder etwas beruhigt, fingen die Kinder an, zu überlegen, was sie nun weiter beginnen sollten, da es für diese Nacht unmöglich war, an eine Rückkehr zu denken; auch fühlten sie Hunger und Durst, indem sie lange schon nichts zu sich genommen hatten. Glücklicherweise vernahmen sie in der Nähe das Gemurmel einer Quelle. Sie eilten darauf zu und löschten ihren Durst; dann streckten sie sich auf das weiche Moos. Angst und Furcht verscheuchte den Schlaf aus ihren Augen. Da schlug die Mitternachtsstunde. — Zugleich stieg eine Flamme aus dem feuchten, mosigen Boden empor, und heraus sprang ein Zwerglein mit kohlschwarzem Gesichte. Es war mit einem dunkelrothen Mäntelchen angethan, und hatte eine spitzige, schwarze Mütze auf dem Kopf. Der kleine Mann hielt eine Pfanne über das Feuer und einen

Kochlöffel in der Hand, mit dem er einen Brei rührte und dabei singend um die Flamme tanzte.

„Goldmännchen heiß' ich,
Ein Geheimniß weiß ich;
Aber ich verrath' es nicht
Bis euer Mund das Schweigen bricht."

So sehr auch die vorwitzigen Kinder über das, was sie sahen, erschrocken waren, gaben sie sich doch gegenseitig durch Zeichen zu verstehen, daß wahrscheinlich hier der gesuchte Schatz vergraben sei. Aber sie hatten nicht das Herz, einen Laut von sich zu geben, so lange sie nicht wußten, was das Männchen gegen sie im Schilde führe. Aber dies fuhr fort, zu tanzen und zu singen:

„Ich rühr', ich rühr' den süßen Brei
Doch ein Geheimniß ist dabei —
Und das werd' ich nicht sagen
Bis man mich wird befragen."

Als die Kinder diese Worte hörten, konnten sie ihrer Neugier nicht länger widerstehen und fragten: „Nun, worin besteht denn dein Geheimniß, wenn man es wissen darf?" Und sogleich erwiederte das Goldmännchen:

„Hier unten liegt ein Schatz begraben,
Den möchtet ihr wohl gerne haben —
Doch wer ihn will, muß stets besiegen
Klatschsucht, Vorwitz und das Lügen."

„O wir sind weder vorwitzig, neugierig, noch lügenhaft," riefen die Geschwister ermuthiget; „ihr könnt uns

also schon vertrauen!" — Aber Goldmännchen, ohne auf ihre Rede zu achten, fuhr fort, zu tanzen und zu singen:

„Ich rühr', ich rühr' den süßen Brei,
Sitzen die Geister all' dabei:
Doch wer will thun nach ihrem Willen,
Muß sich den Mund mit Brei anfüllen.
Auch muß er schweigen mäuschenstill,
Wenn er den Schatz erheben will."

„O, wenn es blos darauf ankommt," sagten die Kinder vergnügt, „so können wir dies Verlangen leicht erfüllen, denn uns gelüstet ohnehin nach warmer Speise. Und plauderhaft sind wir gar nicht." Zugleich näherten sie sich dem feuerrothen Zwerglein, das sie mit blitzenden Augen ansah und sprach:

„So öffnet denn den Mund zum Schlucken
Doch ohne viel herum zu gucken;
Und gibt Eins einen Laut von sich —
Behalte ich den Schatz für mich."

Zugleich füllte das Männchen den Löffel mit heißem Brei, und gab den Kindern zu kosten. Da aber der Brei sehr heiß war, so verbrannten sie sich die Lippen und sie heulten und jammerten vor Schmerz. Da verschwand das Zwerglein sammt dem Feuer vor ihren Augen.

Jetzt machten sich die Geschwister bittere Vorwürfe, den Schmerz nicht stillschweigend ertragen zu haben. Statt aber nun von ihrem Vorhaben abzustehen, wurden sie nur begieriger darauf und beschlossen, nicht eher von der Stelle zu weichen, bis sie den Schatz in Besitz haben würden. Auch gelobten sie sich, keine Sylbe bei Erhebung des=

selben auszusprechen, es möge ihnen dabei begegnen, was da wolle.

Sie warteten stillschweigend, bis die Mitternachtsstunde völlig vorüber war. Doch ehe es noch Ein Uhr schlug, zeigte sich an der vorherigen Stelle wieder eine kleine Flamme, die bald aufloderte, bald verlosch. Die Kinder gaben sich jetzt durch Zeichen zu verstehen, daß sie hier nachgraben wollten, da das Zwerglein, das nicht zugegen war, sie nicht daran hindere. Als sie sich aber dazu anschickten, bemerkten sie erst, daß sie weder Schaufel noch Hacke hatten. Ihr ganzes Werkzeug bestand in ein paar Taschenmessern, die sie bei sich führten. — Sie benützten dieselben so gut als möglich; glücklicherweise war das Erdreich an dieser Stelle so locker, daß sie es mit bloßen Händen hinwegräumen konnten. Und da ihnen dies Muth machte, gruben sie so eifrig, daß sie bald tief in den Boden drangen und hier wirklich auf Metall stießen. Freudig untersuchten die kleinen Schatzgräber den Gegenstand und entdeckten einen kupfernen Topf. Jobst, so hieß der Knabe, nahm eiligst den Deckel hinweg, und da jetzt blinkende Goldstücke und blanke Silbergefäße daraus entgegen schimmerten, konnte sich Ulrike vor Entzücken nicht mehr fassen, und rief unwillkürlich aus, indem sie die Hände freudig erhob: „O, welcher Reichthum, welche Pracht!" Doch kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sich der Topf mit Feuerflammen füllte, die Anfangs wirbelnd sich herum drehten, allmählig aber erloschen, und statt des Goldes und Silbers einen Haufen Tannenzapfen zurückließen. — Da wurde Jobst so böse über die Schwatzhaftigkeit seiner Schwester, daß er zornig ausrief: „So wollte

ich doch, daß die Tannenzapfen dir an Nase, Mund und Ohren hingen." Kaum hatte er aber diesen Wunsch ausgesprochen, so hüpften die Tannenzapfen aus dem Topfe und hingen sich an Nase, Mund und Ohren des armen Mädchens. Als Ulrike dies bemerkte, wollte sie verzweifeln, und machte sogleich den Versuch, sie gewaltsam abzureißen; allein sie waren so fest mit dem Fleische verwachsen, daß es ihr unmöglich war, und sie nun in lautes Weinen und Jammern ausbrach. Jobst versuchte sie zu trösten, — doch umsonst! Sie stieß ihn von sich und rief in ihrem Zorne aus: „So wollte ich doch gleichfalls, daß dir alle noch übrigen Tannenzapfen am Leibe hingen!" Auch dieser Wunsch war sogleich erfüllt: vom Kopfe bis zum Fuß war Jobst mit Tannenzapfen bedeckt. Schon wollte er seine Schwester mit Schmähungen überhäufen, als sich eiligst eine Schaukel vor ihm niederließ. Die Neugier besiegte plötzlich den Unwillen der Kinder. Sie nahten sich ihr, und besichtigten sie von allen Seiten. Und da zwei schöne Sitze darin angebracht waren, so konnten sie der Versuchung nicht widerstehen und setzten sich hinein. Aber kaum war es geschehen, als sich die Schaukel mit ihrer Last hoch in die Luft erhob und über Berge und Thäler hinweg flog, bis sie sich endlich auf dem Marktplatz einer großen Stadt niederließ. Hier setzte sie sich von selbst in Bewegung, und dies mit solcher Schnelligkeit, daß den Kindern beinahe der Athem ausblieb. Dies wunderliche Schauspiel zog eine Menge Neugieriger herbei, die sich besonders an der seltsamen äußeren Erscheinung der Geschwister ergötzten. Andere riefen: „Was dies doch für neugierige, plauderhafte Kinder sein müssen, daß sie also bestraft wer-

den! Auch haben sie einen Schatz verloren, weil sie nicht schweigen konnten. Da heißt es: der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Auch bestraft sich das Unrecht von selbst. Sie haben lange Andern durch ihre Neugier und Schwatzhaftigkeit geschadet, bis sie endlich selbst in die Falle gegangen sind. Nun, wir wünschen gute Besserung!" sagten die Meisten lachend, indem sie sich entfernten.

Als die Geschwister diese Worte hörten, konnten sie nicht begreifen, woher man sie an einem fremden Orte so genau kannte. Allein die Schuppen der Tannenzapfen hatten sich in goldene Buchstaben verwandelt, die den Zuschauern das ganze Geheimniß enthüllten. — Nachdem nun die Unglücklichen längere Zeit in dieser peinlichen Lage zugebracht hatten, bemerkten sie mit Freude, daß die Schaukel sich allmählig wieder in die Luft erhob und mit Blitzesschnelle dem Walde zuflog und sich an der alten, wohlbekannten Stelle niederließ. Als die Geschwister ausgestiegen waren, verschwand die Schaukel. — In ihrem bezauberten Zustand wagten sie es nicht, in ihre Vaterstadt zurückzukehren, da sie den Einwohnern nur ein Gegenstand des Spottes und Gelächters gewesen wären. Und hier, in dem dichten Walde, konnten sie nicht bleiben, weil es ihnen an Nahrung fehlte. Sie suchten wohl Anfangs durch Wurzeln und Beeren ihren Hunger zu stillen, aber was sollten sie anfangen, wenn der rauhe Winter käme! Sie konnten diesen Gedanken kaum ertragen. „Ach," klagten sie, „hätten wir doch niemals den Einfall gehabt, einen Schatz heben zu wollen!" — „Und hätten wir nicht unsere Eltern behorcht," setzte Jobst hinzu, „so würden wir nichts

davon gewußt haben, und wären auch nicht in Versuchung gekommen, ihn heben zu wollen. Nur unsere Neugierde ist die Quelle unseres Unglücks."

„Auch war es nicht recht," sagte Ulrike, „daß wir uns ohne Vorwissen unserer Eltern entfernten."

„Wärest du aber nicht so schwatzhaft gewesen," bemerkte Jobst, „und hättest stillschweigend den Schatz gehoben, so hätten wir doch jetzt einigen Ersatz."

„Und wer wünschte mir denn die Tannenzapfen an Mund und Nase? — das war keine brüderliche Liebe," grollte Ulrike.

„Hättest du stille geschwiegen, Schwester Plaudertasche, so wäre Alles anders gekommen. Wir dürfen einander keine Vorwürfe machen; wir haben beide gefehlt und müssen also unser Schicksal mit Geduld ertragen."

„Vielleicht," seufzte Ulrike, „könnte noch Alles gut gehen, wenn wir unsere Fehler ablegen würden."

„Sie hier im Walde abzulegen," sagte Jobst, „ist keine Kunst. Denn abgesondert von allen Menschen werden wir keine Veranlassung zum Bösen finden; aber komme ich jemals wieder in meine vormalige Lage zurück, so soll es gewiß anders mit mir werden."

„Und mit mir auch," betheuerte Ulrike.

Kaum hatten die Geschwister diese Worte ausgesprochen, als sie eine Stimme hörten, die wie ein hundertfaches Echo an ihr Ohr schlug:

„Gute Vorsätze sind Vorgänger edler Handlungen."

Da fielen die Tannenzapfen ab, ein freundlicher Weg öffnete sich vor ihren Augen und fröhlich eilten die Kinder

auf demselben nach Hause. — Mit Freuden wurden sie von ihren Eltern empfangen, die ihren Verlust schon bitter beweint hatten. — Aber die Geschwister trösteten sie und versprachen, ihnen von nun an durch ihr Betragen recht viele Freude zu machen. — Und sie hielten Wort. — Von der Stunde an waren sie weder neugierig noch plauderhaft, was sie auch hörten, verschlossen sie treu in ihrem Herzen und übten sich in der schönen Tugend der Schweigsamkeit.

Schon waren einige Jahre verflossen, während deren sie die Standhaftigkeit ihrer Vorsätze hinlänglich geprüft hatten. Bis jetzt hatten sie ihren Eltern verschwiegen, was sie eigentlich in den Wald geführt habe. Nun aber hielten sie es für Pflicht, ihnen Alles mitzutheilen, was sie auch thaten. „Führet uns doch auch zu diesem Geisterorte," baten die Eltern; „vielleicht finden wir den Schatz." Die Kinder waren gerne hierzu bereit. Sie begaben sich gemeinschaftlich dahin, und die Geschwister fanden gar bald die Stelle, wo ihnen so viel Wunderbares begegnet war, das noch frisch in ihrem Gedächtniß lebte. Aber mit keinem Gedanken dachten sie mehr daran, den Schatz heben zu wollen. Aber ihre Eltern, die hier den von ihren Vorfahren vergrabenen Schatz vermutheten, drangen in die Kinder, noch einmal einen Versuch zu wagen. „Da ihr jetzt," setzten sie hinzu, „um Vieles besser seid, so könnte es leicht gelingen."

Die Geschwister wollten sich lange nicht dazu verstehen. „Wir sind glücklich in unserer gegenwärtigen Lage," sagten sie, „warum also sollen wir unser Leben an Güter wagen, die wir so leicht entbehren können?" — Doch als

sie sahen, wie sehr es ihre Eltern wünschten, und diese sich auch erboten, sie in der Mitternachtsstunde zu begleiten, und in der Entfernung zu beobachten, so gaben sie endlich ihrem Verlangen nach.

Es war eine mondhelle Nacht, als sich die Geschwister in Begleitung ihrer Eltern dem Orte näherten, wo der Schatz begraben lag. Letztere blieben, hinter einem Gebüsch verborgen, mehrere Schritte zurück. Jobst und Ulrike zitterten vor Angst. Sie sanken auf ihre Kniee nieder und baten Gott inbrünstig, sie gegen alle Gefahr zu schützen, und nur dann ihr Unternehmen zu begünstigen, wenn es ihrem Wohle förderlich sei.

Als sie geendigt hatten und emporblickten, gewahrten sie nicht ohne Schrecken und Erstaunen an derselben Stelle, wie früher, aus der Erde eine Flamme emporsteigen, die in Gelb und Blau herrlich schimmerte. Durch das Gebet gestärkt, gingen sie beherzt darauf zu. Sie gruben hier nach und waren so glücklich, denselben gefüllten Topf, wie vormals, wieder zu finden. Ohne ein Wort zu sprechen, hoben sie ihn heraus und setzten ihn zu den Füßen ihrer Eltern nieder. „Schaltet damit,“ sagten sie, „wie es Euch gut dünkt; wir verlangen keinen Antheil daran. Doch wollet Ihr Einiges davon auf unsere Erziehung verwenden, so wollen wir uns bemühen, uns Kenntnisse zu sammeln, durch die wir uns unvergängliche Schätze für diese und jene Welt erwerben können.“

Die Eltern waren hocherfreut, solch’ edle Worte aus dem Munde ihrer Kinder zu vernehmen. Sie theilten den Schatz in drei Theile: den einen erhielt der Landesherr, den zweiten die Armen, und den dritten Theil verwendeten

sie auf die Bildung ihrer Kinder. Er trug so reichliche Früchte, daß sich die Geschwister durch ihre erworbene Geschicklichkeit zu Glück und Wohlstand emporschwangen. Geliebt und geachtet von allen Menschen, erreichten sie gleich ihren Eltern ein hohes, ehrenvolles Alter.

Verschwiegenheit und stilles Walten
Wird Fried' und Wohlstand dir erhalten.

Der Menschenfeind.

Ein armer Holzhacker lebte mit seiner Familie in der größten Dürftigkeit. Er arbeitete zwar fleißig, und seine Frau half ihm treulich bei seinem Geschäfte; aber sie hatten viele Kinder, und die Lebensmittel waren so theuer, daß sie kaum mehr wußten, wie sie es anfangen sollten, sie zu ernähren. Eines Abends, als sie beide traurig beisammen saßen, und ihre Söhne sich zur Ruhe begeben hatten, theilten sie einander ihre Sorgen mit und hielten Rath, was zu thun sei. Die Mutter meinte, man könnte die Knaben wohl herumschicken, Almosen zu sammeln, da sich ja so Viele auf diese Weise nährten, die es weniger bedürftig und würdig wären, als sie. „Nein," sagte der Mann, „dein Vorschlag gefällt mir nicht! Durch ein solches Herumstreichen werden die Kinder an Müßiggang gewöhnt; zugleich verlieren sie dadurch alles Ehrgefühl, so daß sie sich auch als erwachsen nicht mehr schämen, als Bettler herumzustreichen. Sie

lernen auch, wie man Geld verdienen kann, ohne zu arbeiten. Solche Leute gehen dann Schritt für Schritt ihrem Verderben entgegen: vom Betteln zum Stehlen, vom Stehlen zum Einbruch, bis sie das Gefängniß aufnimmt."

„Gott bewahre sie vor einem solchen Ende!" rief die Frau erschrocken aus. „Lieber sollen sie Hungers sterben, als solche Schmach über sich und uns bringen! Aber was ist nun zu machen? Bei der fortdauernden großen Theuerung können wir sie nicht länger erhalten, denn wo sollten wir Brod hernehmen, sie zu sättigen?" —

„Es ist kein besseres Mittel, Frau, als sie selbst für ihre Zukunft sorgen zu lassen. Gott verläßt die jungen Raben unter dem Himmel nicht, er wird auch für unsere Kinder besorgt sein."

„Wo denkst du hin, lieber Mann! Wie sollten Knaben von sechs bis zehn Jahren sich selbst Unterhalt zu verschaffen wissen?" —

„Die Noth wird sie schon lehren, was sie zu thun haben!"

„Und was meinst du denn damit?" fragte die Frau.

„Ich meine ungefähr, daß es gerathen sein würde, sie mit in den Wald zu nehmen, wenn wir Holz daselbst machen; wir führen sie dann tief in's Dickicht und während sie sich hier mit Beerensuchen beschäftigen, machen wir uns aus dem Staube und überlassen sie ihrem weitern Schicksale."

„Gerechter Gott!" rief die Mutter aus. „Und ich sollte meine Kinder dem Verhungern oder der Raubgier wilder Thiere preis geben? Nein, nimmermehr! Lieber will ich selbst des Todes sterben!"

„Und auch ich,“ versetzte der Mann, „wenn jenes der Fall wäre. Aber ich sehe die Sache mit ganz andern Augen als du. Erstlich gibt es in unsern Wäldern keine Raubthiere, und zweitens finden sie Beeren, Wurzeln und eßbare Schwämme in Menge, womit sie vor der Hand ihren Hunger stillen können.“

„Und wo sollen sie denn die Nacht zubringen?“ —

„Auf einem Baume oder auf weichem Moose.“

„Und wenn es kalt ist, oder regnet?“

„Dann mögen sie sich eine Hütte von Baumzweigen bauen; die Noth wird sie schon erfinderisch machen.“

„Und wenn der Winter herankommt?“ erwiederte die Frau.

„Dann können sie ihr Vaterhaus wieder aufsuchen; oder vielleicht, daß sich Fremde ihrer annehmen, und sie als eigene Kinder erziehen, dann ist ihr Glück jedenfalls besser begründet als bei uns.“

„Ach, wenn ich das wüßte,“ seufzte die Mutter, „so wollte ich mich um ihres eigenen Glückes willen gern von ihnen trennen!“

„Wir machen einen Versuch,“ sagte der Mann, „gelingt er nicht, so können wir die Kinder ja immer wieder nach Hause holen. Der Weg dahin steht uns täglich offen.“

„Aber den Jüngsten, lieber Mann, könnten wir doch zu Hause behalten; denn unmöglich kann ich mich von ihnen Allen zugleich trennen; und mit ihm will ich gern mein tägliches Brod theilen, und noch mehr Hunger leiden.“

„Ich bin es zufrieden,“ sagte der Holzhauer, „aber die fünf übrigen müssen morgen Früh aus dem Hause.“

Während dieses Gespräches hatte Däumling in seinem Bette gewacht, und Alles mit angehört. Er führte diesen sonderbaren Namen wegen seiner kleinen, dickstämmigen Gestalt; denn ob er gleich schon zehn Jahre alt war, so schien er seiner Größe nach kaum das fünfte zurückgelegt zu haben. Dagegen war er aber für sein Alter überaus klug und verständig, und besaß dabei ein vortreffliches Herz. Schon längst hatten ihn die großen Nahrungssorgen seiner Eltern auf's Tiefste geschmerzt; aber er wußte kein Mittel, sie zu lindern. Jetzt auf einmal gab sein eigener Vater ihm ein solches an die Hand, und er nahm sich fest vor, Gebrauch davon zu machen. Er entdeckte weder seinen Eltern noch Brüdern, daß er um das Geheimniß wußte; aber er steckte im Geheim ein Messer, eine Scheere und eine lange Schnur zu sich.

Als nun des andern Tages die Sonne im Osten auftauchte, sagte der Holzhauer zu seinen Söhnen: „Haltet euch bereit, mir heute in den Wald zu folgen. Nur der Jüngste von euch mag zu Hause bei der Mutter bleiben, die sich nicht ganz wohl befindet.“

„Nun, so will ich statt ihrer eine Hacke und Säge mitnehmen,“ sprach Däumling, „damit ich Euch bei der Arbeit helfen kann.“

Der Vater lächelte dazu, während die Mutter unter heißen Thränen ihrer Kinder Taschen mit Obst und Brod füllte, was sie von einem gutherzigen Nachbar mit ihren letzten Pfennigen erhandelt hatte. Die Knaben aber wußten nicht, was sie davon denken sollten, daß sie heute mehr als sonst in drei Tagen bekamen. Däumling aber, der sich dies wohl erklären konnte und auch die Absicht der

Mutter errieth, holte einen Sack, um den noch übrigen Vorrath einzupacken. „Ich bin der Aelteste," sagte er, „und will für euch Alle tragen. Auch wollen wir es so eintheilen, daß wir länger als einen Tag daran haben, damit wir nicht vielleicht morgen schon fasten müssen."

Die Mutter nickte ihm Beifall zu, drückte hierauf Alle zärtlich an ihr Herz, und nahm Abschied. Nur ihren jüngsten Sohn, Benjamin, behielt sie zurück.

Als die Knaben mit ihrem Vater den Wald erreicht hatten, folgte Däumling ihnen immer einige Schritte nach; und als der Weg anfing, ihm unbekannt zu werden, befestigte er, von den Andern unbemerkt, eine Schnur um einen Baum, die sich mit ihm fortbewegte, bis sie an Ort und Stelle kamen. Er that dies, damit sie ihm und seinen Brüdern als Leitfaden zur Rückkehr dienen könnte, wenn die Nothwendigkeit dies erfordern sollte.

Der Vater machte Anfangs Holz, und seine Kinder halfen ihm durch Zulangen und Herbeitragen desselben; als es aber damit zu Ende ging, sagte er: „Kinder! ihr könnet nun gehen, Beeren zu pflücken; dort in jenem Dickicht gibt es deren eine große Menge."

Die Knaben hüpften freudig davon; nur Däumling folgte ihnen bedachtsam nach. Er reichte seinem Vater die Hand zum Abschied und konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Doch dieser ahnte nicht, daß er um das Geheimniß wisse, und trug ihm auf, wohl für seine Geschwister zu sorgen.

Däumling entfernte sich. Er hatte aber vorher die Vorsicht gebraucht, die Säge und Hacke, die er mitgenommen, hinter Gesträuche zu verbergen. Jetzt, da er seinem Vater aus den Augen war, nahm er beides zu sich, und begab

sich zu seinen Geschwistern. Sie hatten so viele Beeren gefunden, daß sie schon ganz gesättiget waren, und kein Verlangen trugen nach ihrem Vorrath an Brod und Obst. Das Beerensuchen gefiel ihnen auch so wohl, daß schon die Nacht hereinbrach, als es ihnen erst einfiel, zum Vater zurückzukehren. — Da sie ihn aber nicht fanden, brachen sie in ein großes Jammergeschrei aus. Däumling tröstete sie, so sehr er konnte, aber er sagte ihnen nicht, daß der Vater sie absichtlich hier zurückgelassen habe. Er fürchtete, seine Brüder, welchen der Grund dieser Handlung unbekannt war, möchten ihre Eltern deßhalb weniger achten und lieben.

Als es nun immer dunkler im Walde ward, fingen die Kleinen an, sich zu fürchten und weinten bitterlich. Däumling aber sprach: „Seid nur guten Muthes, ich will ein großes Feuer schüren, damit es hell um uns werde, und ihr könnet indessen Blätter und Moos sammeln, wovon wir uns ein weiches Lager bereiten wollen.“

„Ach, wie willst du es anfangen, Feuer zu machen!“ seufzten die Kleinen, „da wir weder Feuerzeug noch Licht haben, es anzuzünden?“

„Dafür ist schon gesorgt. Nur aufgepaßt!“ sagte der Bruder. Und zugleich nahm er zwei Hölzer verschiedener Art und rieb sie so lange aneinander, bis sie sich entzündeten und durch darauf gelegtes, trockenes Laub in Flammen geriethen, die hoch aufloderten. Die kleinen Knaben freuten sich darüber so sehr, daß sie ihren Schmerz vergaßen und laut aufjubelten. Auch das weiche Lager, das sie sich bereiteten, behagte ihnen gut, und sie schliefen sorglos bis zum andern Morgen.

Däumling hatte indessen nachgedacht, wie er den Speisevorrath, den sie mitgenommen, also eintheilen wollte, daß er wenigstens für einige Tage ausreichte; er selbst wollte auf jeden Antheil verzichten und lieber darben, als seinen Brüdern etwas zu entziehen. Als diese aber seine Absicht merkten, bestanden sie darauf, daß gleiche Theile für Alle gemacht würden, und rührten nichts an, bis Däumling den seinigen zu sich genommen hatte. Er gab auch endlich nach, legte aber seinen Antheil für den Fall der Noth bei Seite.

Indessen waren auch die Knaben bedacht gewesen, eine Hütte zu bauen, damit sie gegen die Witterung geschützt sein möchten; dann erst wollten sie den Wald und die Gegend untersuchen, ob nicht vielleicht ein Ausweg aus dem Gehölze zu finden wäre. Däumling würde diesen mittelst der Schnur, die er beim Eingange an einen Baum befestiget hatte, wohl leicht gefunden haben; allein er hätte sie wieder nach Hause geführt, und dies wollte er nicht, um seine Eltern der Sorge für ihren Unterhalt zu entheben; er hatte vielmehr den lebhaften Wunsch, seinen Eltern das Leben zu erleichtern und zu verschönern.

Die Knaben hatten nun Alles zur Errichtung einer Hütte vorbereitet, nämlich Zweige von den Bäumen gebrochen und Pfähle gefällt und zugespitzt.

Nach langer, mühevoller Arbeit stand endlich die kleine, mit Zweigen dicht verflochtene Hütte fertig da. Sie betrachteten dieselbe von allen Seiten und ihre Freude über ihr erstes Meisterstück in der Baukunst kannte keine Grenzen. Zum Eingang hatten sie eine kleine Oeffnung gelassen, die sie des Nachts ebenfalls vermachten, so daß sie nun ruhig des Schlafes pflegen konnten.

Sie gingen jetzt täglich hinaus, Beeren und Wurzeln in Vorrath zu suchen, damit sie auch etwas zu zehren hätten, wenn sich Regenwetter einstellen sollte.

Däumling hatte auch von seiner Mutter gehört, daß man Preißel- und andere Beeren durch Einkochen sehr lange aufbewahren könne. — Aber auf welche Art sollte dies geschehen, da sie weder Pfannen noch Töpfe zum Gebrauche hatten? — Da bemerkte er, als er an der Quelle stand, um seinen Durst zu löschen, daß ringsherum der Boden aus Lehmerde bestand. Sogleich fiel ihm ein, daß er aus Thon vielleicht brauchbares Geschirr verfertigen könnte. Er machte damit sogleich den Versuch, indem er denselben so lange trat und knetete, bis er ganz glatt war; hierauf formte er Töpfe und Schüsseln daraus, und ließ sie an der Sonne trocknen. Nachdem dies geschehen war, bauten die Knaben eine Art Backofen aus zusammengetragenen Steinen, die sie durch Lehm und Sand miteinander verbanden. Als er fertig war, heizten sie ihn stark und setzten, nachdem er durchheizt, das Feuer erloschen und die Gluth herausgenommen war, das Geschirr hinein, worauf sie jede Oeffnung von Außen vermachten. Als der Ofen gänzlich abgekühlt war, nahmen sie die Gefäße wieder heraus und hatten das Vergnügen, ihr Werk gerathen zu sehen. Sie machten sogleich die Probe damit, und füllten die Töpfe mit Wasser. — Da die Töpfe nicht verglast waren, so sickerte das Wasser langsam durch; allein dieser kleine Uebelstand kümmerte sie wenig; sie waren zufrieden mit ihrer Arbeit und benützten die Töpfe so gut es eben ging.

Indessen war der Vorrath an Brod gänzlich aufgezehrt, und es kam den Knaben schwer an, diese Nahrung

zu entbehren. Da sagte Däumling: „Ich habe einmal in der Schule gehört, daß es Länder gibt, wo gar kein Getreide wächst, und wo die armen Leute Brod aus Wurzeln backen; wie wäre es nun, wenn wir ebenfalls Wurzeln nähmen, sie in unserm Backofen trockneten, dann zu Mehl zerrieben, und Brod daraus kneteten?"

Da schlugen seine Brüder vergnügt die Hände zusammen und machten sich sogleich auf, Wurzeln zu suchen, die sie auch in Ueberfluß fanden. Und ihre Bemühungen hatten so guten Erfolg, daß sie wirklich ziemlich eßbares Brod erhielten. —

Da sie nun mit dem Nöthigsten versehen waren, so wollten sie auch untersuchen, wie es weiter im Walde aussähe, und ob sie keinen Ausweg entdecken könnten. Als sie schon eine Strecke Weges gegangen waren, hörten sie ein Geräusch im Dickicht. — Sie spähten nach allen Seiten umher und entdeckten zu ihrer großen Freude das Lager eines Hasen mit seinen Jungen, deren sie sich sogleich bemächtigten, und sie nach Hause trugen. Sie dachten, dies gibt uns einen guten Braten, und freuten sich schon sehr darauf. Aber das blutige Geschäft des Abschlachtens wollte Keiner übernehmen und so blieben denn die jungen Häschen am Leben und wurden mit Liebe und Sorgfalt gefüttert und großgezogen.

Als die Kinder den Wald weiter durchstrichen, fanden sie viele Kräuter und eine Menge Buchnüsse, die ihrem Gaumen wohl behagten. Auch Trüffeln entdeckten sie in lockerem Boden, unter den hohen Bäumen. Däumling kannte diese Früchte wohl, denn sein Vater hatte zuweilen welche aus dem Laubwalde mit nach Hause gebracht, und

sie um theures Geld verkauft, weil sie ein köstliches Gericht für Feinschmecker sind. — „Hier ist nun schon etwas, womit wir Geld verdienen könnten," sagte er, „wenn wir einen Ausweg nach einer bewohnten Gegend fänden; bis dahin aber wollen wir diese hier in unserm Backofen braten und sie uns köstlich schmecken lassen. Die Stelle aber wollen wir uns genau merken."

Als sie hierauf ihren Weg weiter fortsetzten, kamen sie zu einer Kaninchenhöhle, aus der eben ein Junges schlüpfte. Die Knaben fingen es. Als sie weiter gruben, fanden sie eine wohleingerichtete Wohnung, die aus mehreren Abtheilungen bestand, worin sich noch einige Kaninchen beisammen aufhielten. Die Knaben bemächtigten sich ihrer, obgleich sich die Thiere auf's Aeußerste wehrten. Nun eilten sie mit ihrer reichen Beute nach Hause. Quälender Hunger und die Sehnsucht nach einer stärkenden Fleischspeise trieb sie, die Thiere zu schlachten. O wie herrlich schmeckte ihnen nach so langer Entbehrung ein Stückchen Braten. Aber Däumling war nun auch bedacht, seinen Eltern etwas von diesem Vorrath zukommen zu lassen. Er sammelte heimlich Trüffeln und fing Kaninchen, die er schlachtete. Dann packte er Alles zusammen, wickelte es in einen Sack, den er von zu Hause mitgenommen, und machte sich in einer mondhellen Nacht damit auf den Weg zu seinen Eltern. Ihn zu finden war ihm leicht, weil er ihn bezeichnet hatte. Auch kannte er die Zugänge in dem Wohnhause so wohl, daß er unbemerkt vor die Stubenthür kam, und hier Alles, während Vater und Mutter im Schlafe lagen, niederlegen konnte. Hierauf kniete er nieder, und bat Gott inbrünstig um Glück und Segen für

sie. Er hätte sie gern gesehen und gesprochen, aber er wollte ihre Ruhe nicht stören. Es tröstete ihn der Gedanke, daß sie sich sehr erfreuen würden, bei ihrem Erwachen so schöne Geschenke zu finden; er nahm sich vor, sie öfters damit zu überraschen.

Als Däumling zurück in die Hütte kam, fand er seine Brüder noch schlafend, ohne daß sie ihn vermißt hatten. Er setzte sich vor den Eingang, um den Anbruch des Tages zu erwarten. Sein und seiner Brüder Zukunft beschäftigte seine Gedanken. „Hier," sagte er bei sich selbst, „können wir in die Länge nicht bleiben. Der Winter kommt heran, wo es uns an Nahrung und warmer Kleidung fehlen würde. Auch müssen wir etwas Nützliches lernen, um unser Brod damit in Zukunft verdienen, und unsere armen Eltern unterstützen zu können. Vielleicht, daß wir doch in der Fremde wohlthätige Menschen finden, die uns aufnehmen und erziehen. — Ja, gleich morgen wollen wir unsere Wanderschaft antreten."

Als dieser Entschluß gefaßt war, sprang er, mit sich selbst zufrieden, vom Boden auf, und weckte seine Brüder, um sie mit seinem Vorhaben bekannt zu machen. Sie waren es zufrieden, und richteten sich zur Reise. — Mit Nahrungsmitteln wohl bepackt, machten sie sich den andern Morgen mit Tagesanbruch auf den Weg. Sie gebrauchten die Vorsicht, durch Kieselsteine den Weg, den sie genommen, zu bezeichnen, damit sie auch ihre Hütte wieder finden möchten, wenn sie keinen Ausweg aus dem Gehölze fänden.

Schon waren die Knaben den langen Tag hindurch vergebens herumgeirrt, und die Nacht brach an. Die Kleinen fürchteten sich und wollten nicht weiter. Da sagte

Däumling: „Bleibet nur hier. Ich will auf einen Baum steigen und sehen, ob nirgends ein Ausweg zu finden ist. Wenn nicht, so bringen wir dann hier die Nacht so gut als möglich zu, und setzen morgen unsern Zug weiter fort."

Er erklimmte den Gipfel, und Alle standen erwartungsvoll umher. Endlich rief er: „Ich sehe Licht, und zwar nicht weit von hier! Wir wollen darauf zugehen."

Da jubelten die Knaben und folgten dem Bruder freudig nach. — Sie waren noch nicht lange gegangen, als sie vor ein Haus kamen, dessen Thür verschlossen war. Sie pochten; aber Niemand ließ sich hören. Als sie dies mehrmals wiederholten, vernahmen sie endlich Tritte, die sich der Thüre näherten und sie öffnete. Es war eine junge Frau von gutem Aussehen. Sie begrüßte die Knaben freundlich und sprach: „Was wollet ihr so spät in der Nacht, liebe Kinder?"

„Ach, wir bitten um ein Obdach und einen Bissen Brod!" riefen Alle zugleich. „Wir sind schon den ganzen Tag in dem Walde herumgeirrt, ohne einen Ausgang finden zu können; und nun sind wir müde und hungrig, und können nicht weiter."

„Speise," erwiederte die Frau, „wollte ich euch wohl geben; aber einlassen kann ich euch nicht. Mein Mann ist ein Menschenfeind, der euch tödten würde, wenn er euch hier finden sollte."

„Ach, wir wollen so still und ruhig sein, daß er uns gewiß nicht bemerken wird. Auch wollen wir gern mit einem Nachtlager in irgend einem Winkel des Hauses vorlieb nehmen, wenn wir nur gegen die rauhe Witterung geschützt sind und bis morgen ausruhen können."

„Nun meinetwegen!" sagte die Frau; „kommt nur herein, und esset euch bei mir satt; aber mein Mann darf Nichts davon wissen. Sowie er sich nähert, müsset ihr euch aus dem Staube machen." — Sie öffnete mit diesen Worten die Thür, und ließ die Knaben eintreten.

Die Hausfrau ließ sie nun um einen Tisch setzen und trug eine volle Schüssel mit Mehlspeise und dazu einen Sauerbraten auf. Noch niemals hatten die armen Kinder eine so köstliche Mahlzeit genossen. — Sie schmeckte ihnen so trefflich, daß sie fast Alles aufzehrten. Die Frau sah ihnen mit Vergnügen zu. Zuletzt setzte sie ihnen Aepfelwein vor, der ihnen gar trefflich mundete. Sie wurden auch jetzt so aufgeräumt, daß sie alle ihre Begebenheiten im Walde erzählten. Nur die Hauptsache, warum sie dahin gekommen, verschwieg Däumling. Doch nahm er sich vor, sie der guten Frau anzuvertrauen, sobald er sich mit ihr allein befinden würde. Bald fand sich Gelegenheit, denn seine ermüdeten Brüder sanken in tiefen Schlaf. Als sie aber den ganzen Zusammenhang vernahm, hatte sie großes Mitleid mit den Kindern und deren Eltern und versprach, Letztere zu unterstützen. Auch lobte sie sehr die kindliche und brüderliche Liebe, die Däumling bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte. „Wäre nur mein Mann," setzte sie hinzu, „kein Menschenfeind, so würde ich ihm zureden, da wir selbst keine Kinder haben, euch sämmtlich an Kindesstatt anzunehmen, und euch was Tüchtiges lernen zu lassen, damit ihr euer Brod mit der Zeit selbst verdienen könntet."

Sie sprachen noch zusammen, als sie starke Tritte von Außen hörten. „Es ist mein Mann!" sagte die Frau

erschrocken. „Was fange ich nun an, um euch zu retten!“ Sie weckte rasch die schlafenden Knaben und befahl ihnen, sich hinter der Bettstatt zu verbergen. Hierauf ging sie, dem Manne die Thür zu öffnen. Kaum war er aber hereingetreten, so fing er an, zu schnuppern und sich nach allen Seiten umzusehen. Hierauf rief er aus:

„Ich riech', ich rieche Menschenfleisch
Und höre hinterm Bett Geräusch.
Es ist nicht richtig in dem Haus.
Gib mir den Braten nur heraus!“

„Du täuschest dich,“ sagte sein Weib; „ich habe Nichts im Hause als etwas Schweinefleisch.“ — Aber der Riese fuhr fort, zu schnuppern und sich in allen Winkeln des Zimmers umzusehen, während die Kinder unter der Bettstatt vor Angst zitterten, und kaum das Herz hatten, zu athmen. — Jener aber fuhr fort:

„Ich riech', ich rieche Menschenfleisch!
Und höre hinterm Bett Geräusch,
D'rum will und muß ich's heut' noch haben
Den Gaumen daran mir zu laben;
Frau, gib mir's nur im Guten raus,
Sonst ist's mit unserer Liebe aus!“

„Es ist gut,“ sagte die Frau. „Was ich im Hause habe, sollst du bekommen, und du wirst damit zufrieden sein. Pflege indessen der Ruhe, bis ich es zubereitet habe.“

Auf diese Versicherung entkleidete sich der Riese. Er legte auch seine Meilenstiefel ab, mit denen er bei jedem Schritt eine Meile zurücklegen konnte. Hierauf warf er

sich in einen großen Lehnstuhl und schnarchte für zehn Mann. Die Frau richtete indessen Schweinefleisch nach Wildpretart zu, so daß man es davon kaum unterscheiden konnte; und sie goß statt der Brühe Blut daran, damit der Mann es für Menschenblut halten sollte. — Allein ob ihm das Gericht gleich sehr gut schmeckte, so hörte er doch während des Essens nicht auf, zu schnuppern und nach allen Seiten herumzublicken.

„Ich glaube,“ sagte die Frau, „du denkst nur zum Zeitvertreib auf so böse Thaten. Wenn wir nur Kinder hätten, so würde dein Herz bald milder gegen die Menschen gestimmt sein. Wie wäre es, lieber Mann, wenn wir ein paar fremde Knaben an Kindesstatt annähmen? Wir könnten sie in allem Guten erziehen, und sie könnten uns im Alter dafür pflegen und das Leben versüßen.“

So lange der Mann aß, antwortete er nicht, als er aber gesättiget war, sprach er:

„Bringst du mir Kinder in das Haus,
So ist's mit ihrem Leben aus;
Denn Menschenblut ist mein Vergnügen,
Ich schlürfe es in vollen Zügen.“

„Schäme dich,“ erwiederte die Frau. „Es ist ja just, als wenn wir in fremden Landen lebten, wo es auch Völker geben soll, die das Blut der erschlagenen Feinde trinken. Wenn du deine rohen Sitten nicht abstreifst, so trenne ich mich von dir. Mein einsames, verlassenes Leben wird mir ohnehin zur Qual. Willst du mich noch länger zu deinem Weibe haben, so gewähre mir die Bitte, ein paar Kinder zu meinem Troste in's Haus nehmen zu dürfen.“

„Nu, nu,“ sagte der Mann, „es war ja so böse nicht gemeint! Und wenn du denn doch ohne Kinder nicht länger leben willst, so nimm dir ein paar an. Aber brav müssen sie sein, sonst sind sie des Todes.“

„Ich will sie schon gut erziehen, Männchen,“ erwiederte die Frau freudig. „Nur Anfangs mußt du ein wenig Geduld mit ihnen haben, bis sie ganz nach deinem Sinn abgerichtet sind.“

„Gut, gut!“ sprach der Riese, und streckte sich der Länge nach auf seinem Lager aus, worauf er so gewaltig anfing zu schnarchen, daß die Bettstatt erzitterte, hinter welcher die Knaben verborgen lagen, und die jetzt steif und starr vor Entsetzen aus ihrem Hinterhalt hervorkrochen. Aber die Hausfrau beruhigte sie und wies ihnen ein gutes Bett in einer Kammer ihres Hauses an. Sie legten sich nieder und verschliefen ihre Angst. Die Frau brachte ihnen am andern Morgen ein gutes Frühstück und sprach: „Fürchtet euch nicht, Kinder; mein Mann ist nicht so schlimm, als ihr vielleicht glaubt. Er trinkt zwar gern Menschenblut, aber er läßt sich auch eines Bessern belehren, wie ihr gestern selbst werdet gehört haben. Und wenn ihr brav und gehorsam sein wollet, so will ich es wohl dazu bringen, daß er euch bei sich aufnimmt, und Gutes erzeigt. Hat er sich in der Folge an euch gewöhnt, und euch lieb gewonnen, so könnet ihr auf seine Freundschaft fest rechnen; er wird euch nimmermehr verlassen. Jetzt ist er ausgegangen, aber zur Mittagsstunde wird er wieder nach Hause kommen, und dann werde ich euch ihm vorstellen.“

Den Kindern war bange auf diese Stunde; und als sie schlug, verbargen sie sich in einem Winkel des Hauses.

Aber kaum hatte der Riese dieses betreten, so fing er wieder an, zu schnuppern, und sprach:

„Ich riech', ich rieche Menschenfleisch,
Es ist noch jung, es ist noch keusch;
Es soll das Blut mir trefflich munden."

„Das soll es nicht," fiel ihm die Frau in's Wort; „denn was du riechst, sind einige hübsche Knaben, die wir annehmen wollen, wenn es dir recht ist."

„Hm, hm!" schnopperte der Mann. „Ich sehe schon, daß du deinen Willen haben mußt! Sind aber die Bengel nicht gut und gehorsam, so sind sie dem Tode verfallen."

„Sieh sie nur erst, Männchen, sie werden dir schon wohlgefallen; es sind schmucke Knaben." Zugleich öffnete sie eine Seitenthür, und Einer um den Andern kam ängstlich herein, immer der Größere und Schönere voraus, damit sie einen guten Eindruck auf den Riesen machen sollten. Dieser aber riß die Augen gewaltig auf, als er die vielen Knaben sah. Er rief aus:

„Bist du toll geworden, Frau! Was sollen wir denn mit fünf Kindern anfangen? Zwei will ich mir gefallen lassen, aber die übrigen sollen nicht am Leben bleiben."

„Ach, lieber Mann," bat Däumling, „wenn Ihr einen von uns tödten wollt, so nehmet mich. Ich will gern für meine Brüder sterben, die alle wohlgestalteter und kräftiger sind als ich, und der Welt mehr nützen können."

„Nein!" riefen Alle. „Wenn Einer von uns sterben muß, so wollen wir mit ihm sterben!"

Der Riese, von dieser Selbstaufopferung gerührt, sagte: „Nu, nu! nur nicht so aufgetobt! Wenn ihr brav sein wollet und fleißig lernen, und mich bedienen, soll

S. 200.



Keinem etwas zu Leide geschehen. Seid ihr aber störrig, lügenhaft oder faul, so werde ich auch nicht viel Umstände machen, und euch sammt und sonders tödten."

„Ach, wir wollen ja recht geduldig und gehorsam sein, und Euch Alles zu Liebe thun!" seufzten die Kinder, „nur lasset uns am Leben."

„Gut, so wollen wir sogleich versuchen, ob ihr euer Versprechen haltet. Zwei von den ältern Knaben können mich auf die Jagd begleiten, und mir dabei behilflich sein. Die übrigen mögen indessen den Garten vom Unkraute säubern und Holz in die Küche tragen, oder was sonst noch im Hause zu thun ist."

Als das Mittagessen vorüber war, machte sich Däumling bereit, den Riesen zu begleiten. Er sprach auch seinem Bruder, der keine Lust dazu bezeigte, Muth ein, ihm zu folgen. — Als aber jener seine ungeheuer großen Meilenstiefel anzog, dachten die Knaben: „Ach, wie wird es uns ergehen, wenn wir gleichen Schritt mit diesem gewaltigen Fußgänger machen sollen!"

Er aber sprach: „Kommt nur herbei, damit ich Jeden von euch in einen meiner Stiefel stecke; denn auf andere Weise könnet ihr nicht mit mir fortkommen." Und zugleich packte er Einen um den Andern, und preßte ihn hinein in die Stiefel, so daß nichts als der Kopf davon heraus sah. Und nun ging es fort, daß den Knaben Hören und Sehen verging; denn mit jedem Schritte legten sie eine Meile zurück, so daß Berge, Thäler und Flüsse ihnen wie Schatten vorbeischwanden. Nach einer Stunde befanden sie sich schon in einer Gegend, die ihnen so fremd vorkam, als wären sie in einen andern Welttheil versetzt

worden. Die Menschen waren anders gekleidet, und die Sprache derselben war ihnen völlig fremd. Nicht weit von einem Städtchen hielten sie stille. Kinder spielten vor dem Thore, und waren lustig und guter Dinge. Da sagte der Riese zu den Knaben: „Gehet nun hin, und jaget einige von diesen Kindern hierher, damit ihr auch Spielgesellen habet.“

Däumling dachte wohl, daß der Riese eine andere Absicht dabei haben mochte, — allein er gehorchte ohne Widerrede, und sein Bruder folgte ihm. Es ward ihnen nicht schwer, die Kinder durch Versprechungen zu bereden, sie in den Wald, wo der Riese ihrer harrte, zu begleiten. Dieser war aber indessen eingeschlafen. Als die Kleinen ihn erblickten, fürchteten sie sich so sehr, daß sie in aller Eile davon liefen. Nur das Furchtsamste blieb zurück, denn es war vor Schrecken todt zur Erde niedergesunken, und konnte, trotz aller angewendeten Mittel der Brüder, nicht wieder zum Leben gelangen. Als aber der Riese erwachte, und die Knaben mit dem Leichname beschäftigt sah, dachte er, sie hätten das Kind absichtlich getödtet, um ihm die Mühe zu ersparen, weßhalb er ihnen großes Lob spendete. Sie aber schwiegen ganz stille. Und als sie sahen, wie er dem Kinde die Adern öffnete und das noch warme Blut trank, erfaßte sie auf's Neue Eckel und Abscheu vor dem Riesen. Als dieser seine wilde Lust befriedigt hatte, forderte er zur schleunigen Flucht auf.

Da sprach Däumling: „Eure Sucht nach Menschenblut ist ein großer Frevel. Es gibt ja so viele Speisen, die der liebe Gott für die Menschen geschaffen hat, damit sie dieselben in Liebe und Freundschaft miteinander genießen.“

Der Riese erwiederte: „Ich bin dies so gewohnt von Jugend auf, daher kann ich mir es nicht mehr abgewöhnen."

„Ach, wenn Ihr nur wolltet, so ging es schon! Mein Vater sagte öfters, der Mensch vermag Alles über sich, wenn er nur ernstlich will. Ich wollte Euch täglich das schönste Wild aus dem Walde bringen, Hasen und Kaninchen in Menge, denn ich kenne alle ihre Schlupfwinkel."

„Du sprichst ja so gelehrt, wie ein Buch, Junge; doch mich wirst du so schnell keines Andern überzeugen. — Jetzt aber möchte ich noch einen Schluck Wasser. Dort, hinter den Bäumen, muß eine Quelle sein. Nehmt einen meiner Stiefel und gehet, mir Wasser zu holen."

Die Knaben gingen. Aber während der jüngere Wasser schöpfte, suchte der ältere Kräuter auf, die ihm bekannt waren; er zerquetschte sie zwischen zwei Steinen und mischte den Saft unter das Wasser. — Als der Riese es getrunken hatte, klagte er bald darauf über Uebelkeit, und mußte sich erbrechen. — Da sagte Däumling: „Jetzt sehet Ihr die Strafe für Eure wilde Blutgier; sie schadet auch Eurer Gesundheit."

„Was verstehst du, kleiner Stampfmann, denn von solchen Dingen!" versetzte der Riese. „Es ist mir immer gut bekommen, daher muß etwas Anderes an dem Uebel Schuld sein." — So oft aber der Mann wieder Menschenblut trank, mischte Däumling etwas von der Brechwurzel bei, so daß der Riese zuletzt selbst glaubte, es schade ihm dieser Genuß und sich desselben immer mehr entwöhnte. Niemand aber freute sich mehr darüber als seine Frau; und da ihr Däumling eines Tages dies Geheimniß entdeckte, dankte sie ihm tausend Mal und hatte

ihn von der Stunde an so lieb, als wäre er ihr eigener Sohn gewesen. Auch der Riese war ein ganz anderer Mensch geworden, seitdem er keine so unnatürliche Speise mehr genoß. Er ging nun täglich mit den Knaben auf die Jagd und behandelte sie liebreich. Er lehrte ihnen auch die Verschiedenheit und den Nutzen der Baumstämme und ihres Holzes kennen, denn der Wald gehörte ihm eigen und war von großem Umfange. Die Kinder, die nun nicht mehr bang für ihr Leben waren, gewannen ihn auch lieb und theilten sich ihm unverholen mit. Sie führten ihn auch zu jener Hütte, die sie selbst erbaut, und zeigten ihm die Gefäße, die noch unberührt auf ihrer Stelle standen. Denn Niemand hatte sich, wie es schien, bisher in dieses Dickicht gewagt. Auch die alten Kaninchen fanden sie wieder, und eine Menge Junge, die sie umgaben. Der Riese lächelte zu diesem Allen freundlich und versprach, daß sie öfters hierher kommen wollten, von der Jagd auszuruhen und Erfrischungen zu sich zu nehmen. Däumling bat auch um die Erlaubniß, die Hacke und Säge, die er von Hause mitgenommen, nicht zurücklassen zu dürfen.

Ein Jahr war nun fast verflossen, seit sich die Kinder in der Behausung des Riesen aufhielten. Da ließ er sie eines Tages zu sich kommen und sprach:

„Ihr werdet nun täglich älter und größer, Kinder, und es ist nöthig, daß ihr etwas Nützliches lernet. Ich werde daher einen Lehrer zu mir berufen, damit er euch in allen nothwendigen und nützlichen Wissenschaften unterrichte. Habt ihr dann hinlängliche Kenntnisse gesammelt, so möget ihr dann selbst entscheiden, welchem Stande ihr euch widmen wollet. So lange ihr fleißig, gut

und rechtlich seid, könnet ihr stets auf meinen Beistand rechnen."

Die Knaben dankten ihm und konnten vor Freude kaum die Zeit erwarten, wo sie ihren Unterricht beginnen sollten. — „Ach," sagten sie öfters, „wenn es nur auch unsere lieben Eltern wüßten, wie gut es uns ergehet!" Aber sie hatten nicht das Herz, laut davon zu sprechen, weil sie fürchteten, ihre Pflegeeltern möchten glauben, sie wollten lieber wieder zu jenen zurückkehren. Aber Däumling nahm sich vor, mit der Hausfrau, die schon um sein Geheimniß wußte, darüber zu sprechen und ihren guten Rath einzuholen. Sie sagte: „Ich will dir Geld und allerlei Lebensmittel geben. Nimm dann die Meilenstiefel meines Mannes, die du damit füllen kannst; ziehe sie an und überbringe Alles deinen Eltern, wie du es das erste Mal gethan. Habt ihr dann in einiger Zeit Schreiben von euerm Lehrer gelernt, so könnet ihr ihnen melden, daß es euch wohl gehet, und daß ihr sie mit der Zeit auch wieder sehen werdet; aber vor der Hand dürfen sie nicht wissen, wo ihr seid."

Däumling war bei diesen Worten außer sich vor Freude, und benützte gleich die erste Nacht zur Ausführung seines Vorhabens. — Die Frau füllte ihm die Stiefel reichlich mit Fleisch und Hülsenfrüchten, auch legte sie dazu einige Thaler an Geld. Und so schritt denn der gute Sohn mit einem einzigen Schritte vor die Thür seiner Eltern. Sie schliefen noch nicht und er hörte deutlich, wie seine Mutter weinte, und schluchzend sagte: „Ach, wenn ich meine armen, verlornen Kinder nur noch ein Mal in meinem Leben sehen könnte! Hätte ich sie doch niemals von mir gelassen, und wäre ich lieber mit ihnen Hungers gestorben!"

„Sie sind nicht todt," sagte der Mann, „dies wollte ich mit meinem Leben bezeugen; denn Gott verläßt die Unschuld nicht! Und auch wir haben sie nicht in einer bösen Absicht von uns entfernt, sondern daß sie sich selbst in der Welt forthelfen sollten. Und das ist sicherlich geschehen, sonst hätten wir gewiß schon etwas von ihrem Tode gehört. — Und daß wir damals Trüffeln und Kaninchen vor der Thüre fanden, war mir eine gute Vorbedeutung. Ich stehe dir dafür, Frau, daß wir sie wieder sehen werden, und gewiß glücklicher, als wir sie mit dem besten Willen hätten machen können."

„Das wolle Gott!" seufzte die Frau.

Däumling hörte nun nicht weiter sprechen. Jetzt zog er seine Stiefel aus und entleerte sie ihres Inhaltes. Brod, Fleisch, Früchte und das Geld legte er sorgsam auf einen Tisch, der in der Hausflur stand. „So, liebe Eltern," flüsterte er, „mögen Euch diese kleinen Geschenke viele Freude bereiten! Gott wolle Euch trösten, und uns Allen ein glückliches Wiedersehen schenken!" — Er entfernte sich mit dem festen Vorsatze, recht fleißig zu lernen und auch seine Brüder dazu aufzumuntern, nicht allein um ihren Eltern schreiben zu können, sondern auch um ihnen einst, wenn sie sich selbst Mittel durch ihre Geschicklichkeit erwerben könnten, recht viel Gutes zu thun und ihr Alter zu beglücken.

Indessen war der Lehrer, ein junger, redlicher Mann, in der Behausung des Riesen angekommen. Er gewann seine Zöglinge bald lieb, und sie ehrten und liebten ihn wie einen zweiten Vater. Sie lernten auch mit solchem Eifer, daß sie gar keinen Anlaß zur Klage gaben und

ihnen allerseits nur Zufriedenheit bezeigt wurde. Der Riese und seine Frau wohnten dem Unterrichte der Knaben bei, wodurch ihr Geist in kurzer Zeit so sehr gebildet ward, daß man sie für ganz andere Menschen hielt. Jetzt erkannte der Riese, welch' rohen Sitten er verfallen war und freute sich innig über die Veredlung seines Herzens.

Als nun die Knaben in kurzer Zeit schön lesen und schreiben konnten, entwarfen sie Briefe an ihre Eltern, die der Lehrer zu überliefern versprach, und Jeder legte von seinem Taschengelde ein kleines Geschenk dazu. Der junge Mann überbrachte die Briefe selbst und tröstete die Eltern mit der Hoffnung, daß sie ihre Kinder wiedersehen sollten, sobald sie sich einen bestimmten Lebensberuf würden gewählt haben. Früher, meinte er, möchte sie die Sehnsucht, Euch öfters zu sehen, zu sehr zerstreuen und sie vom Lernen abhalten. Die guten Leute sahen die Wahrheit ein, und priesen sich glücklich, ihre Kinder so wohl versorgt zu wissen, und so reichliche Unterstützung durch sie zu erhalten.

Einige Jahre waren schnell verflossen, und die Knaben schon hinlänglich reif an Alter und Kenntnissen, um sich selbst zu entschließen, was für einem Stande sie sich widmen wollten. Die zwei ältesten wünschten zu studiren. Der jüngere wollte die Gärtnerkunst lernen, und die zwei noch übrigen sich der Forstwissenschaft widmen.

„Das ist mir ganz recht," sagte der Riese; „auf diese Art kann ich euch, wenn ihr etwas Tüchtiges gelernt habt, Alle selbst versorgen." — Die Jünglinge verstanden nicht ganz, was er damit meinte; aber sie nahmen sich fest vor, seine Wünsche zu erfüllen. — Ehe sie des Riesen Haus

verließen, ward ihnen auch noch die Freude zu Theil, ihre Eltern zu sehen und zu umarmen. Das Entzücken war von beiden Seiten unbeschreiblich. Die guten Leute konnten nicht satt werden, die Wohlthäter ihrer Kinder zu preisen.

Während Letztere sich mit Fleiß und Eifer ihrem Berufe widmeten, ließ sich der Riese angelegen sein, Güter um seinen Wald herum und endlich sogar ein daran stoßendes Landgut zu kaufen. Er war reich und hatte Kisten und Kästen voll Goldes, das er einst beim Baue eines Brunnens in seinem Garten gefunden hatte. In edler Weise wollte er nun seinen Reichthum zum Wohle seiner Pflegekinder anwenden. Er ließ auf seinem neu erworbenen Gute das Pfarr- und Amthaus schön herrichten und mit Hausrath versehen. Sein eigenes Wohnhaus wurde für zwei Familien eingerichtet. An dem Walde ließ er ein schönes Jagdhaus bauen und für den Gärtner ein Wohngebäude mit einem großen Treibhause versehen.

Die Jünglinge hatten fortwährend sich die Zufriedenheit ihrer Lehrer erworben und die besten Zeugnisse schmückten ihre Laufbahn. Aber ihr Pflegevater wollte, daß sie auch noch die Welt besser kennen lernen sollten, ehe sie sich häuslich niederließen. Er versah sie demnach mit Geld und allem Nöthigen, was zu einer weiten Reise erforderlich ist. Hierauf entließ er sie mit seinem Segen, den sie sich auch noch vorher von ihren Eltern erbaten. — Kaum waren sie aber abgereist, als diese in einem schönen Reisewagen abgeholt und auf des Riesen Gut geführt wurden. Er nahm sie freundlich auf und wies ihnen hübsche Zimmer an, die sie künftig bewohnen sollten. „Denn," sagte er, „wir wollen von nun an nur Eine Familie ausmachen,

da ja Eure Söhne auch die meinigen sind." Die guten Leute waren dadurch hoch erfreut, und schlossen sich innig an den gütigen Mann und seine Frau, die auch ihrerseits diese Liebe herzlich erwiederten.

Zwei Jahre brachten die Jünglinge auf ihren Reisen zu, und unverdorben und mit schönen Kenntnissen und Erfahrungen reichlich ausgestattet, kehrten sie zurück. — Wie erstaunten sie aber, ihre Pflegeeltern so reich an Gütern wieder zu finden, und sie mit ihren leiblichen Eltern so eng vereinigt zu sehen.

Däumling, der jetzt zu einem stattlichen Mann herangewachsen war, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, und sein Bruder der Rechtswissenschaft. Da sagte der Riese zu Ersterem: „Du, mein Sohn, sollst der Prediger meines Dorfes sein; und dein Bruder der Verwalter meiner Güter." Hierauf wendete er sich zu den drei jüngsten: „Auch ihr sollt eure Versorgung bei mir finden. Mein Jagdrevier und meine Gärten werden euch Beschäftigung und ein reichliches Einkommen sichern." Hierauf wies er Jedem ein ihm bestimmtes, wohleingerichtetes Haus an.

„Ich habe," fuhr er fort, „euch bisher nichts von meinem großen Vermögen ahnen lassen, weil ich fürchtete, es möge euch lässig in euern Studien machen. Jetzt aber verspreche ich, daß ich euch Alles nach meinem Tode als Eigenthum zurücklassen werde; doch nur unter der Bedingung, daß ihr desselben immer würdig bleibet. Derjenige, der von dem Wege der Tugend abweichen wird, dessen Antheil soll den Armen des Dorfes heimfallen."

Er führte nun Jeden in die ihm bestimmte Wohnung,

deren schöne Lage und innere Einrichtung die Jünglinge hoch erfreute.

Alle gingen die Woche hindurch ihren Geschäften nach, der Sonntag aber war zu einem allgemeinen Familienfest bestimmt, wo sich die Mitglieder Mittags bei den Eltern versammelten, und vereint mit ihnen sich der Erholung und heiterm Geplauder hingaben.

Auch der jüngste Sohn, Benjamin, war nicht vergessen worden. Durch die Hilfsmittel des Riesen und durch eigenen Fleiß und Geschicklichkeit brachte er es in der Malerei so weit, daß er ein berühmter Künstler ward. Er malte ein großes Bild, welches die Lebensgeschichte der Brüder darstellte. In herrlicher Goldrahme schmückte es den großen Saal des Riesen und blieb ein hoch geschätztes Familienerbstück. Däumling aber setzte darunter folgende Worte:

„Stets haben wir Brüder auf Gott vertraut
Und deßhalb das Glück auf Felsen gebaut.“

Das Reh mit dem goldenen Geweih.

Ixion, ein griechischer Fürst, ward allgemein von seinem Volke geliebt, weil er es gütig und gerecht regierte. Er wünschte sich daher sehnlichst einen Erben und Thronfolger, dem er das Wohl und Glück seines Volkes vertrauensvoll in die Hand legen konnte. Endlich ward sein Gebet erhöret. Die Vorsehung gewährte ihm einen Sohn. Der König gelobte, ihn auf das Sorgfältigste zu erziehen. Da aber seine gehäuften Regierungsgeschäfte ihm nicht erlaubten, diese heilige Pflicht selbst zu erfüllen, so berief er die weisesten Männer Griechenlands an seinen Hof, ihren Rath darüber zu vernehmen. Es waren darunter Kriegshelden, Staatsmänner, Philosophen, Derwische (Einsiedler) ꝛc. Der Monarch forderte Jeden von ihnen auf, seine Meinung zu sagen. — Da nahm zuerst der Krieger das Wort und sprach: „Die Fürsten sind nicht allein groß und mächtig durch ausgedehnte Reiche, die sie besitzen, sondern vielmehr dadurch, daß sie ihr Land gegen

innere und äußere Feinde kräftig zu schützen vermögen. Ich stimme demnach für eine kriegerische Erziehung."

„Doch muß sie auf Klugheit, Götterverehrung und Erfahrung gegründet sein," sagte der Derwisch.

„Ganz recht!" versetzte ein geschickter Staatsmann. „Denn nur ein Regent, der weise genug ist, sein Reich nach Innen und nach Außen gut zu verwalten, kann groß und mächtig genannt werden; daher rathe ich vor Allem, ihn zum Staatsmann zu bilden."

„Glücklich und groß kann ein Fürst nach meiner Ansicht nur dadurch sein," sagte der Weltweise, „wenn er mit fester Ruhe in guten und bösen Zeiten das Zepter führt, und unerschüttert seine und seines Volkes Schicksale erträgt."

In gleichem Sinne sprachen auch die Uebrigen, und Jeder hielt seine Ansicht für die beste. Allein der König schien nicht befriediget, und beobachtete ein langes Stillschweigen. Da erhob sich langsam ein Mann in schlichter Kleidung und sprach: „Ich ehre die Gründe und Ansichten dieser Männer; denn alle sind an sich selbst tadellos. Aber ich kenne eine Eigenschaft, die alle anderen in sich schließt: nämlich jeder Fürst sei der Vater seines Volkes; er regiere es mit Güte und Weisheit, und er wird am mächtigsten durch dessen Liebe herrschen; denn Alle werden ihm unaufgefordert zur Seite stehen, wenn Gefahr dem Vaterlande drohet. Diese wird aber selten nahen, denn durch seine Tugenden wird er sich die Liebe, Achtung und Anhänglichkeit auswärtiger Fürsten und Völker zu erwerben wissen. — Und wünschet Ihr, mein König, Euern Sohn zu solcher Bestimmung zu erziehen, so nehmet die Zügel selbst

in die Hand und laßt Euer Leben ihm ein treues Vorbild sein."

Bei diesen Worten verstummte die hohe Versammlung. Der König aber wendete sich zu dem Fremden und sprach:

„Dir, Freund, wer du auch seiest, übertrage ich die Erziehung meines Sohnes. Entferne dich mit ihm vom Geräusche und den Schmeicheleien des Hofes. Bilde sein Herz zur Tugend; lehre ihn sein Volk einst zu beglücken, und sei dann meines Dankes gewiß. — Ich werde dich von Zeit zu Zeit unter einem fremden Namen besuchen, meinen Sohn und deine Erziehungsweise zu beobachten. Ziehe nun mit ihm dahin in Frieden!"

Es blieb bei dem Ausspruche des Königs, und der Fremde entfernte sich mit seinem Zöglinge. Er brachte ihn in eines der schönsten Eilande des Mittelmeeres, das mit den herrlichsten Früchten bedeckt war. Es wuchsen hier in Menge Orangen, Feigen, Mandeln, Weintrauben und viele andere südliche Gewächse. Die Wälder wimmelten von zahmem Wilde, und die Bäume waren mit schöngefiederten Singvögeln bedeckt. Die Luft war rein und mild; man fühlte hier keine Spur von rauher Winterkälte. Der Himmel prangte immerwährend in seiner Klarheit, und sanfte Frühlingslüfte umwehten den jungen Prinzen, dem eine kühle Grotte zum Aufenthalte diente, und grüne, wohlriechende Blätter und weiches Moos zu seinem Lager. Er wurde von Nymphen gepflegt, welche die Insel bewohnten, und durch die Reinheit ihrer Sitten berühmt waren. Anfangs nährte sich der Knabe nur von Ziegenmilch; später reichte ihm Heliodor, so hieß sein

Erzieher, auch die Milch anderer Thiere, um seines Pfleglings körperliche Kraft und Stärke zu befördern. Als aber der heranwachsende Prinz der Milchnahrung nicht mehr bedurfte, so kamen Schwärme von Bienen herbeigeflogen, die ihn mit Honig versorgten. Vögel in Menge pflückten die herrlichsten Früchte und überbrachten sie ihm in ihrem Schnabel. Bei dieser einfachen Kost, und der freien, zwanglosen Erziehung, die der Prinz erhielt, entwickelten sich seine Kräfte so schnell, daß er schon im sechsten Lebensjahre manch' tapferes Probestückchen seiner Stärke mit Ehren bestand. — Damit es ihm aber auch nicht an Gespielen fehlen möchte, so berief Heliodor Genien zu seiner Unterhaltung herbei. Dies waren kleine Götterknaben, die nicht nur mit dem Prinzen muntere Spiele trieben, sondern ihn auch bei jeder Gefahr und Gelegenheit zur Vorsicht mahnten. Als aber die ersten Kinderjahre vorüber waren, mußte sich der Prinz auch ernsteren Studien widmen. Heliodor wählte als Lehrerinnen die neun Musen, die ihn in allen schönen und nützlichen Wissenschaften unterrichteten, so daß er sich bald in jeder derselben auszeichnete. Aber auch seine körperlichen Kräfte zu entwickeln, wurde nicht versäumt. Er übte sich täglich im Ringen, Laufen, Kämpfen und Kriegführen, worin ihm Mars, ein Freund Heliodors, Unterricht gab, und seine Gespielen ihm dabei behilflich waren, indem sie zwei Parteien bildeten, die sich einander scheinbar bekämpften.

König Irion besuchte öfters seinen Sohn, ohne jedoch denselben wissen zu lassen, daß er sein Vater sei. Das Vertrauen und die kindliche Liebe, welche der Prinz zu seinem Erzieher hatte, sollte nicht abgeschwächt werden;

noch weniger sollte der Gedanke seiner königlichen Herkunft den Sohn zum Stolze verleiten.

Als der Prinz das achtzehnte Jahr erreicht hatte, sprach Heliodor:

„Du bist nun in das Alter getreten, mein Sohn, wo es nothwendig wird, daß du die Welt, ihre Sitten, Gebräuche und bürgerlichen Einrichtungen kennen lernest. Da uns aber auf dieser Reise gar mancherlei Unfälle treffen können, so nimm zu unserm Schutze hier diese Leyer.“ Zugleich nahm er das Instrument aus einem Schranke, und hing es dem Prinzen um. „Die Leyer wird uns als Mittel dienen,“ fuhr er fort, „der Menschen Herzen zu erfreuen, und sie uns geneigt zu machen. Auch besitzt sie die Kraft, uns gegen unerwartete Gefahren zu schützen.“

Obgleich der Prinz sehr glückliche Tage in diesem schönen Eilande verlebt hatte, so verließ er es doch mit Freuden, um hinaus zu eilen in die Welt, die seinen wißbegierigen Geist mit neuen Bildern und Erfahrungen schmücken und befriedigen sollte.

Sie reisten zu Fuße, um die Gegenden, die sie durchzogen, genauer kennen zu lernen, und damit sich der Prinz mehr in Entbehrungen und Abhärtung seines Körpers üben möchte. Sie kamen durch herrliche Landstriche, die mit den schönsten südlichen Früchten aller Art prangten, und es war ihnen leicht, sich solche durch die Zaubermacht seiner Leyer zu verschaffen; denn die Griechen, ein geistreiches und zugleich tapferes Volk, liebten Musik und Gesang. Der Prinz durfte nur seine Leyer in Bewegung setzen, und mit seiner wohltönenden Stimme heitere Lieder erschallen lassen, so strömten ihnen freiwillige Gaben von

allen Seiten zu, so daß sie oft mehr empfingen, als sie bedurften. Sie erhielten auch Zutritt bei Vornehmen und Niedrigen, Gelehrten und Künstlern, woran das Land reich war, und die Baudenkmäler sprechendes Zeugniß gaben; denn überall stießen sie auf herrliche Gebäude, kostbare Tempel, mit den herrlichsten Gemälden geziert, Bildsäulen und andere Kunstwerke, die als Ueberreste noch heutigen Tages von Vielen bewundert werden. — Aber sie hatten auch Gelegenheit, zu bemerken, wie ungleich die Glücksgüter unter den Einwohnern vertheilt waren. Eine große Anzahl schmachtete im Elend; Viele trugen des Tages Last und Hitze, um ihr sparsames Brod mühsam zu verdienen, während Andere in schwelgerischem Ueberflusse lebten, und bedeutende Summen verschwendeten, die sie oft durch geringe Anstrengung erworben hatten. Sie mußten aber auch mit Betrübniß wahrnehmen, wie der Arme unterdrückt, der Reiche überlistet wurde, und der Vornehme seine Gewalt über Alle übte; wie die Tugend zurückgesetzt, und das Laster befördert ward; wie der Schmeichler durch Heuchelei sich emporhob, und der Anspruchlose und Tugendhafte nicht beachtet wurde, oder durch Ungerechtigkeit und Verleumdung seiner Ehre und seines Vermögens beraubt wurde. — Der junge Prinz fühlte sich empört durch diese Erfahrungen, und drückte seine Gefühle durch Worte aus: „Warum, mein Vater,“ sagte er zu seinem Begleiter, „warum ist solcher Frevel erlaubt? — Weiß auch der König, des Landes Herr und Beschützer, darum?“

„Schwerlich, mein Sohn; denn er ist ja nur von Solchen umgeben, die stets des Landes Wohl ihm preisen, während in den Hütten der Arbeiter nicht selten die bitterste

Noth herrscht, und mancher Unterthan seufzt unter dem Drucke der Willkür und des Unrechts."

„Schrecklich, schrecklich!" seufzte der Prinz. „O wäre ich ein Fürst, ich würde mich mehr um das Wohl meines Landes bekümmern, die Tugend aufsuchen und belohnen, und das Laster in jedem Stande bestrafen. Besonders aber würde ich darauf bedacht sein, jede wichtige Stelle im Staate nur durch würdige Diener zu besetzen."

„Wohl dem Lande," sprach Heliodor bedeutsam, „dem einst ein solcher Regent zu Theil wird!"

Sie setzten hierauf ihren Weg fort, ohne daß der Prinz ahnte, daß er sein eigenes Land bereiste. Aber er fuhr fort, Alles, was er wahrnahm, war es nun Gutes oder Schlimmes, in ein eigenes, hiefür bestimmtes Tagebuch einzutragen.

Schon hatten sie das an Korn, Wein und Oel reiche Macedonien durchwandert, und den stark bewohnten Berg Athos, der sich gegen 5900 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt, besucht. Auch hatten sie sich in Albanien, dem Vaterlande der Aprikosen, an diesen herrlichen Früchten, sowie an den köstlichen Weintrauben, die hier wachsen, erquickt, als sie jetzt das fruchtbare Thessalien betraten. Hier dufteten ihnen aus schönen, obstreichen Gärten Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Feigen rc. entgegen. Die Hügel waren mit Weinreben, Oliven und Mandeln bedeckt. Auch herrliche Melonen wuchsen auf ihren Anhöhen. Der junge Prinz, sonst sehr an Mäßigkeit gewöhnt, vergaß dies Mal doch die Regeln der Klugheit, und genoß an einem heißen Sommertage, wo er ermattet und erhitzt an der Straße ruhte, so viel von dieser köstlichen, kühlenden

Frucht, daß er schwer erkrankte. Nur ein Wunder konnte ihn retten! Nachdem sein besorgter Pflegevater alle Heilmittel vergebens angewendet hatte, nahm er die goldene Leyer, und spielte darauf die herrlichsten Melodien. Sie drangen wie heilende Sonnenstrahlen in des Jünglings Körper und Gemüth. Freude belebte auf's Neue seinen Blick, und jeder Schmerz schien verschwunden. Kräftiger als je erhob er sich von seinem Lager und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Heliodor aber lächelte und gab ihm stillschweigend die Leyer zurück. — Hierauf setzten sie ihren Weg durch ein liebliches Wiesenthal, Tempe genannt, fort, welches der Fluß Peneus durchströmte. Sie sahen hier herrliches Rindvieh, das ruhig auf der blumenreichen Wiese weidete. Aber plötzlich stürzte auf die beiden Wanderer aus dem Gebirge herab ein wüthender Stier, der von berittenen Männern, die halb Mensch, halb Pferd zu sein schienen, verfolgt wurde. Der Prinz setzte sich so gut er konnte zur Wehre; da er aber keine Waffen bei sich führte, so würde er wahrscheinlich ein Opfer des wüthenden Thieres geworden sein, hätte nicht Heliodor durch die Wunderkraft seiner Leyer dem Prinzen die Kraft eines Herkules verliehen. Muthig ging er nun dem Stiere entgegen, faßte ihn bei den Hörnern und überwand ihn. Nun wollte er auch die übrigen Ungeheuer besiegen; allein die Reiter sprangen sogleich vom Pferde, und zeigten dadurch, daß sie nicht mit dem Thiere verwachsen waren, wie es den Anschein hatte. Sie dankten dem Prinzen und priesen seinen Muth, womit er den Stier erlegt, dem sie in ihrem Gebirge schon mehrere Tage vergebens nachgestrebt hatten. Sie luden zugleich die Reisenden in ihre

Wohnung ein, wo sie dieselben mit Honig und frischer Milch bewirthen wollten. Jene nahmen die Einladung dankbar an, und begleiteten sie. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, als sie das Brummen eines Bären hörten. Da befiel die Männer Furcht und Schrecken, denn sie hatten noch nie einen Bären gesehen. Der Prinz aber, von Klugheit und Muth geleitet, packte das Thier mit Riesenkraft und erwürgte es mit eigener Hand. Die Bergbewohner staunten ihn ehrerbietig an; denn nie hatten sie vorher Aehnliches erlebt. Wie im Triumphe führten sie die Reisenden in ihre Hütten, und setzten ihnen in einfachen Gefäßen Milch, Honig und Käse nebst gutem Brode vor. Während der Prinz sich die einfachen Speisen trefflich schmecken ließ, klagten die Männer, daß schon seit einiger Zeit ein wüthender Eber ihre Pflanzungen verheere. — Der Prinz ließ sich die Gegend zeigen, wo das Thier gewöhnlich hauste, und entfernte sich sofort mit seiner Leyer. Als er an den Ort kam, den man ihm bezeichnet hatte, spielte er sanfte Melodien; da rauschte das Gezweige, und hinter ihm stand der Eber, der Musik lauschend. Als der Prinz sich entfernte, folgte ihm der Eber, zahm wie ein Hündchen, auf dem Fuße nach und ließ sich von der Stunde an wie ein Hausthier behandeln. Die Leute aber, welche gegen den zahmen Eber stets Mißtrauen hegten, schlachteten und verzehrten ihn beim Abschiedsmahl ihrer Gastfreunde, die jetzt ihren Weg weiter fortsetzten. Er ward immer rauher, denn er führte sie hohen Gebirgen entgegen. Als sie hier die Nacht überraschte, sahen sie sich überall nach einem Obdach um. Endlich entdeckten sie eine Höhle, deren Eingang zum Theil mit Gesträuch be-

wachsen war. Sie räumten dies sorgsam hinweg, und traten nun in eine geräumige Halle, deren innere Einrichtung zeigte, daß sie von Menschen bewohnt wurde. Da aber Niemand zugegen war, machten sie sich's bequem, und ruhten aus von ihrer beschwerlichen Reise. Eben wollten sie Speise genießen, als sich geräuschvolle Tritte der Höhle näherten. Ein Riese von ungeheurer Kraft und Stärke trat ein. Er hatte schielende Augen, einen langen Backenbart, struppige Haare und entsetzlich große Hände. Er stützte dieselben auf eine eiserne Keule, und fuhr die Fremden mit rauhen Worten an:

„Wer hat Euch die Erlaubniß gegeben, ohne mein Vorwissen in diese Höhle zu dringen? Solcher Vorwitz kostet Euch das Leben; denn Niemand betritt diesen Aufenthalt ungestraft." Ohne ihre Antwort abzuwarten, erhob er seine Keule und war schon im Begriffe, des Prinzen Haupt zu zerspalten, als Heliodor schnell in die Saiten der goldenen Leyer griff und ihr so herrliche Töne entlockte, daß der Riese, tief ergriffen, seine Waffe fallen ließ. Kaum aber war die Leyer verstummt, so wälzte er ein großes Felsenstück vor den Eingang der Höhle. Hierauf sprach er: „Ihr seht, daß Ihr in meiner Gewalt seid; schon wäret Ihr jetzt Beide ein Opfer des Todes, hätte das Saitenspiel nicht meine Seele besänftiget. Aber ich bedarf jetzt stärkender Nahrung. Es lebt in diesem Gebirge ein herrlich Reh, das sich durch ein goldenes Geweih und ein Halsgehänge von ächten Perlen auszeichnet. Bringt es mir dieser Jüngling lebendig, so wird ihn reicher Lohn erwarten." Der Prinz zeigte sich bereit, seinem Wunsche nachzukommen.

Der Riese öffnete ihm die Höhle, und Heliodor ergriff das Instrument, um dem Riesen während der Abwesenheit des Prinzen die Zeit durch Saitenspiel zu verkürzen.

Der Jüngling durchzog lange die Wälder, bis er die Spur des Rehes entdeckte. Endlich bemerkte er es in einem Dickicht und eilte darauf zu. Je hastiger er es aber verfolgte, desto flüchtiger eilte es durch die grünen Hallen des Waldes. Schon fühlte er sich ermüdet von der langen Jagd, der jetzt die anbrechende Nacht ein Ende machte. Da fiel ihm ein, ob nicht vielleicht Musik Einfluß auf dieses Thier haben könne. Seine Leyer fehlte ihm zwar, aber er kannte die Zauberkraft seines Gesanges und säumte nicht, sie zu benützen. Kaum hatte er aber einige Lieder gesungen, als er schon das goldene Geweih durch das Gebüsche schimmern sah. Lust und Freude erfüllte das Herz des Sängers und ehe der letzte Ton verklungen war, lag das Reh zu seinen Füßen. Willig folgte es ihm zur Höhle des Riesen, dessen Opfer nun das sanfte, herrliche Reh werden sollte. Der Prinz, der das Thier retten wollte, bat den Riesen, es zu schonen. Dieser erwiederte:

„Gut, es soll ihm vor der Hand das Leben geschenkt sein, wenn du dich verbindlich machen willst, mir bis morgen, zum Frühstück, einige Rinder aus dem Stalle meines Freundes, des Riesen Kriton, zu überbringen. Seine Heerden werden des Nachts von einem wachsamen Hirten und einem zweiköpfigen Hunde bewacht, den zu überwinden aber deine Kräfte wohl schwerlich zureichen werden.“ — Der Prinz, dessen Ehrgeiz dadurch aufgestachelt war, zeigte sich hiezu

bereit. — Während er sich nun mit Waffen versah, näherte sich ihm das Reh schmeichelnd, und sah ihm mit dankbaren Blicken in das Auge. Er aber entfernte sich eiligst.

Als der Jüngling sich der Wohnung des Riesen Kriton näherte, erhob der zweiköpfige Hund ein furchtbares Geheul, wovon der Hirt sogleich erwachte und spähend umherblickte. Der Prinz warf dem Hunde Fleisch vor, das er für diesen Fall schon bereit gehalten, dann bemächtigte er sich des Hirten, dem er das Leben zu lassen versprach, wenn er sich ruhig verhalten würde; da aber dieser nicht darauf eingehen wollte, band er ihm Arme und Beine, und verstopfte ihm den Mund, so daß er keinen Laut von sich geben konnte. Jetzt kam aber auch das zweiköpfige Ungeheuer, das seine Lockspeise verschlungen hatte, wüthend auf den Prinzen zugestürzt; es entstand ein furchtbarer Zweikampf, der endlich mit dem Tode des Hundes endete. Ungehindert bemächtigte sich nun der Jüngling einiger Rinder, und brachte sie glücklich zur Höhle. — Kaum waren sie aber verzehrt, als der Riese abermals drohte, das Reh zu tödten, wenn der Prinz ihm nicht kostbare Früchte überbringen wollte, die nur allein in den Gärten der Hesperiden zu finden seien, und von einer unbezwingbaren Schlange bewacht würden. — Das Reh sah bei diesen Worten den Prinzen so flehend an, daß er nicht umhin konnte, in das gefährliche Unternehmen zu willigen.

Als der Jüngling sich den Gärten der Zauberinnen näherte, erblickte er vor deren Eingang eine mächtige Schlange, die nach ihm züngelte. Doch schnell besonnen schürte der Prinz ein großes Feuer, und schob die glühenden Brände dem Thiere immer näher, so daß es davon

geblendet, nicht mehr wußte, wohin es blicken sollte. — Der Prinz aber benützte diesen Augenblick, tödtete es, und pflückte nun ungehindert von den Früchten, die er nach der Höhle brachte. — Doch auch damit noch nicht zufrieden, verlangte der Riese, daß er in einem Zeitraume von wenigen Stunden, während welcher er einen Gang in den Wald machen wollte, die weite Umgebung der Höhle, die dicht mit Dornen bewachsen war, davon reinigen sollte. — „Bis ich zurückkehre," befahl er barsch, „muß die Arbeit vollendet sein, oder das Blut des Rehes soll die Erde röthen."

Jetzt winkte Heliodor dem Prinzen; er gab ihm die Leyer und bedeutete ihm, vor der Höhle darauf zu spielen. — Kaum ertönten aber die ersten Laute, als brennende Sonnenstrahlen sich herab senkten, und das Gesträuche entzündeten, so daß das Feuer in hellen Flammen ausbrach, die so lange um sich griffen, bis sie keine Nahrung mehr fanden, und die ganze Umgegend rein und urbar geworden war.

Als der Riese heimkehrte, glaubte er seinen Blutdurst befriedigen zu können. Wie erstaunte er aber, als er keine Spur mehr von den Dornen erblickte! — Doch dadurch noch mehr gereizt, schwur er, das Thier auf grausame Weise zu tödten, wenn der Prinz ihm nicht die Streitrosse des Königs von Thracien lebendig überbringen würde. — Heliodor zeigte Unzufriedenheit mit dem unermüdeten Begehren des Riesen; aber der Prinz ließ sich davon nicht abschrecken und versprach, die That zu vollbringen.

Er traf die Thiere auf der Weide, und es schien ihm leicht, sich ihrer zu bemächtigen; allein sowie er versuchte, sich ihnen zu nähern, spieen sie feurige Flammen aus ihrem Rachen, so daß sich die Hitze davon weit umher

verbreitete. — Da sann der Prinz auf andere Mittel, sich ihrer zu bemächtigen. Er ließ einen Teig bereiten, unter den er Kräuter mischte, welche die Kraft besassen, eine Zeit lang die Sinne zu betäuben. Nun wurde der Teig zu Kuchen gebacken und den Rossen vorgeworfen. Auch ihren Hütern gab er davon, die alsobald einschliefen, bis auf einen, der wenig von dem Backwerke genossen hatte. Diesem übergab der Prinz einen Brief an den königlichen Besitzer der Rosse, worin er ihm anzeigte, daß er die Thiere auf Befehl des Riesen von der steinernen Höhle entführt habe. Den Boten beschenkte er reichlich, damit er das Schreiben sicher überbringen möchte, was auch geschah. — Hierauf legte der Prinz den betäubten Pferden Zaum und Zügel an, und führte sie davon. Kaum hatte er sie aber dem Riesen ausgeliefert, als sich Kriegsgeschrei vernehmen ließ und ein Herold im Namen des Königs von Thracien den Besitzer der Höhle aufforderte: „die geraubten Rosse zurück zu geben.“ — Da wüthete der Riese und schwor, das Reh und den Prinzen zu vernichten, wenn Letzterer ihn nicht von diesem Feinde, an den er ihn vermuthlich verrathen, befreite.

„Ich bin dazu bereit,“ sagte der Prinz, „wenn Ihr an meiner Seite fechten wollet.“

Der Riese willigte ein, und der Kampf begann. Sie hatten Hunderte gegen sich. Und obgleich der Riese und der Prinz mit staunenswerther Tapferkeit kämpften, so schien es doch bei der überlegenen Zahl unmöglich, den Sieg zu erringen, — als plötzlich die vier feuerspeienden Rosse, welche von ihrer Betäubung wieder erwacht waren, hervorbrachen, sich unter den Feind stürzten, und denselben in die Flucht trieben.

Der Riese kehrte mit dem Prinzen zurück in die Höhle. Er schien zufrieden mit dessen Thaten; wenigstens drohte er nicht mehr, das Reh zu vernichten. Auch fühlte er sich so ermüdet von dem Kampfe, daß er nicht vermögend war, das Felsenstück vor den Eingang der Höhle zu wälzen, und diese nun offen stehen blieb, während der Unhold sich einem tiefen Schlafe überließ. Die Reisenden aber benützten den günstigen Augenblick und ergriffen die Flucht. Das Reh eilte in freudigen Sprüngen voraus und führte sie nach Livadien, dem Berge Parnassus zu. An seinem Fuße befand sich eine Höhle, aus der ein dicker Dampf emporstieg, welcher die Kraft besaß, Alle, die sich ihm näherten, in eine dem Wahnsinne ähnliche Betäubung zu versetzen. Heliodor kannte die Kraft dieser Dämpfe, und entfernte sich eiligst mit dem Prinzen.

Das Reh, sie immer begleitend, führte sie jetzt den Musenbergen Helikon und Citharon zu. Als sie sich ihnen näherten, hörten sie schon in der Ferne das Saitenspiel der Göttinnen, von lieblichen Gesängen begleitet. Es tönte so reizend vom Gipfel herab in die Thäler, daß jedes Ohr es mit Entzücken vernahm, und mit unwiderstehlicher Gewalt zog es den Wanderer den Berg hinan.

Jetzt hatten die Reisenden den Berg Helikon erstiegen. Sie traten in die Versammlung der Göttinnen, unter denen sich auch Diana, Schwester des Apolls, mit einigen ihrer Lieblingsnymphen befand. Sie war mit Köcher und Pfeilen bewaffnet, weil sie die Jagd liebte; in ihrem Haare glänzte die Sichel des Mondes, dessen sanftes Bild sie war. — Wie erstaunte aber der Prinz, als sie sich freudig seinem Pflegevater Heliodor näherte, ihn zärtlich umarmte und

ihren geliebten Bruder nannte. Auch die Musen umgaben ihn ehrerbietig und brachten ihm ihre Huldigung dar, während die Nymphen sich achtungsvoll in die Ferne zurückzogen, und das Reh mit dem goldenen Geweih sich schmeichelnd zu Diana's Füßen legte. Noch weit mehr erstaunte er aber, als plötzlich an Heliodor's Stelle ein blühender Jüngling stand, mit der goldenen Leyer in der Hand und von Sonnenstrahlen umgeben, die ihren Glanz weit umher verbreiteten. Er wendete sich zu dem Prinzen und sprach:

„Ich bin Heliodor der alte, oder Apoll der neue Sonnengott. Diese Leyer habe ich mir zum Sinnbilde der Freude gewählt, damit den Kummer der Herzen zu verscheuchen und Ruhe und Heiterkeit in die Seelen zu bringen, Und diesen silbernen Bogen führe ich, um die Sterblichen, wenn ihre Stunde gekommen ist, sanft von den Fesseln des Körpers zu befreien. — Aber auch du," fuhr er fort, „bist nicht, was du bisher zu sein schienst, der Pflegesohn eines einsamen Insulaners, sondern der Sohn eines mächtigen Fürsten, den du zwar nie unter seinem wahren Namen gekannt, den du aber um seiner Liebenswürdigkeit und seiner Tugenden willen von Kindheit an geliebt hast. Er besuchte dich oft, wie du wohl weißt, unter dem Namen eines einfachen Landmannes. Ich, Prinz, habe immer dein Volk, und den Stamm deines Hauses geliebt, weil die Fürsten, die daraus hervorgingen, sich stets angelegen sein ließen, ihr Land zu beglücken, das ihrer würdig war. Vor allem Andern aber wünschte besonders dein edler Vater sich einen tugendhaften, würdigen Nachfolger und Besitzer seines Thrones.

Er flehte die Götter täglich darum an, und er ward erhört. Damit aber seine frommen Wünsche vollkommen erfüllt würden, unterzog ich mich selbst deiner Erziehung. Du hast meine Erwartung gerechtfertiget, und dir dadurch meine Liebe und Achtung erworben. Erhalte sie dir auch künftig durch eine weise und gerechte Regierung deiner Staaten, wenn du einst den väterlichen Thron besteigen solltest. Damit dir aber auch eine tugendhafte, sittsame Gemahlin zur Seite stehe, hat meine Schwester das Geschäft übernommen, sie für dich zu erziehen." — Er griff in die Saiten seiner Leyer und schon bei den ersten, schmiegenden Tönen ward das schöne Reh in eine blühende Jungfrau umgestaltet. Das Geweih hatte sich in eine goldene Krone, als Sinnbild ihrer königlichen Abkunft, verwandelt, und die kostbare Perlenschnur schmückte jetzt einen blendend weißen Hals. Der Prinz und die Prinzessin sanken zu Apollo's und Diana's Füßen nieder. Sie konnten keine Worte finden, ihren Dank auszusprechen; aber ein Strom von Freudenthränen entquoll ihren Augen. Sie bestiegen hierauf den Sonnenwagen, und Apoll selbst führte das glückliche Paar dem entzückten Vater zu. Doch unbeschreiblich war des Königs Erstaunen, als er vernahm, wer der Erzieher seines Sohnes gewesen. Er und das ganze Land priesen sich glücklich, aus einer solchen Schule den künftigen Regenten des Reiches hervorgehen zu sehen. Der Prinz erfüllte als König die Hoffnungen und Wünsche seines Volkes, indem er durch eine weise, väterliche Regierung sein Land zu Glück und Wohlstand emporhob.

Der goldene Schuh.

In einer ansehnlichen Stadt lebte einst eine reiche Wittwe, Mutter von drei Töchtern. Die zwei ältesten waren sehr hübsche Mädchen und für ihr zartes Alter schon groß und wohl gewachsen. Die jüngste, Klorine, war weniger schön, klein von Person, und hatte rothe Haare. Sie wurde daher von ihrer Mutter und ihren Geschwistern zurückgesetzt, und zuweilen sehr hart behandelt, obgleich sie sich bemühte, Allen gefällig zu sein, und durch ein bescheidenes und gehorsames Betragen sich die Liebe ihrer Mutter zu erwerben. Während ihre älteren Schwestern beim Unterrichte nicht die geringste Aufmerksamkeit zeigten, zog sich Klorine nie den leisesten Tadel zu, denn sie bestrebte sich aus allen Kräften, Nützliches zu lernen, um dadurch ihr Herz und ihren Geist zu bilden. Sie erfüllte ihre Pflicht mit Lust und Liebe und erwarb sich dadurch nebst einem reichen Schatz von Kenntnissen auch die vollste Zufriedenheit ihrer Lehrer. Dies

verdroß aber Klorinens Schwestern gar sehr, und sie suchten sie dafür auf alle Weise zu kränken und der mütterlichen Liebe zu berauben, was um so leichter war, als Klorinens Mutter mehr äußere als innere Vorzüge achtete, und den größten Werth in Reichthum, Schönheit und äußern Glanz setzte. Da nun Klorine nicht hübsch war, und besonders die rothen Haare Allen mißfielen, so hatte das arme Mädchen viel durch die Gleichgiltigkeit ihrer Mutter und die Verachtung ihrer Schwestern zu leiden; sie trug aber Alles mit Geduld und war nur um so mehr bestrebt, ihre äußern Mängel durch innere Vorzüge zu ersetzen. So verstand sie nicht nur, in kurzer Zeit ihre Muttersprache vollkommen gut zu lesen und zu schreiben, sie lernte auch andere Sprachen mit Leichtigkeit. Sie konnte trefflich rechnen, spielte gut Klavier und zeichnete sehr schön, während ihre Schwestern noch kaum die Anfangsgründe hievon gefaßt hatten. Ihre freien Stunden wendete sie darauf, Handarbeiten zu erlernen, als Nähen, Stricken, Wäschezeichnen, Sticken &c. — Ihre Geschwister wußten von allem Diesen wenig. Denn sie verschwendeten die kostbare Zeit mit unnützen Tändeleien, Putzsucht und Vergnügungen, worin sie leider von ihrer Mutter unterstützt wurden, während Klorine die niedrigsten Hausarbeiten verrichten mußte und sich bei allem Gehorsam und allem Fleiß weder Dank noch Zufriedenheit erwarb. Ja, sie wurde nicht selten bitter geschmäht, wenn sie die ihr auferlegten Geschäfte nicht schnell genug erledigte. War Klorine genöthigt, in einer Gesellschaft zu erscheinen, so drängte sich Alles zu ihren schönen Schwestern, die im neuesten Putze auftraten, und Klorine, das einfach gekleidete,

bescheidene Mädchen, deren innern Werth man nicht kannte, blieb unbeachtet und verlassen stehen. Durch diese ungerechte Zurücksetzung verlor sie aber nur immer mehr die Achtung ihrer Mutter, die ihr zuletzt gebot, ganz von solchen Gelegenheiten zurück zu bleiben, und sich dafür häuslichen Geschäften zu widmen. Die gehorsame Klorine fügte sich gerne diesem Befehle und während Mutter und Geschwister dem Vergnügen nachjagten, besorgte sie mit stiller Geschäftigkeit das Hauswesen. Waren gesellschaftliche Unterhaltungen in ihrem eigenen Hause, so hatte sie den Auftrag, den Thee zu bereiten, und für die Bequemlichkeit der Gäste zu sorgen, worauf sie sich nach dem Wunsche ihrer Mutter wieder in ihr einsames Gemach zurückziehen mußte. So kam es denn, daß Klorine ganz von der Welt vergessen wurde; man hielt sie nicht mehr für die Tochter des Hauses, sondern blos für ein Dienstmädchen. Je älter aber Klorine ward, desto mehr schmerzte sie die unverdiente Zurücksetzung und Lieblosigkeit der Ihrigen.

Als sie nun eines Tages wieder allein zu Hause saß, und einen großen Haufen Erbsen vor sich liegen hatte, die sie auf Befehl der Mutter in kurzer Zeit reinigen sollte, weinte sie bitterlich und blickte tief betrübt zum Himmel. Da fielen ihre Augen auf eine Taube, die, an die Scheiben pickend, vor dem Fenster stand. Klorine liebte diese Thiere, und öffnete langsam das Fenster, um Futter zu streuen; das Täubchen aber setzte sich auf ihre Hand, und pickte sie mit ihrem Schnabel, der von reinem Golde glänzte. Auch ihr Gefieder war von großer Farbenpracht. Da die Taube nicht aufhörte, das Mädchen zu liebkosen, so drückte sie das schöne Thier an ihre Brust und rief vergnügt aus:

„Ach! wie wohl ist es mir, doch endlich von einem lebendigen Geschöpfe geliebt zu werden!“ — Sie setzte das Thier auf den Tisch neben sich, um ihre Arbeit nicht zu versäumen; dieses aber schickte sich sogleich an, ihr dabei behilflich zu sein, indem es mit seinem Schnabel die Spreu heraussuchte. Und dies ging so schnell, daß die Arbeit in kurzer Zeit vollendet war. Klorine nahm jetzt die Taube auf den Schoos. Sie küßte und streichelte sie, sprach liebreiche Worte zu ihr, und fragte endlich scherzend:

„Woher stammst du denn, Täubchen, daß du so schön aussiehst und mir so liebreich beistehest?“ Und das Thier erwiederte zu Klorinens großem Erstaunen:

„Ich stamm' aus einem Feenland,
Das weit und breit ist wohl bekannt;
Wo man nur auf das Innere schaut,
Dem äußern Glanz gar selten traut.“

„Ach, in einem solchen Lande möchte ich wohnen!“ seufzte Klorine. „Wie würde ich mich bestreben, immer besser und besser zu werden!“

„Dies muß auch hier dein Streben sein,
Dann wirst du Alle hoch erfreu'n.
Die dir von Herzen zugethan;
Dich leiten auf der Tugendbahn.“

Nach diesen Worten flatterte die Taube zum Fenster hinaus, und ließ sich lange Zeit nicht wieder sehen.

Die drei Töchter wuchsen indessen zu Jungfrauen heran. Die zwei älteren waren sehr schön, hatten einen vornehmen Anstand, und tanzten vortrefflich. Klorine

tanzte zwar auch schön, und ihr sittsamer Anstand, sowie ihre feinen Sitten zeichneten sie vortheilhaft aus; aber ihre rothen Haare verdunkelten alle ihre innern Vorzüge. Niemand unterhielt sich mit ihr, da man die rothen Haare als Merkmal eines bösen Gemüthes betrachtete. So oft also ihre Schwestern auf den Ball gingen, saß Klorine in ihrem einsamen Zimmerchen und beschäftigte sich mit Arbeiten, die ihr aufgetragen waren, und die sie durch Fleiß schnell zu erledigen suchte, um nachher sich durch Lesen und Schreiben zu vergnügen. Bisher war ihr der Verzicht auf ein Ballvergnügen nicht schwer geworden; denn immer fand sie schöne Bücher vor ihrem Fenster liegen, oder Schreibpapier und Federn, ohne daß sie wußte, wie dies Alles dahin gekommen war, noch wer jene abholte, wenn die Bücher gelesen waren. — Als sie aber eines Tages vernommen hatte, daß eine edle Dame, die Herzogin von G . . . ., die alle ihre Kinder verloren hatte, in der Absicht angekommen sei, sich unter den Töchtern ihrer Vaterstadt eine Pflegetochter zu wählen, die ihrem Herzen angemessen war, fiel es Klorine schmerzlich, sich von der Reihe der Bewerberinnen von vornherein schon ausgeschlossen zu sehen. Das Geburtsfest der Fürstin war herangenaht; es sollte durch einen glänzenden Ball gefeiert werden, bei dem alle Theilnehmer der Fürstin Geschenke zu Füßen legen wollten. Auch Klorinens Mutter und Schwestern beabsichtigten, zu erscheinen.

Schon brach der Abend herein, und es fing an, zu dunkeln. In reichem Ballschmucke verließen Mutter und Töchter jetzt das Haus, um dem Feste beizuwohnen; — nur Klorine mußte zu Hause bleiben. — Sie kehrte jetzt

traurig in ihr Zimmer zurück, und dachte eben über ihr hartes Schicksal nach, als es am Fenster klopfte, und sie ihr liebes Täubchen erblickte, das sie schon lange nicht gesehen hatte. Sie nahm es herein, streichelte und küßte es. Das Thier sprach:

„Warum bist du so traurig, Klorine?“

„Ach, warum sollte ich es nicht sein, da ich von Jedermann verachtet und verstoßen bin!“

„Nicht von Jedermann! Man kennt deine guten Eigenschaften nicht. Zeige dich, wie du bist, und man wird dich lieben.“

„Wie kann ich dies, wenn ich, ausgeschlossen von allem geselligen Umgange, mein Leben in der Einsamkeit zubringen muß?“

„Was hindert dich, Theil an dem heutigen Feste zu nehmen?“

„O nimmermehr hätte dies meine Mutter zugegeben! Sie schämt sich meiner, besonders meiner rothen Haare wegen.“

„Maskire dich, und Niemand wird dich unter der Verkleidung erkennen.“

„Aber wie könnte ich gegen den Willen meiner Mutter einen solchen Schritt wagen?“

„Ich will ihn verantworten.“

„Du, mein Täubchen? Ha, ha, ha! Sie würde nicht auf dich achten und mich allein zur Verantwortung ziehen, und das mit Recht, wenn ich ihr nicht gehorsam wäre.“

„Folge meinem Rathe! Begib dich auf den Ball, und überlasse mir die Sorge, deine Mutter zu versöhnen. Nie werde ich eine unrechte Handlung von dir verlangen.“

„Wo sollte ich aber Kleider hernehmen, und ein Geburtstagsgeschenk, was doch Alle zum heutigen Feste bringen? Und wie könnte ich zu Fuße und ohne alle Begleitung in einer solchen Versammlung erscheinen wollen? Und würde ich nicht durch meine Haare sogleich Jedermann auffallen und erkannt werden?"

„Alle diese Schwierigkeiten sollen gehoben werden, wenn du einwilligest."

„Es sei!" erklärte Klorine, „wenn ich dadurch meiner Mutter keine Kränkung zufüge."

Bei diesen Worten öffneten sich von selbst die Fenster, und es flog ein Korb herein, der mit werthvollen Kleidern und Juwelen gefüllt war. Klorine erstaunte bei dieser Pracht, bewunderte Alles, und wählte davon ein einfaches Kleid von weißem, glänzendem Atlas, und dazu einen Kranz von Immergrün. „Denn," sagte sie, „dieser möchte wohl am passendsten für mein goldfarbiges Haar sein." —

Da breitete die Taube plötzlich ihre Flügel aus, umflatterte drei Mal Klorinens Haupt und sprach:

„Du rothes Haar
So fein und klar,
Verwandle dich in blond Geflecht,
Dann bist du allen Menschen recht."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als Klorinens Haupthaar in blonden Locken auf ihre Schultern herabfiel.

„Ach!" seufzte Klorine, „wenn mir doch das blonde Haar für immer bliebe!"

„Laß es gut sein!" erwiederte die Taube, die ihre Gedanken errathen hatte; „ein gutes Gemüth ist schöner,

als blondes Haar. — Nun aber eile dich, denn das Fest beginnt."

„Aber so allein," sagte Klorine, „ohne alle Begleitung? Ich zittere, in dieser glänzenden Gesellschaft zu erscheinen!"

„Folge unbesorgt deinem Begleiter, der dich unten im Wagen erwartet, und der Herzogin auch ein Geschenk in deinem Namen überreichen wird."

Beklommen folgte Klorine der Taube, die voraus schwebte und sie zu einem prächtigen Gefährte, mit herrlichen Pferden bespannt, führte. Reich gekleidete Diener standen ehrerbietig an dem Wagen, und halfen ihr hinein. Hier empfing sie ein lieblicher Knabe, der ein kostbares Geschenk für die Herzogin in der Hand hielt. Es war ein Bäumchen ganz von Gold, und Früchte von Edelsteinen hingen an den Zweigen. Aber Klorine beachtete es nicht, denn sie war voll banger Erwartung, was da kommen würde. — Und als der Wagen hielt, und die Diener sie aus demselben hoben, wußte sie nicht, was sie beginnen sollte. Aber der Knabe ging voraus und sprach ermunternd:

„Fürchte dich nicht, liebes Kind,
Folg' mir herzhaft und geschwind.
Denn eben tritt die Fürstin ein
Umstrahlt vom hellen Lichterschein."

Mit diesen Worten schritt er die Stufen hinan; Klorine folgte an seiner Seite. Die Flügelthüren des Saales wurden geöffnet, und Alles wich erstaunt vor dem Anblicke des kostbaren Geschenkes zurück, das Klorinens

Begleiter trug. Er näherte sich damit der Herzogin und redete sie also an:

„Ich bin der Page Wunderhold
Und bring' ein Bäumchen ganz von Gold,
Mit Früchten d'ran von Edelstein,
Sie seien, Fürstin, alle dein!
Empfange sie mit holdem Sinn,
Sie bringen Freud' dir und Gewinn."

„In diesem Falle," versetzte die Herzogin lächelnd, „ist das Geschenk für mich von großem Werthe, und ich nehme es mit Vergnügen an. Aber sage doch, schöner Knabe, wie nennt sich deine holde Gebieterin, die so bescheiden dir zur Seite steht?"

„Ihr Name ist hier kaum gekannt
Zur Schande für ihr Vaterland;
Denn trefflich ist sie, rein und gut,
Großmüthig und voll Edelmuth.
Willst du ihr deine Liebe schenken,
Darfst du darob dich nicht bedenken."

„Wenn ihr Gemüth beschaffen ist, wie du mir es schilderst, so habe ich gefunden, was ich suche, und sie wird an mir die treueste Freundin besitzen." Zugleich nahm sie Klorinen bei der Hand, führte sie an einen Sitz, und ließ sich neben ihr nieder. Hier suchte sie ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; allein das arme Mädchen war so erschrocken und verlegen, daß es Mühe hatte, sich zu erholen, und der Herzogin Rede zu erwiedern. Aber bald verlor sich ihre Scheu; sie fühlte sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen, und entwickelte im Laufe des Gespräches

so viel Geist und Verstand, der zugleich ein treffliches Herz verrieth, daß die Fürstin sie in kurzer Zeit überaus lieb gewann. So oft sie aber nach Klorinens Familiennamen fragte, so schwieg diese verlegen still, und blickte ängstlich nach dem kleinen Pagen, der hinter ihrem Sitze stand. Er suchte dann jedes Mal das Gespräch durch eine Frage an sie zu unterbrechen. „Hast du denn nicht Lust," fragte er schalkhaft, „mit dem besten Tänzer in diesem Kreise zu tanzen?" Klorine willigte ein. Aber es ergriff sie eine unbeschreibliche Angst, denn noch niemals hatte sie in einer öffentlichen Gesellschaft getanzt. Doch die Bescheidenheit, mit der sie auftrat, gab ihren Bewegungen einen eigenen Reiz, wodurch sie allgemeinen Beifall erntete. Als der Tanz geendiget war, gab sie dem Pagen, der sie nicht aus den Augen ließ, einen Wink, ihr zu folgen, und sie entfernte sich mit ihm, ohne im Gedränge der Gäste beobachtet zu werden. Der Wagen stand schon vor der Hausthür bereit, und sie kam wohlbehalten und unerkannt in ihre Behausung zurück. Bald hatte sie sich ihres Schmuckes entledigt, und schlicht und einfach gekleidet saß sie wieder in ihrem stillen Kämmerlein; auch die blonden Haare waren verschwunden und die feuerrothen Flechten hingen wie früher über ihren Nacken herab.

Als Klorinens Mutter und Geschwister von dem Balle zurückkamen, konnten sie nicht aufhören, von dem unbekannten schönen Mädchen, dem kleinen Pagen, und dem kostbaren Geschenke, das er gebracht, zu sprechen. Die eine lobte ihren Anstand, die andere ihre schöne Figur, die dritte ihr einnehmendes Wesen u. s. w. Klorine, welche ihrer Mutter beim Entkleiden behilflich war, hörte dies

und dachte: Wie trügend ist doch das Vorurtheil und der äußere Schein! Alle diese Eigenschaften sehen sie an mir täglich vor Augen, ohne sie zu bemerken, noch zu beachten.

Die Herzogin war sehr betroffen, als Klorine nicht mehr zu ihrem Sitze zurückkehrte. Auch konnte sie, trotz aller Nachforschungen, nicht erfahren, wohin sie gekommen war; sie hatte einen solchen Eindruck auf ihr Herz gemacht, daß sie ihr Bild nicht mehr vergessen konnte, und Alles aufbot, ihren Aufenthalt zu entdecken. Aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich; das Mädchen blieb spurlos verschwunden.

Es war eine geraume Zeit verflossen, und man hörte nicht mehr von jenem Feste sprechen. Auch die Herzogin verbarg ihren Wunsch, sich eine Pflegetochter unter den Töchtern des Landes zu wählen; denn immer hing ihr Herz noch an Klorinen, deren Benehmen ihr so wohl gefallen hatte. In der Hoffnung, sie noch einmal zu sehen, veranstaltete sie bei Gelegenheit ihres Namenstages abermals ein großes Fest.

Klorinens Mutter und Schwestern waren dazu schon mit großen Vorbereitungen beschäftigt. Klorine hatte nun wieder alle Hände voll Arbeit, um Mutter und Schwestern zu befriedigen. Auch die letzte Nacht vor dem Feste sollte sie noch aufbleiben, ein Kleid zu garniren; allein der Schlaf übermannte sie, und sie sank davon überwältiget auf ihr Ruhebett, ohne zu erwachen, bis die Frühglocke sie zum Ankleiden ihrer Mutter und Schwestern rief. Wie erschrack sie aber, als sie sich beim Erwachen erinnerte, daß das Kleid unvollendet geblieben. Da pickte es am Fenster. — Ein Flügel öffnete sich von selbst, und das

Kleid flog herein, geziert mit einer prächtigen Garnirung. Als Klorine es ihren Schwestern überreichte, lobten sie zum ersten Male ihren Geschmack und ihren Fleiß. Es that Klorine aber wehe, sie zu täuschen, und sie sprach mit Thränen im Auge:

„Ich verdiene dieses Lob nicht.“

Jene aber nannten sie eine allzu bescheidene Thörin, und hießen sie das Zimmer in Ordnung zu bringen.

Der Abend war hereingebrochen und Mutter und Geschwister zum Feste gefahren. Klorine sammelte indessen die umherliegenden Kleidungsstücke, und brachte sie an Ort und Stelle. Eben betrat sie ihr einsames Zimmerchen, als das Täubchen mit seinem goldenen Schnabel das Fenster berührte. Freudig öffnete es Klorine und drückte das liebe Thierchen an ihr Herz. Das Thierchen aber flüsterte:

„Mach' dich bereit,
Denn du mußt heut'
Mit Andern dich vereinen,
Und bei dem Fest erscheinen.“

„Wie könnte dies sein!“ rief Klorine. „Es ist schon so spät, und ich bin nicht festlich angekleidet.“

„Ein bescheidener Anzug,“ erwiederte die Taube, „ist bald geordnet. Auch wartet schon der Page mit einem Geschenke unten im Wagen.“

„Und was werde ich mit meinem Haare machen, um nicht erkannt zu werden?“

„Du kannst es mit einem Schleier bedecken,“ sagte die Taube gleichgiltig.

Klorine seufzte darüber im Geheim. Doch hatte sie

nicht Zeit, sich weiter auszusprechen, denn es flogen die Fenster auf, und ein Korb schwebte mit Kleidern und anderem Putze herein. Klorine wählte dies Mal ein blaues Kleid mit weißen Rosen besetzt. Ihr Haupt bedeckte sie mit einem dichten Schleier, der auf ihre Schultern herabfiel, und auch das Antlitz theilweise verhüllte.

Wie das erste Mal, erreichte Klorine ungehindert den Festsaal. Ihr zur Seite ging der Page. Er hatte, wie sie, ein blaues Gewand an, das aber mit Perlen und Diamanten gestickt war. Auf seiner Hand saß ein Paradiesvogel, mit weichem, sammtartigem Gefieder, das in allen Farben schillerte. Sein Hals war mit einem kostbaren Geschmeide geschmückt, das aus vielfarbigen Edelsteinen bestand und von großem Werthe war. Klorine nahm ihn aus des Pagen Hand und überreichte ihn der Herzogin, indem sie ein Knie vor ihr beugte. Der Vogel aber schwang jetzt seine Flügel, und es verbreiteten sich im Saale sogleich die herrlichsten Wohlgerüche von Ambra und Rosenöl. Die Fürstin streichelte das herrliche Thier und sprach:

„Woher kommst du, schöner Vogel, und wer ist die holde Gebieterin, die ihn mir zum Geschenke bringt?“ — Der Vogel antwortete:

„Ich stamme aus Neuguinea, obgleich die meisten meiner Verwandten auf den Molukkischen Inseln leben, woselbst sie unter dem Schutze einer mächtigen Zauberin stehen, die auch deine Beschützerin ist. Meine junge Gebieterin hier kenne ich erst seit Kurzem, und kann dir daher ihren Familiennamen nicht nennen.“

Die Herzogin und Alle, die sie umgaben, waren

ungemein verwundert, einen Vogel in so sanften Lauten sprechen zu hören, und Alle wendeten sich mit Fragen an ihn. Allein er antwortete nicht weiter, und blieb stumm. Um so mehr unterhielt sich jetzt die Fürstin mit Klorinen, die sie immer lieber gewann, je mehr sie den Reichthum ihres edlen Herzens und die herrlichen Eigenschaften ihrer Seele durchschaute. Aber Klorine verschwieg ängstlich ihren Namen, weil sich das arme Mädchen vor den Vorwürfen ihrer Mutter fürchtete, wenn diese erfahren sollte, daß sie ohne ihre Erlaubniß das Fest besucht habe. So gern sie sich noch länger mit der gütigen Fürstin besprochen hätte, so war sie doch bedacht, den Saal unbemerkt zu verlassen, was ihr auch gelang. — Die hohe Dame vermißte sie aber gar bald, und gebot ihren Dienern, ihr nachzugehen, und ihre Spur zu verfolgen. Als der Paradiesvogel diesen Befehl vernahm, erhob er sich von selbst, und flatterte zum Fenster hinaus. Sehr betrübt war nun die Herzogin über diesen doppelten Verlust. Es dauerte aber nicht lange, so kam der Vogel zurück. Er hielt einen Schuh von der feinsten Goldarbeit in seinem Munde, legte ihn zu der Fürstin Füßen nieder und sprach:

„Das schöne Kind ist vor dem Haus verschwunden.
Doch habe ich hier diesen Schuh gefunden:
Er ist von Gold und zierlich klein
Und muß daher ihr eigen sein.
Paßt er dem netten Fuße an,
Kennt die Besitzerin man d'ran."

„Du hast recht, mein Vogel!" sagte die Herzogin, „und ich danke dir für deine Mittheilung. Gleich Morgen werde ich mich bemühen, das holde Mädchen zu entdecken.

Finde ich sie, und der Schuh paßt an ihren Fuß, so werde ich sie an Kindesstatt annehmen; denn ich liebe sie, als wäre sie meine eigene Tochter."

Nach diesen Worten entfernte sich die Fürstin. Die Anwesenden aber unterhielten sich noch lange über diesen Vorfall, und jedes Mädchen nahm sich vor, ihren Fuß so sehr als möglich zu zwingen, damit er in den Schuh passen möchte.

Den folgenden Morgen fuhr die Herzogin mit dem goldenen Schuhe und dem Paradiesvogel zur Seite, vor jedes Haus, wo sie die Eigenthümerin des Schuhes vermuthete. Doch der Versuch mit dem Schuhe war vergebens; bald war er zu groß, bald zu klein, bald zu eng, bald zu weit. Nun blieb nur noch Klorinens Familie übrig. Die Herzogin begab sich auch dahin und wurde mit großer Freude und Auszeichnung empfangen. Die zwei ältern Schwestern zweifelten gar nicht, daß der Schuh einer von ihnen anpassen würde, und sie entfernten sich sogleich damit, um den entscheidenden Versuch zu machen und nöthigen Falls mit Gewalt den Fuß in den Schuh einzuzwängen. Da aber der Schuh von Metall war, so ließ er sich nicht um eines Haares Breite dehnen. Schon verzweifelten die Schwestern an dem Gelingen, als der ältesten einfiel, ein Stückchen von ihrer großen Fußzehe abzuschneiden, damit der Fuß kürzer würde. Sie sagte bei sich selbst: „Ich lege dann vor der Hand Heftpflaster auf die Wunde, und überwinde auf kurze Zeit meinen Schmerz, um dadurch reich und vornehm zu werden. Ist dann die Wahl geschehen, so habe ich immer Zeit, mich zu pflegen, bis ich geheilt bin." Ihre Schwester wollte

sie zwar von diesem Vorhaben abhalten; doch umsonst! — sie vermochte es nicht zu hindern. — Als jene aber vor der Herzogin erschien, und den goldenen Schuh vorzeigte, der vollkommen an ihren Fuß paßte, erschrack die gute Fürstin sehr; denn unter allen Mädchen, die sie in dieser Stadt kennen gelernt, schien ihr dieses am meisten zu mißfallen. Das Fräulein aber sah mit kecken, triumphirenden Blicken umher. Da sprach der Vogel spottend:

„Ich bitte dich, mein liebes Kind,
Erhebe dich nicht zu geschwind:
Du hast die Zehe abgenommen
Und die Verachtung nur gewonnen.
Zieh' aus den Schuh,
Leg dich zur Ruh',
Damit die Wunde zeitlich heile,
Bevor sie noch der Brand ereile."

Beschämt, ihr Geheimniß verrathen zu sehen, entfernte sich das Mädchen voll Wuth im Herzen.

Jetzt erbot sich die zweite Schwester, den Schuh zu probiren; und da ihr Fuß etwas kleiner, als der Fuß ihrer Schwester war, so brauchte sie blos ein Stückchen von der Ferse abzuschneiden, um ihre Absicht zu erreichen. Als dies geschehen war, verbarg sie den Schmerz, den ihr die Wunde verursachte, und trat muthig in das Zimmer. Der Vogel rief lachend:

„Liebchen, du willst uns betrügen,
Uns durch falschen Schein belügen —
Hast dir die Ferse abgeschnitten,
Dadurch sehr großen Schmerz erlitten,

Und doch am Ende Nichts gewonnen.
D'rum nur nicht lange dich besonnen,
Zieh' schnell das gold'ne Schühlein aus
Du liebe, kleine, lose Maus."

Erbittert durch diesen Spott, entfernte sich das Mädchen, und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. — Die Herzogin fragte jetzt froh, ob dies alle Töchter des Hauses seien, und keine mehr vorhanden wäre? — Verlegen antwortete die Mutter:

„Ich habe wohl noch eine dritte Tochter; sie ist aber noch weniger berechtigt, als ihre Schwestern, Anspruch auf den goldenen Schuh zu machen, denn ihr Fuß ist groß und plump. Auch wird sie es nicht wagen wollen, vor Eurer Durchlaucht zu erscheinen." — Da schrie der Vogel:

„Es kommt auf eine Frage an,
Die man ja leicht versuchen kann.
Ich selber will den Schuh ihr bringen,
Hierher zu kommen, in sie dringen."

Mit diesen Worten verschwand der Vogel und erschien mit dem goldenen Schuhe im Schnabel vor Klorinens Fenster, das von selbst sich öffnete. Der Vogel sang: „Erkenne in mir das treue Täubchen, das dich unter dieser Gestalt so oft schon besuchte, und das du bald noch genauer sollst kennen lernen. Jetzt bekleide dich eiligst mit denselben Kleidungsstücken, die du gestern auf dem Balle trugst. Hier bringe ich dir auch den Schuh, den du gestern in der Eile, mit der du in den Wagen stiegst, verlorst."

Klorine hatte sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt, als der kleine Page mit dem blauen Kleide und

dem Schleier erschien, womit Klorine Tages vorher geschmückt war. Auch der andere goldene Schuh lag bei dem Anzuge. Als Klorine fertig war und jetzt hörte, daß die Herzogin bei ihrer Mutter sei, und sie vor Beiden erscheinen soll, war sie außer sich vor Schrecken, und wollte dem Pagen nicht folgen. Dieser aber zog sie mit sanfter Gewalt in das Empfangszimmer. Kaum hatte die Herzogin sie erblickt, so eilte sie ihr entgegen und rief: „Sie ist es, die ich suche, dies sagt mir mein Herz!“

Klorine antwortete nicht; sie senkte ihr Haupt und erwartete zitternd ihr Schicksal.

„Wer ist diese Dame?“ fragte Klorinens Mutter verlegen. „Ich kenne sie nicht.“ — Der Vogel antwortete:

„Nie hat sie Euer Herz gekannt,
Vor Euerm Aug' war sie verbannt,
In Knechtschaft mußte sie Euch dienen,
Nie öffentlich ist sie erschienen,
Als zweimal auf der Fürstin Ball,
Und das mit Angst und Herzensqual.“

„Als Folge ihres bösen Gewissens!“ fiel die Mutter ein, die jetzt ahnte, daß es Klorine sei. „Unrecht war es von ihr, meine Güte und Nachsicht zu mißbrauchen, und sich in Gesellschaften und Bälle ohne mein Vorwissen einzudrängen. Und ich gebiete ihr jetzt, sich aus meinen Augen zu entfernen.“

Zitternd näherte sich Klorine der Thüre. Der Vogel rief: „Bleibe!“ Zugleich verschwand er, und an seiner Stelle stand eine Dame in glänzender Schönheit. Sie sprach: „Ich bin die Zauberin Immerhold. Ich bin

der Tugend stets zugethan und verabscheue das Laster. Alle, die sich jener widmen, sind meine Schützlinge, und ich belohne sie, so lange sie ihr treu bleiben. Ebenso bestrafe ich das Laster, das sein Glück nur im äußern Sinnengenuß sucht. Klorine ist von heute an nicht mehr deine Tochter. Du hast schon lange aufgehört, ihre Mutter zu sein, da du keine deiner Mutterpflichten an ihr erfülltest, und sie bisher als niedrige Magd behandeltest. Doch konntest du ihren edeln Sinn nicht unterdrücken, und er ist es allein, durch den sie sich die Liebe dieser edeln Fürstin erworben hat, und der sie auch ihre ganze Lebenszeit hindurch beglücken wird."

Zugleich nahm sie Klorinen den Schleier ab. Als aber die Herzogin deren Gesicht erblickte, rief sie aus: „Gott! es sind ganz die Gesichtszüge und die Gestalt meiner jüngst verstorbenen Tochter!" und sank, von Freude und Ueberraschung ergriffen, auf den Polstersitz nieder.

„Nur sprechende Aehnlichkeit ist es," sagte die Fee; „seht, selbst die goldgelockten Haare, welche so lieblich Klorinens Gesicht umrahmen, gleichen denen Eurer verstorbenen Tochter." — Da konnte sich die Fürstin nicht länger beherrschen. Sie stürzte in Klorinens Arme, und schloß sie mütterlich an ihr Herz, indem sie sprach: „Auf ewig meine Tochter!"

„Doch nur mit meiner Bewilligung!" stöhnte Klorinens Mutter, boshaft lächelnd.

„Ja, nur mit Eurer Bewilligung!" rief Klorine, indem sie sich zu ihrer Mutter Füßen warf. „Ihr werdet mir Eure Einwilligung und Euern Segen, ohne den ich lieber jedem Erdenglück entsagen würde, nicht vorenthalten.

S. 246.



K. HOFLITHOGR. BRÜKNER & Cº (THEODOR JAEGER) MÜNCHEN.

Und ich werde Euch in jeder Lage meines Lebens als eine gehorsame Tochter ehren."

Dies hatte die harte Mutter nicht erwartet, und sie fühlte sich so gerührt, daß sie ihre Tochter aufhob und den ersten Kuß der Liebe auf ihre Stirne drückte.

„Gehe hin," sagte sie, „und sei glücklich!" — Jetzt erst umarmte Klorine die Herzogin mit zärtlicher Liebe. Als sie sich hierauf auch der gütigen Fee näherte, ihr zu danken, band diese das kostbare Geschmeide, das der Paradies-vogel getragen, los, und hing es um Klorinens Hals. „So lange du gut und tugendhaft bist," sprach sie, „wer-den diese Steine ihren Glanz nicht verlieren; bei dem ge-ringsten Fehltritt aber werden sie verbleichen." Mit diesen Worten verschwand die Fee. Klorine zog mit der Herzogin und wurde von dieser wie eine leibliche Tochter geliebt. Obschon sie jetzt in glänzenden Verhältnissen lebte, so be-wahrte sie doch ihr Leben lang ein reines, fleckenloses Herz; darum glänzten aber auch die Edelsteine immer hell und freundlich an ihrem Halse.

Ihren Schwestern, deren Wunden, die sie sich über-müthiger Weise zufügten, nie mehr ganz heilten, that sie Gutes, wo und wie sie konnte.

Der Zauberkönig.

Vor uralten Zeiten lebte ein guter König, Namens Rinaldi. Er beherrschte sein weites Reich mit vieler Weisheit und erwarb sich dadurch, sowie durch seine Tapferkeit und seine Kriegskunst den Beinamen des Großen. Er besaß eine liebenswürdige Gemahlin, die sich ganz der Erziehung ihrer Kinder, einem Sohn und einer Tochter, widmete, und die sie dagegen mit den schönsten Hoffnungen erfüllten; denn schon in ihrer ersten Kindheit zeigten sie die trefflichsten Anlagen zu allem Guten und Schönen und verriethen vorzügliche Geistesgaben, deren Ausbildung die Eltern für eine heilige Pflicht betrachteten. Auch sorgten sie dafür, daß das Herz der Kleinen nicht durch üble Beispiele in der ersten Jugend, wo es so leicht unverlöschbare Eindrücke erhält, verdorben würde; die sorgsame Mutter entzog sich daher lieber jedem öffentlichen Vergnügen, um sich ganz der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Sie war bei allen ihren Lehrstunden

zugegen, und wohnte auch ihren Spielen bei. Aber die Geschwister betrugen sich dabei so gut und verträglich, daß sie sich nur selten einem Tadel aussetzten. Dies war aber auch der Fall, wenn sie fremde Gespielen bei sich hatten. Denn da man zu ihrem Umgange nur wohlerzogene Kinder wählte, — so gaben auch diese ihnen keine Veranlassung zu Zank und Streit. Die Eltern wußten wohl, daß dieses nicht immer so bleiben würde. Sie sahen ein, daß ihre Kinder in so unschuldigem Kreise nicht fortleben könnten, und daß sie später auch mit übelgesinnten Menschen in Berührung kommen würden; aber ehe dies der Fall wäre, sollten sie in allem Guten wohl befestigt werden, damit ihre Grundsätze nicht mehr durch böse Beispiele erschüttert werden könnten. Sie hielten ihre Kinder auch von allen öffentlichen Festen und Vergnügungen fern; „denn," sagten sie, „was unsere Kinder nicht kennen, nach dem werden sie auch nicht verlangen. Wir erregen dadurch in ihrem Gemüthe nur allzu früh die Sehnsucht nach öfterem Genuß und trüben ihnen dadurch die unschuldigen Freuden der Kindheit, die man ihnen doch so lange als möglich erhalten soll, ehe sie sich in die oft wild bewegten Fluthen des Lebens stürzen.

Zu dieser Zeit gab es viele Feen und Zauberer, die unter der Gewalt des mächtigen Königs Kaliforus standen, dem zu gehorchen sie verpflichtet waren. Er besaß ein böses Gemüth und übte daher wenig Gutes, obgleich er gute Gesinnungen an Andern wohl zu schätzen wußte. Das Land, welches er beherrschte, war von himmelhohen Bergen umgeben, auf deren höchstem er seinen Sitz hatte, damit er die ganze Umgegend übersehen konnte. — An

sein Reich grenzte ein schönes Thal, das von Leone, einer überaus geistreichen und gütigen Fee, beherrscht wurde. Sie lebte von der übrigen Welt abgeschieden in stiller Einsamkeit, die sie nur dann verließ, wenn sie gezwungen war, am Hofe des Zauberkönigs zu erscheinen. Und dies geschah öfters; denn ob er gleich von Natur böse war, so liebte er doch die Tugend an Andern, und vertraute sich auch nur gern edlen Seelen an. — Schon lange hegte er im Geheimen die Absicht, den Hofstaat seiner Gemahlin aus wohlerzogenen Fürstentöchtern des Landes zu bilden. Da er aber wohl wußte, daß sich keine aus freiem Willen zu solchem Dienste verstehen würde, indem er und sein Hof schon allzu übel berüchtiget waren, so beschloß er, gute Kinder ihren Eltern zu entführen, und sie der Fee Leone zur fernern Bildung anzuvertrauen. Kaliforus berief die Fee zu sich und theilte ihr sein Vorhaben mit. Diese konnte zwar seinen Plan nicht billigen, doch ihr Widerspruch war vergeblich. Er drang um so mehr darauf, da ihr Thal von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen war, und der einzige Weg dahin durch eine dunkle Höhle führte, die den Eingang bildete. Er konnte sohin hoffen, daß seine dunkle That der Welt verborgen bleibe.

Vor Allem richtete er seine Augen auf Aline, Tochter des Königs Rinaldo, und deren Jugendfreundin Rosane, gleichfalls aus königlichem Hause stammend.

Beide gingen eines Tages mit der Königin Mutter am Ufer des Meeres spazieren. Sie unterhielten sich eben von dem abwesenden König Rinaldo, der in einen langen Krieg mit den Nachbarstaaten verwickelt war. — Da erbrauste plötzlich die See, Sturmwinde heulten und jagten

Staubwolken empor, und in Gestalt einer Windesbraut ließ sich Kaliforus auf die Erde herab. Er bemächtigte sich, ungesehen von den Anwesenden, der beiden Prinzessinnen, und entführte sie. Die Königin glaubte nicht anders, als der Wirbelwind habe die Kinder in die brandenden Wogen des Meeres geworfen; trostlos kehrte sie zurück und sandte sogleich Boten nach allen Richtungen aus, um die Verschwundenen zu suchen. — Aber vergeblich!

Die Prinzessinnen kamen glücklich im Thale der Fee Leone an. Sie wurden auf's Liebreichste empfangen, und obgleich ihr Schmerz Anfangs groß war, sich von geliebten Eltern getrennt zu sehen, und besonders Aline ihren Bruder und Gespielen sehr vermißte, so haftete er doch nicht lange in dem jugendlichen Gemüthe, und die Gegenwart gefiel den kleinen Mädchen bald eben so sehr, als ihnen die Vergangenheit angenehm gewesen war; denn die Fee verstand es vollkommen, ihren Geist durch angenehme und nützliche Beschäftigungen zu zerstreuen und durch Liebe an sich zu fesseln. Auch war das schöne Thal, das von wohlriechenden Blumen duftete, und die Schönheit der Natur in ihrem ganzen Reize entfaltete, recht wohl geeignet, reine Kinderseelen zu fesseln. Es herrschte hier ein ewiger Frühling, dessen sanfter Hauch die herrlichsten Früchte reifte. Erfrischende Springbrunnen wechselten mit künstlichen Kanälen, auf deren Gewässer kleine bunte Nachen zur Schifffahrt einluden. Auf den Wiesen weideten schneeweiße Lämmer, und auf den Bäumen saßen bunte Papageien, und andere schöngefiederte Vögel, welche die Luft mit ihrem Gesang erfüllten. Die Hügel waren mit Weinreben besetzt, die zuckersüße Beeren trugen, und daher fleißig von

den Prinzessinnen besucht wurden. Die Fee schenkte ihnen auch einen jungen Affen, der sie Anfangs durch kurzweilige Possen sehr belustigte; als er aber zuweilen sein böses, tückisches Gemüth verrieth, und besonders, wenn die Prinzessinnen mit andern Thieren spielten, boshafte Rache übte, wollten sie nichts mehr mit ihm zu schaffen haben, und wählten sich dagegen ein Lieblingsschäfchen, das ihnen überall nachfolgte; dann einen Papagei, mit dem sie sprechen konnten, und ein Eichhörnchen, das sich lustig auf ihre Hand setzte, wenn es eine Nuß oder Mandel verzehren wollte. Auch schöne Kaninchen gab es hier, die durch ihr drolliges Wesen Allen gefielen, wenn sie ihre munteren Spiele trieben. Ein Taubenschlag war mit Turtel- und anderen schönen Tauben gefüllt, wie man sie nur gerne sehen mochte. — Diese Thiere selbst zu füttern, war der Prinzessinnen liebstes Vergnügen, und Alle lohnten sie dafür durch treue Anhänglichkeit; nur der Affe blieb feindlich gegen sie gesinnt. Gaben sie ihm Nüsse oder anderes Obst, so versuchte er davon und warf ihnen undankbar die Ueberbleibsel an den Kopf. Dies feindselige Verfahren war den Kindern zuletzt so unangenehm, daß sie ihn keiner weitern Beachtung mehr werth hielten. Er aber behielt sie immer im Auge, böse Tücke gegen sie auszuüben. So angenehm nun den jungen Prinzessinnen die Stunden verflossen, so wären sie doch bald von Langweile gequält worden, hätte die verständige Fee nicht für geistreichere Unterhaltung gesorgt. „Da es euch,“ sagte sie eines Tages, „hier so wohl zu gefallen scheint, so habe ich, euer Vergnügen noch zu erhöhen, ein eigenes Gebäude zu euerm Gebrauche einrichten lassen, wohin ich euch sogleich be-

gleiten will, wenn es euch Freude macht.“ — Da hüpften die Kinder voll Jubel um ihre Pflegemutter und küßten ihr dankbar die Hand.

Das Gebäude bestand aus schneeweißem Alabaster, und war mit grünen Jalousien versehen, wodurch sich im Innern eine angenehme Dämmerung verbreitete. Ueber der Thür eines jeden Zimmers stand mit goldenen Buchstaben eine besondere Ueberschrift, welche die Bestimmung desselben anzeigte.

Das machte den Mädchen große Freude. Sie betraten den Musensaal, der mit grünem Laubwerk geschmückt war. In geschnitzten Schränken standen zahlreiche Bücher, deren Rücken mit goldenem Titel versehen war. Als sie die Bücher aufschlugen, schimmerten ihnen daraus herrliche, buntgemalte Kupferstiche entgegen. Ein schönes Fortepiano stand an der Wand, und in Mitte des Saales ein Tisch, worauf Papier, Federn, Bleistifte und Landkarten lagen. Auch Arbeitstischchen fanden sie hier mit Allem gefüllt, was zu feinen und künstlichen Handarbeiten erforderlich ist. — Die Prinzessinnen waren bei diesem Anblicke außer sich vor Freude und konnten kaum die Zeit erwarten, wo der Unterricht seinen Anfang nehmen sollte. Die gütige Fee war selbst ihre Lehrerin. Sie trug alle Gegenstände so leicht und verständlich vor, daß die Stunden wie Augenblicke verflogen, und den eifrigen Schülerinnen die Zeit nur zu schnell verschwand. — Unter diesen Umständen war es wohl ganz natürlich, daß die Prinzessinnen in kurzer Zeit sehr geschickt und verständig wurden. Hatten sie eine freie Zeit, so verlebten sie dieselbe im Garten und stärkten ihre körperlichen Kräfte durch angemessene

Spiele. So wuchsen sie heran, frisch und gesund an Leib und Seele.

Bisher hatten die Prinzessinnen immer nur unter Aufsicht der Fee kleine Spaziergänge gemacht; da sie aber jetzt ihr vierzehntes Jahr erreicht hatten, durften sie in Begleitung einer Kammerfrau auch weitere Ausflüge unternehmen. Sie durchstrichen nun täglich schönere Gegenden, und kamen endlich auch zu einem Pomeranzenwäldchen, das mit einer Menge Bildsäulen von verschiedener Größe geziert war; sie schienen zu leben, so ausdrucksvoll waren ihre Augen und Gesichtszüge. — Dies machte aber einen so unheimlichen Eindruck auf die Mädchen, daß sie diesen Ort schnell verlassen wollten, als sie im Vorübereilen eine schöne Frau in tiefer Trauerkleidung erblickten, die eine der Bildsäulen fest umschlungen hielt, und sie mit ihren Thränen benetzte. Aline und ihre Freundin fühlten sich bei diesem Anblicke gerührt und blieben stehen. Sie fragten die Unglückliche theilnehmend um die Ursache ihres Kummers. — Wie sehr erstaunten sie aber, zu vernehmen, daß dieser Jüngling ihr Sohn sei, den der Zauberkönig Kaliforus, um eines kleinen Vergehens willen, in Stein verwandelt habe; und daß auch alle übrigen Bildsäulen und viele Thiere des Thales vorher Menschen gewesen seien.

Die Prinzessinnen faßten bei dieser Erzählung den größten Abscheu gegen Kaliforus. Sie fragten die Fremde, ob denn keine Entzauberung möglich sei? — „Wohl schwerlich," versetzte die Frau. „Die Sage geht: daß nur ein Prinz von unbescholtenen Sitten dies vermöge. Allein wo wird ein solcher Fürstensohn sich finden. Und hätte er auch Muth, sich dem Zauberkönig zu nähern, was würde

ein Sterblicher gegen seine Zauberkräfte vermögen? Nein," seufzte sie, „für mich und die Unglücklichen hier ist keine Hoffnung!" Die Prinzessinnen trösteten sie so viel als möglich; da ihre Worte aber keine günstige Aufnahme fanden, entfernten sie sich von diesem traurigen Orte mit wehmuthsvollem Gemüthe.

Sie kamen betrübt nach Hause. Da sie ein vollkommenes Zutrauen in ihre Pflegemutter setzten, machten sie ihr kein Geheimniß aus dem, was ihnen begegnet war Die Fee erwiederte:

„Ich erkenne, daß es nothwendig ist, meine Kinder, euch in die Zukunft blicken zu lassen, damit ihr euch gefaßter in das Schicksal füget, das euch bestimmt ist. — Man hat euch, wie ich höre, Mittheilungen von dem Zauberkönige Kaliforus gemacht, die ich gern vernichten möchte, wenn es in meiner Gewalt stände. So wisset denn, daß ihr durch seine Macht euren Eltern entrissen wurdet. Auf seinen Befehl hin übernahm ich eure Erziehung, die er unsichtbar überwacht."

„Was geht ihn aber unser Schicksal an!" riefen die Prinzessinnen.

„Mehr als ihr glaubt, liebe Kinder. Ihr seid bestimmt, seinen Hof durch eure Tugenden zu zieren."

„Nimmermehr soll dies geschehen!" riefen Beide aus.

„Dann würde euch eine traurige Zukunft bevorstehen! — Gehet daher lieber eurer Prüfung mit Muth und Besonnenheit entgegen und seid überzeugt, daß Entschlossenheit, Ergebung und Festhalten an der Tugend die schwersten Prüfungen des Lebens zu überwinden vermögen. — Vielleicht seid ihr von der Vorsehung bestimmt, durch gutes

Beispiel vortheilhaft auf eure künftige Umgebung zu wirken. — Ist es nicht eine hohe, edle Aufgabe, Andere durch unsern Wandel zu bessern und zu beglücken?"

Von diesem Gedanken begeistert, sanken die Prinzessinnen zu ihrer Wohlthäterin Füßen, und gelobten Gehorsam zu leisten. — Aber von dieser Zeit an waren sie nicht mehr so heiter und unbefangen als vorher. Sie sprachen, wenn sie allein waren, viel über die dunkle Zukunft, der sie entgegen gingen.

Als sie sich eines Tages im tiefen Gespräche weiter als gewöhnlich von ihrer Wohnung entfernt hatten, kamen sie unversehens zu jener Höhle, durch die man allein in das Thal, welches sie bisher bewohnten, gelangen konnte. Neugierig betraten sie dieselbe, drangen immer weiter vor und gelangten bis zu ihrem Ausgang. — Hier fuhren sie aber erschrocken zurück, als sie einen jungen Kriegsmann schlafend unter einem Baume erblickten. In der Ferne sahen sie zugleich große Kriegsheere in glänzendem Waffenschmuck. Niemals hatte sich noch vorher ihren Augen ein ähnliches Bild dargestellt! Denn in der Einsamkeit erzogen, hatten sie nichts von der Außenwelt erfahren, damit keine unbefriedigten Wünsche sich ihrer Seele bemächtigen sollten. — Die Prinzessinnen suchten sich eiligst zurückzuziehen; allein der Jüngling war erwacht, bat sie, noch zu verweilen, und ihm das Thal zu nennen, das hinter diesem Felsen, wie er gehört, verborgen sein sollte. „Man sagt," setzte er hinzu, „daß es von einer wohlthätigen Fee bewohnt wird. Sie könnte mir vielleicht Nachricht von Alinen, meiner verlornen Schwester, und ihrer Freundin Rosane geben, um deren willen wir gegen=

wärtig Krieg mit dem Könige Kaliforus führen, da wir gegründeten Verdacht hegen, daß er sie Beide geraubt hat."

„Dies können wir bestätigen," sagten die Jungfrauen, „denn wir sind es selbst!"

„Du also meine Schwester!" rief der Jüngling entzückt, und sank in Alinens Arme.

Vereinigt kehrten sie in das Thal zurück. Sie fanden die Fee, sie erwartend. Als die Prinzessinnen aber ihr die gemachte Entdeckung mittheilen wollten, sagte sie lächelnd:

„Ich weiß wohl, Aline, daß dies dein Bruder ist. Es ist mir leid, daß du ihn zu früh gefunden hast, weil es dir nun schwerer fallen wird, deinem Schicksale entgegen zu gehen."

„O das werde ich nun nicht mehr!" rief Aline. „Mein Bruder wird mich gegen die Gewalt des Zauberkönigs schützen, und mich seiner Macht entreißen."

„Er kann es nicht, meine Tochter! Kein Sterblicher widersteht seiner Zaubergewalt, der selbst wir Feen unterworfen sind."

„So wollen wir ihm durch List entrinnen," sagte der Prinz. „Ich entführe die Prinzessinnen und bringe sie zu meinen Eltern, die sie wie ihre Augäpfel beschützen werden. Meines Vaters tapferes Kriegsheer wird überdies sein Land bekriegen und ihn für seinen Raub züchtigen."

„Wie wollet ihr aber seinem Blicke entgehen," fragte die Fee, „da er von seinem Felsenschloß die ganze Gegend und alle Straßen übersehen kann?"

„Wir entfliehen des Nachts!"

„Er besitzt eine Zauberbrille, mit der er die tiefste Finsterniß durchdringen kann."

„Und vermag Eure Kunst gar nichts gegen ihn?“ sagte der Prinz, sich an die Fee wendend.

„Auf der Erde wenig, aber ich habe über die Luft zu gebieten.“

„O so veranlasset, daß sie uns aufnehme und beschütze,“ baten Alle zugleich.

„Ich kann es nur unter der Bedingung, daß ihr den Erdboden während eures Fluges nicht berühret, und auch immer nur bei Nacht reiset.“

„O dies ist uns ein Leichtes!“

„Nicht so leicht, als ihr denkt. — Indessen, da ihr es wünschet, soll euer Verlangen erfüllt werden.“

Alle dankten der Fee Leone für ihre Hilfe. Die Prinzessinnen umarmten sie auf's Zärtlichste, und drückten ihre volle Dankbarkeit für alle Liebe und Sorgfalt, die sie ihnen von Jugend an bewiesen, auf's Innigste aus. Hierauf packten sie ihre kleinen, ihnen lieb gewordenen Habseligkeiten zusammen, und bereiteten sich vollends zur Abreise, bis der Abend hereinbrach, und die Schatten der Finsterniß sich allmählig umher verbreiteten. — Da senkte sich langsam eine dichte Wolke von oben herab, umhüllte sie, und hob sie empor. Zugleich vernahmen sie deutlich ein vergnügtes Grinsen des Affen, der ihren Abzug heimlich beobachtet hatte, und sich darüber zu freuen schien. Aber deutlicher hörten sie noch eine Stimme, die ihnen zurief:

„Nehmt ja die Weisung wohl in Acht
Und reiset nur bei dunkler Nacht;
Und euer Fuß berühre nicht
Die Erde, wenn der Tag anbricht.“

Da sagten die Prinzessinnen: „O, diese sorgsame Erinnerung kommt einzig von unserer mütterlichen Freundin, der gütigen Fee!“ — Voll schöner Hoffnungen befolgten sie Anfangs ihren Rath. Sie verweilten bei Tage hoch in der Luft, so daß die Wolke, von dem Erdball aus gesehen, kaum einem kleinen dunkeln Punkte glich; brach aber die Nacht herein, so senkte sie sich herab, und eilte in schnellem Fluge davon, bis zu den Staaten des Königs Rinaldo. Schon erblickten sie in der Ferne den von Kerzenlicht hell schimmernden Palast. — Da konnten sich die Prinzessinnen vor Freude kaum mehr fassen, und baten den Prinzen flehentlich, der Wolke zu gebieten, daß sie sich mit ihnen herablasse, obschon sie das Grauen des Tages wahrnehmen konnten. Der Prinz machte sie zwar aufmerksam auf die beginnende Morgendämmerung; allein die Sehnsucht nach den lieben Eltern ließ sie alle Vorsicht vergessen. — Die Wolke neigte sich nach ihrem wiederholten Wunsche herab, und setzte sie zur Erde nieder. Kaum hatten sie aber dieselbe berührt, als sie sich von einer Schaar vermummter, wild aussehender Männer umgeben sahen, die sich ihrer zu bemächtigen suchten. Die Prinzessinnen sanken bewußtlos in die Arme ihrer Verfolger, und vergebens suchte der Prinz mit aller Tapferkeit seines Armes sie zu befreien. — Es war umsonst! Die Räuber entrannen mit ihrer Beute in solcher Schnelligkeit, daß es unmöglich gewesen wäre, sie einzuholen. Aber der Prinz schwur, sich ihres Raubes wieder zu versichern, und sollte es ihm Leben und Freiheit kosten. — Vereint mit seinem Vater, traf er sogleich Maßregeln, die Kriegsheere noch zu vermehren, dann den Zauberer mit aller Waffen-

macht zu bestürmen, und wo möglich seine Felsenburg, obgleich sie unbezwingbar schien, zu belagern.

Die Prinzessinnen waren von ihren Räubern in eine Höhle gebracht worden, worin Schlangen hausten, die bei jeder ihrer Bewegungen den offenen Rachen gegen sie ausstreckten. Ihre sparsame Nahrung senkte sich täglich von oben herab, ohne daß sie den Geber wahrnehmen konnten. Qualvoll langsam verstrichen ihnen die Stunden. Wie ein Engel des Lichtes erschien ihnen daher eines Tages ihre Wohlthäterin, die gütige Fee Leone, die sich in einer lichten Wolke vor dem Eingange der Höhle herabließ, um sie zu besuchen. — Freudetrunken stürzten die Jungfrauen in ihre Arme, und flehten, sie aus dem schrecklichen Aufenthalte zu befreien. Allein sie erwiederte:

„Es thut mir leid, liebe Kinder, euch nicht willfahren zu können. Ihr habt meine Warnung nicht beachtet und seid dadurch wieder in die Gewalt des mächtigen Kaliforus gerathen, gegen dessen Zauberkraft ich nichts vermag. Erkennet daraus, wie gefährlich es ist, seinen Neigungen zu folgen und die warnende Stimme einer guten Freundin nicht zu beachten. Wer blind den Wünschen seines Herzens folgt, gleicht dem Wanderer, der auf blumigen Wegen dem Abgrunde zueilt. Es bleibt euch nun weiter keine Wahl, als hier in dieser Höhle euer Leben zuzubringen, oder am Hofe unsers Königs zu erscheinen. Er hat mich beauftragt, euch seinen Willen kund zu thun, und euch die freie Wahl zu überlassen.“

Die Prinzessinnen waren außer sich vor Entsetzen, als sie diese Nachricht vernahmen. Nachdem sie aber Alles wohl überlegt hatten, wählten sie lieber Letzteres, da sie

doch eher einer Befreiung entgegen sehen konnten, als hier in der einsamen, finstern Höhle, umgeben von giftigen Thieren.

Kaum aber hatten sie eingewilligt, als sich ihr bisheriger Aufenthalt in ein schönes Gemach verwandelte, und sie sich von Kammerfrauen umgeben sahen, die sie in kostbare Stoffe kleideten und ihr schönes Haar mit Blumen und vielfarbigen Edelsteinen schmückten. Sie waren nicht wenig erstaunt, sich in solcher Pracht zu sehen, da sie vorher immer nur höchst einfach gekleidet gingen, und aller Kleiderpracht fremd blieben. Allein der Kummer, der ihr Herz drückte, wurde dadurch nicht gehoben. Selbst die liebreichen Tröstungen der Fee Leone vermochten nicht, sie zu beruhigen. — Von Angst zurückgehalten, verzögerten sie ihre Abreise so lange als möglich, und wahrscheinlich hätten sie dieselbe noch länger verschoben, würde nicht eine Wolke sie plötzlich umgeben und davongeführt haben. Stillschweigend durchflogen sie die obern Regionen; selbst die Zauberin wagte nicht, ihnen Muth einzusprechen, da sie wohl wußte, was für ein Anblick ihnen bevorstand.

Nach kurzem Fluge ließ sich die Wolke vor dem Palaste des gefürchteten Zauberers nieder. Er strahlte von Gold und Edelsteinen und prächtige Gärten umgaben ihn. Auch die innere Einrichtung entsprach vollkommen der äußern Pracht. Wie war aber den Prinzessinnen zu Muthe, als sie beim Eintritt dieselben Männer sahen, die sie in die Schlangenhöhle gebracht hatten. — Mehr todt als lebendig wurden sie in den Saal geführt, wo Kaliforus und seine Gemahlin sie auf einem prachtvollen Thron erwarteten. Aber die Prinzessinnen sahen nur die schreckliche

Gestalt des Zauberers und sanken ohnmächtig zu Boden. Und wahrlich! Kaliforus konnte durch seine Größe und Stärke, durch seinen langen, wirren Bart, durch seine flammenden, zornglühenden Blicke jedes Menschenherz entsetzen.

Als die Prinzessinnen aus ihrem leblosen Zustande erwachten, verhüllten sie sich das Gesicht, und waren nicht zu bewegen, einen Laut von sich zu geben. Ihre Zunge war von Schrecken wie gelähmt. Kaliforus aber glaubte, es sei aus Starrsinn und befahl, sie in ein Gefängniß zu werfen. Auch der Fee ward es nicht erlaubt, sie zu begleiten. Mit einem mitleidvollen, zärtlichen Blick nahm sie Abschied von ihren Lieblingen. Doch wendete sie alle Beredsamkeit an, den Zauberfürsten zu beruhigen und ihn zu überzeugen, daß blos der erste Anblick so heftig auf die Jungfrauen gewirkt habe, und daß die Gewohnheit mit der Zeit Alles ausgleichen würde.

Indessen war der Krieg zwischen dem Könige Rinaldo und seinem Gegner Kaliforus mit der größten Erbitterung geführt worden. Denn jetzt, da man gewiß wußte, daß die Prinzessinnen in des Zauberers Gewalt waren, empörte dieser Raub das ganze Land und der Kronprinz focht an der Spitze seiner Truppen wie ein Löwe. — Da er aber gern gewußt hätte, wo seine Schwester und ihre Freundin sich jetzt aufhielten, und er sich nahe dem Wohnsitze der Fee Leone befand, so beschloß er, sie zu besuchen und darüber zu befragen. Sie machte ihm auch kein Geheimniß daraus, erklärte aber, daß er sich vergeblich bemühen würde, die Jungfrauen zu befreien, weil der Palast von Männern bewacht sei, die nicht mit menschlichen Waffen bezwungen werden könnten, und er also wahrscheinlich

ihnen zum Opfer fallen würde. — Als aber der Prinz darauf bestand, seine Schwester sehen zu wollen, sagte die Fee:

„Es steht in meiner Gewalt, Euch mittelst eines Zaubergürtels, den Ihr jedoch nur zur Rettung der Prinzessinnen gebrauchen dürft, unsichtbar zu machen.“

Der Prinz versprach's, und die Fee reichte ihm einen hellblauen, mit Silber durchwirkten Leibgürtel, den er sorgsam verbarg.

„Wollet Ihr übrigens noch meinen Rath befolgen,“ setzte sie hinzu, „so suchet erst die Macht Eures Feindes zu Felde, wo er nicht mächtiger als ein anderer Feldherr ist, zu bezwingen, und dann seine Felsenburg einzuschließen. Sie selbst aber ist unüberwindlich, so lange sie von ihrem Besitzer bewohnt wird.“

„Und ist es nicht möglich, ihn auf irgend eine andere Weise zu bezwingen?“ fragte der Prinz.

„Nur einen Tag im Jahr ist er der Sterblichkeit, wie andere Menschen, unterworfen.“

„Nennt mir ihn, und ich werde den Tyrannen zum Zweikampfe fordern.“

„Es ist ein Geheimniß, um das er nur allein weiß. An diesem Tage erscheint er jedoch gewöhnlich in der Gestalt eines einfachen Menschen, weil er sich so sicherer glaubt.“

Zufrieden mit dieser Nachricht, entfernte sich der Prinz. Während seiner Abwesenheit hatte König Rinaldo durch seine gewohnte Kriegskunst den Feind so sehr in die Enge getrieben, daß es nur noch einer offenen Schlacht bedurfte, ihn gänzlich zu besiegen. Der Prinz vereinigte sich nun mit seinem Heere, und die Schlacht wurde gewonnen. Die feindlichen Schaaren wurden größtentheils getödtet oder gefangen genommen und das Felsenschloß belagert.

Kaliforus war so sehr darüber erbittert, daß er beschloß, an den Prinzessinnen Rache zu nehmen, wenn sie sich noch länger weigerten, an seinem Hofe zu dienen. Um sie hiezu zu bewegen, zeigte er sich scheinbar milder und gestattete ihnen mehr Freiheit, so daß sie sogar im Garten lustwandeln durften.

Indessen hatte sich auch der Prinz seines Zaubergürtels bedient und sich unsichtbar den Prinzessinnen genähert. Ihre Freude, ihn um sich zu wissen, war unbeschreiblich. Sie hatten auch von dieser Zeit an viel mehr Muth, sich dem Zauberkönig zu nähern und ihm in's Auge zu sehen, wenn er sich mit ihnen in ein Gespräch einließ. — Als sie eines Tages eben im Garten spazieren gingen, und sich mit dem Prinzen, der zugegen war, von der Möglichkeit ihrer Befreiung unterhielten, kam ein Kriegsmann auf sie zu. Er war wohl gewachsen, von feinen Sitten und angenehmer Beredtsamkeit, die er im Laufe der Unterhaltung immer mehr entwickelte. — „Würdet ihr wohl," fragte er, „Anstand nehmen, am Hofe des Königs Kaliforus zu erscheinen, wenn er nicht so abschreckend wäre?"

„O gewiß nicht!" versetzten die Jungfrauen.

Der Fremde lächelte zufrieden. „Wohl ist er abschreckend," fuhr er fort; „doch liebt er deßhalb nicht minder das Gute. Wer weiß, ob nicht eure Nähe einen veredelnden Einfluß auf ihn üben würde!"

„Ihr irret. Wenn das Böse so tief gewurzelt ist," sagten die Prinzessinnen, „so ist es nicht mehr auszurotten."

„Es käme auf einen Versuch an; ich will den König Kaliforus in einfach schlichter Gestalt vor euch erscheinen lassen; dann könnt ihr ja sein Herz prüfen."

„Du bist es selbst, Bösewicht!" rief eine Stimme. „Ziehe deine Waffe und bereite dich zum Tode."

Und als der Fremde aufblickte, stand Alinens Bruder, der seinen Zaubergürtel abgenommen, sichtbar vor ihm. Es entstand nun zwischen beiden ein furchtbarer Kampf, und es blieb lange unentschieden, wer den Preis davongetragen würde. Da machte der Prinz plötzlich eine geschickte Wendung, und durchbohrte seinen Gegner, so daß er zu Boden stürzte und seine Seele aushauchte. Zugleich verwandelte sich auch sein Körper und nahm seine häßliche, abschreckende Gestalt wieder an. Es war Kaliforus, der an diesem Tag der Sterblichkeit unterworfen war. Der Prinz hatte in dem fremden Kriegsmann den König Kaliforus vermuthet, und sich hierin nicht getäuscht.

Bei des Zauberers Tode erbebte die Erde; die Felsenburg stürzte zusammen, und eine lichte Wolke umgab den Prinzen und die Prinzessinnen, und trug sie nach Leonenthal. — Aber wie sehr fanden sie hier Alles verändert! Statt des einfachen Landhauses, das vorher die Fee mit ihren Pflegetöchtern bewohnte, stand jetzt ein kostbarer Palast, der von reichgekleideten Dienern belebt war. Die schönen, aber vorher einsamen Gärten waren nun mit Menschen jedes Standes und Alters gefüllt, die sich froh begrüßend einander die Hand reichten.

Die Geschwister und Rosane wurden in einen glänzenden Saal geführt. Auf einem Thron von Porphyr saß Fee Leone mit einer Strahlenkrone von Gold und Edelsteinen auf dem Haupte. An Stelle eines Zepters hielt sie den Zauberstab in der Hand. Sie war von vielen Feen umgeben, die geschmückt mit kostbarer Kleidung, Perlen

und Juwelen einen prächtigen Anblick gewährten. Sie näherten sich ehrerbietig der Zauberin, ihr Treue und Ergebenheit zu geloben.

Die Prinzessinnen erstaunten bei diesem Anblick, denn nie war ihnen Fee Leone in solcher Hoheit erschienen. — Als diese ihre Verwunderung bemerkte, wendete sie sich zu Alinens Bruder und sprach: „Euch, Prinz, sind wir Feen vor Allen unsern Dank schuldig. Ihr habt uns von dem tyrannischen Zauberkönig befreit, der uns seit Jahrhunderten quälte und unsere Macht lähmte. Er ist nicht mehr! und da meine Mitschwestern keinem männlichen Zauberer mehr unterworfen sein wollen, so haben sie mich zu ihrer Königin gewählt; ich werde mich auf alle Weise bestreben, ihr Zutrauen zu rechtfertigen."

„In meinem Palaste," fuhr die Fee fort, „und dessen Umgebung werdet ihr viele Menschen finden, die von Kaliforus aus Rachsucht in Thiere und Bildsäulen verwandelt wurden, und mit seinem Tode ihre natürliche Gestalt wieder erhalten haben. Auch jener Jüngling, dessen Loos die Prinzessinnen so sehr beklagten, ist seiner Mutter wieder gegeben."

Nach diesen Worten erhob sich die Fee und trat mit dem Prinzen an ein offenes Fenster, sich der Volksmenge zu zeigen; da ertönte es von allen Seiten: „Es lebe die Königin der Feen! Es lebe der Prinz Rinaldo, unser Befreier und Wohlthäter!"

Jetzt ließ sich aus der Luft ein Fahrzeug, mit schneeweißen Tauben bespannt, herab. „Es soll uns zu euern Eltern führen," sagte die Fee lächelnd zu den Prinzessinnen. „Ich werde euch begleiten, um eure Freude an dem Wiedersehen zu theilen."

Beim Einsteigen bemerkte Aline, daß der Affe, der sie an den Zauberer verrathen hatte, einsam und verlassen stand, und traurig nach den fröhlichen Menschen blickte. -- Die Fee wendete sich zu ihm, und sprach mit strengen Worten: „So bestraft sich die Bosheit von selbst! Nur von den Reinen und Guten ist durch den Tod des Kaliforus der Zauber gewichen; auf den Bösen haftet er bis zur Zeit ihrer Besserung; aber ich fürchte, du wirst deine jetzige Gestalt auf immer behalten; denn ein tückisches, rachsüchtiges Gemüth bessert sich nur selten."

Schon nach einigen Stunden hielt das Fahrzeug vor dem Palaste des Königs Rinaldo. — Vergeblich würde es sein, die Freude der beglückten Eltern zu schildern, als sie nach so langer Trennung ihre geliebten Kinder wieder in die Arme schlossen. Der Vater aber dünkte sich noch größer durch einen Sohn, der einen so mächtigen Feind wie Kaliforus überwunden hatte. Als sie nun Alle vereint der gütigen Fee, als Urheberin ihres Glückes, danken wollten, sagte sie scherzend: „Ich kann keinen Dank für Dienste annehmen, die ich mir werde bezahlen lassen; denn ich verlange zur Belohnung von meinen Pflegetöchtern, daß sie mich jährlich wenigstens ein Mal in meinem Thale besuchen, wo wir dann, wie früher, der Natur und uns selbst leben wollen." Die Prinzessinnen gaben ihr Versprechen mit großer Freude. Die Stunden, welche sie in dem einsamen, reizenden Thal der guten Fee verlebten, zählten sie zu den schönsten ihres Daseins; denn:

Das höchste Glück erblüht uns nur
Im Genusse der Natur.

Inhaltsverzeichniß.

Druck von G. J. Manz in Regensburg.

Reinhart, Placidus

Ein Ritt in's Märchenland Märchen zur Bildung und Erholung für die Jugend und Jugendfreunde. Mit 6 Farbendrückbildern

Regensburg 1877